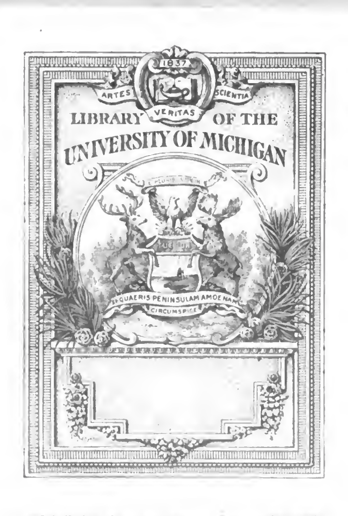
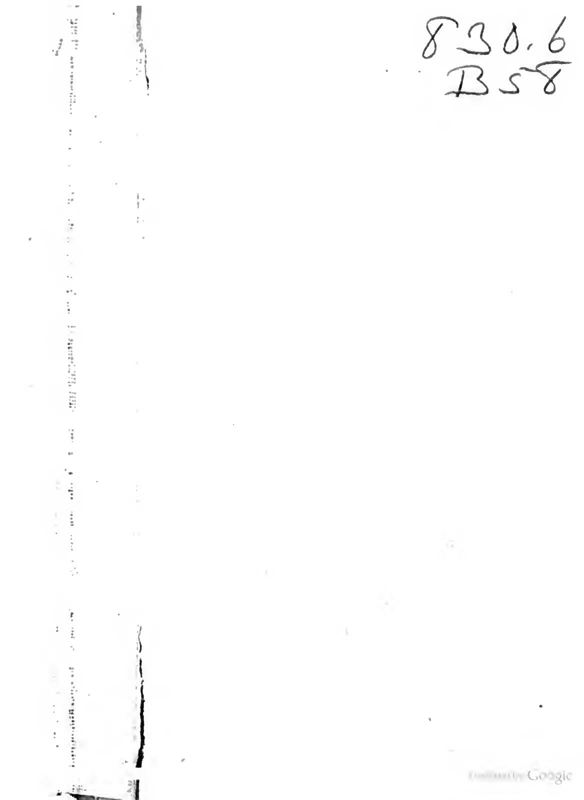
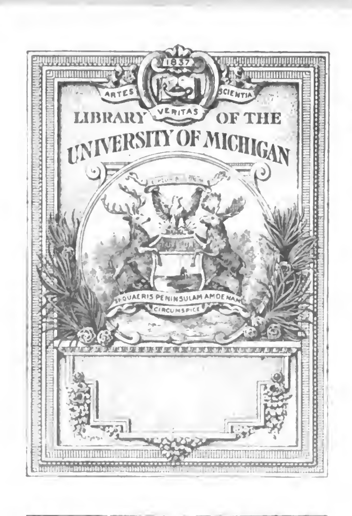
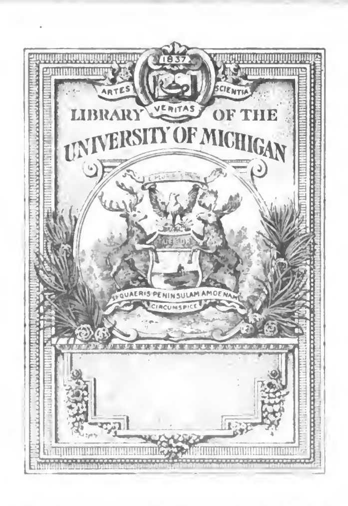
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


830.6
B58
Digitized by Google


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.

Klippen des Glücks.

Roman

von

Adolph Streckfuß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Frau v. Osternau,“ berichtete Storting weiter, „konnte sich nach dem Tode ihres Gatten nicht entschließen, die von ihr so liebgewonnene Gegend zu verlassen. Herr v. Sastrow wünschte zwar, sie möge nach Berlin ziehen, wo es ihr leichter sei, Fritzchen eine angemessene Erziehung zu geben, aber er gab ihren Bitten nach und gestattete, daß sie wenigstens für die nächste Zeit, so lange, bis das Schloß wieder aufgebaut sei, sich eine bescheidene Wohnung in dem geräumigen Pfarrhaus miethe. Er konnte ihr die Mittel zum Leben im reichsten Maße gewähren, da der junge Majoratsherr der mütterlichen Erziehung anvertraut war. Mir übertrug Herr v. Sastrow die Bewirthschaftung der Güter, er machte es mir dadurch möglich, mein Herrn v. Osternau gegebenes Versprechen, über Fritzchen zu wachen, zu erfüllen.

Drei traurige Monate vergingen nach dem Tode des Herrn v. Osternau, da traf die unglückliche Wittwe ein neuer entsetzlicher Schlag, sie verlor ihre Stütze, ihre einzige Lebensfreude, ihren Liebling — Fritzchen!“

Egon hatte bisher schweigend der traurigen Erzählung gelauscht, die Darstellung des Brandunglücks in Schloß Osternau, des Todes des Herrn v. Osternau hatte ihn tief ergriffen, jetzt aber, als Storting Fritzchens Namen aussprach, durchzuckte ihn ein jäher Schreck.

„Fritzchen todt!" rief er aus. „Welch' grauenhaftes Geschick! Und der Lieutenant wurde sein Erbe? Halte der unglückliche Vater auf dem Sterbebett eine Vorahnung gehabt?"

„Nein, Herr v. Ernau," erwiederte Storting ernst, „wie groß auch die Schuld des Herrn Lieutenant v. Osternau sein mag, Fritzchens Tod verschuldet er nicht. Der tückischen Kinderkrankheit, dem Scharlachfieber, ist Fritzchen zum Opfer gefallen. Drei lange Wochen hat er auf dem Krankenbett gelegen, Fräulein Lieschen hat ihn gepflegt mit einer Liebe, einer Ausdauer und einem Muthe ohne Gleichen. Sie ist Tag und Nacht nicht von seinem Bette gewichen, obgleich ihr der Arzt streng befahl, sie solle sich der Ansteckung nicht aussetzen, da sie selbst das Scharlachfieber noch nicht gehabt habe. Sie ist Fritzchens einzige Pflegerin gewesen in der ganzen traurigen Zeit, denn Frau v. Osternau lag selbst schwer krank darnieder. Fräulein Lieschen saß unermüdlich während der langen Tage und Nächte zwischen den beiden Betten, in ihren Armen hat Fritzchen den letzten Athemzug ausgehaucht.

Nach Fritzchens Tode war der Lieutenant der Erbe der Majoratsgüter, sein Recht war unbestreitbar; nur auf das Privatvermögen des verstorbenen Herrn v. Osternau hatten dessen Frau und Tochter einen Erbanspruch, aber dies

Privatvermögen existirte nicht mehr, es war untergegangen in jener Schreckensnacht.

Acht Tage nach dem Tode Fritzchens kam der neue Majoratsherr nach Osternau. Er hatte seine Ankunft vorher dem Herrn Pfarrer gemeldet und diesen gebeten, ihm in irgend einem der Bauernhäuser ein einfaches Zimmer zu miethen, in welchem er wohnen könne, bis der Wiederaufbau des Schlosses vollendet sei.

Unmittelbar nach seiner Ankunft ließ er mich rufen. Ich mußte diesem Rufe folgen, denn er war ja jetzt der Gutsherr, und ich gezwungen, ihm Rechenschaft abzulegen über die Verwaltung des Gutes seit dem Tode des Herrn v. Osternau.

Mit schwerem Herzen ging ich zu ihm; ich erwartete, daß er von der Macht, die er besaß, Gebrauch machen, daß er mich in herabwürdigender Weise behandeln würde, hatte er doch fast ein Recht, sich zu rächen für die Behandlung, die er einst von mir erlitten hatte; ich war entschlossen, mir nichts von ihm gefallen zu lassen, jedes harte Wort durch ein härteres zu vergelten.

Er saß in der ärmlichen Bauernstube, der einzigen, welche der Pfarrer für ihn hatte miethen können, arbeitend vor einem mit Papieren bedeckten Tisch. Als ich in das Zimmer trat, stand er auf und kam mir entgegen.

Eine wunderbare Veränderung war mit ihm vorgegangen, in wenigen Monaten war er um viele Jahre älter geworden. Sein Auge hatte einen flackernden, wirren Glanz, seine Züge waren welk und verschwommen, sein Gesicht war krankhaft bleich. Die straffe militärische

Haltung, durch die er sich früher auszeichnete, hatte er ganz verloren. Er war ein alter Mann geworden.

Er streckte mir die Hand zum Willkomm entgegen, und als er mich anredete, geschah es in einer süßlich-freundlichen Weise, die mir unaussprechlich widerlich war, er schaute mich dabei nur einen Moment mit einem stechend forschenden Blick an, dann wendete er das Auge seitwärts, es vermeidend, dem meinigen zu begegnen.

„Wir sind in unfreundlicher Weise von einander geschieden, Herr Storting," sagte er. „Sie haben mich damals tief gekränkt, und ich habe harte Worte zu Ihnen gesprochen. Wir befanden uns Beide in furchtbarer, durch die traurigen Ereignisse der vergangenen Nacht erzeugter Aufregung, lassen Sie uns vergessen, was wir in dieser gesagt, gethan haben. Sie glaubten als treuer Freund und Diener meines theuren verstorbenen Vetters so handeln zu müssen, wie Sie gehandelt haben, das habe ich eingesehen, nachdem ich ruhiger geworden war, und deshalb ist mir, das versichere ich Ihnen, nicht der geringste Groll gegen Sie zurückgeblieben. Ich achte Sie so hoch, Herr Storting, daß es mir ein Herzensbedürfniß ist, mich ganz und rückhaltlos mit Ihnen zu versöhnen. Hier ist meine Hand, schlagen Sie ein!"

Ich mußte ihm wohl die Hand geben, es geschah zögernd und widerwillig, aber es geschah, ich konnte mich ja nicht weigern. Ich mußte mich nun zu ihm setzen, er bot mir eine Cigarre an und sprach zu mir ganz wie er etwa zu einem alten lieben Freunde gesprochen haben würde, keine Spur von der hochmüthigen Selbstüber-

hebung, die mir früher oft so unangenehm gewesen war, zeigte sich in der vertraulichen Unterhaltung, die er mit mir anknüpfte. Mit großer Theilnahme erkundigte er sich nach Frau v. Osternau und Fräulein Lieschen. Ich mußte ihm erzählen von Fritzchens letzter Krankheit, von Lieschens treuer Krankenpflege, er zeigte das lebhafteste Interesse für seine Verwandten, jede geschäftliche Mittheilung wies er mit der Bemerkung ab, die Bewirthschaftung der Güter liege bei mir in bester Hand, von Geschäften wolle er mit mir erst reden, wenn sein Verhältniß zu Frau v. Osternau und Lieschen geordnet sei, und hiezu nehme er meine Vermittlung in Anspruch.

„Glauben Sie mir, Herr Storting," sagte er, „ich bin wahrhaft tief erschüttert von dem namenlosen Unglück, welches über meine theuren Verwandten hereingebrochen ist. Ich fühle gegen Frau v. Osternau eine Verehrung, der ich keine Worte zu geben vermag, und Lieschen, die ich kenne seit ihrer frühesten Kindheit, ist für mich stets das Ideal schöner Weiblichkeit gewesen. Mein Vetter Fritz hat früher oft gegen mich geäußert, er wünsche, daß Lieschen und ich uns einst finden möchten, er hat das liebliche Kind gewissermaßen für mich erzogen. In mancher schweren Stunde des Lebens hat mich die Hoffnung, die er in mir erweckt hat, aufrecht erhalten; ich habe stets Lieschen als meine künftige Gattin betrachtet, selbst dann, wenn mitunter kleine Zwistigkeiten zwischen mir und dem lieblichen Kinde entstanden. Leider ist, vielleicht durch meine Schuld, in den letzten Jahren zwischen mir und meinen Verwandten das frühere freundliche Verhältniß so sehr

gelockert worden, daß ich fast fürchte, Lieschen werde nur mit Widerstreben an die Erfüllung der Versprechungen denken, welche mir einst ihr Vater gemacht hat; für mich begründen diese Versprechungen die schönste, ja ich kann wohl sagen, die einzige Lebenshoffnung. Mein Herz drängt mich, dies selbst der verehrten Frau v. Osternau und Lieschen zu sagen, aber der Verstand gebietet mir, Ihre Vermittlung in Anspruch zu nehmen, Herr Storting; es soll nicht ein von Lieschen in augenblicklicher Herzenserregung gesprochenes Wort störend und scheidend zwischen uns treten. Ich fordere von Ihnen, Herr Storting, einen Liebesdienst, durch welchen Sie mich zu unvergänglicher Dankbarkeit verpflichten werden. Sie sollen Frau v. Osternau mittheilen, was ich Ihnen soeben gesagt habe. Sie ist eine verständige Frau mit praktischen Lebensanschauungen, sie wird sich nicht leiten lassen durch eine augenblickliche Mißstimmung, sie wird einsehen, daß eine Verbindung zwischen Lieschen und mir die natürliche und glückliche harmonische Lösung des Mißverhältnisses ist, welches die Majoratsgesetze geschaffen haben, denn Lieschen wird durch die Verbindung mit mir die Erbin des Vaters, indem sie in den Mitbesitz der Majoratsgüter tritt. Frau v. Osternau wird ihren Einfluß auf Lieschen aufbieten, um auch sie günstig für meine Hoffnungen zu stimmen."

Mich überlief es kalt bei dem Gedanken, daß Fräulein Lieschen die Gattin dieses Menschen werden könne, und doch wagte ich nicht, seine Forderung abzulehnen. Welche Zukunft stand der Frau v. Osternau und ihrer Tochter bevor, wenn der jetzige Majoratsherr ihr seine

Unterstützung entzog? Eine traurige, kümmerliche Existenz, ein Leben voll Sorge und Noth. Eine Pension von dreihundert Thalern, die aus den Gutserträgen zu zahlen waren, sicherte das harte Hausgesetz des Osternau'schen Majorats der Wittwe des früheren Majoratsherrn, die Töchter hatten gar keine Ansprüche. Auf diese karge Wittwenpension war Frau v. Osternau angewiesen, Vermögen besaß sie nicht, das, welches Herr v. Osternau für Frau und Tochter gesammelt hatte, war verloren. Bot unter diesen Verhältnissen nicht in der That eine Verbindung zwischen dem Lieutenant und Fräulein Lieschen die größte Sicherung für sie und ihre Mutter? Erschien es nicht fast als ein Akt der Großmuth, daß der jetzige Majoratsherr seine Hand der armen Tochter seines Vorgängers bot? Ich durfte den mir ertheilten Auftrag nicht zurückweisen, ich mußte ihn zur Ausführung bringen.

Ich that es mit schwerem Herzen. Frau v. Osternau und Fräulein Lieschen erwarteten mich schon, als ich nach dem Pfarrhaus zurückkehrte, die Kunde von der Ankunft des Lieutenants war bereits zu ihnen gedrungen. Ich mußte ihnen über meine Unterredung mit dem Lieutenant berichten, und ich schwöre Ihnen zu, Herr v. Ernau, ich that es mit dem besten Willen, ganz parteilos zu sein, durch kein Wort den tiefen Widerwillen zu verrathen, den mir dieser Mensch mehr wie jemals einflößte. Ich mühte mich redlich, meine eigenen Gefühle zu unterdrücken, und ich bin überzeugt, daß es mir gelungen ist; vielleicht bin ich sogar in dem Wunsche, unparteiisch zu sein, zu weit gegangen, vielleicht habe ich zu anerkennend sein

freundliches Entgegenkommen, seine Versöhnlichkeit, die Verehrung, welche er für Herrn und Frau v. Osternau, sowie für Lieschen gezeigt hatte, berichtet, denn meine Worte machten offenbar auf Frau v. Osternau einen tiefen Eindruck.

„Wir haben dem Vetter Albrecht doch wohl Unrecht gethan," sagte sie milde. „Er mag leichtfertig gewesen sein, aber schlecht ist er gewiß nicht, sonst könnte er nicht so schnell und leicht die letzte Beleidigung vergessen, die ihm hier in Osternau geworden ist. Sein Anerbieten ist wahrhaft edelmüthig. Du bist nie freundlich und liebenswürdig gegen ihn gewesen, Lieschen, Du hast ihn oft bitter gekränkt, und doch liebt er Dich und doch ist er bereit, seinen Reichthum mit Dir zu theilen, Dich zur Herrin von Osternau zu machen."

Fräulein Lieschen schaute ihre Mutter mit weit geöffneten, einen Ausdruck tiefen Entsetzens tragenden Augen an.

„Kannst Du auch nur einen Augenblick daran denken, daß ich dieses grauenhafte Anerbieten annehme?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Du darfst nicht so hart und bitter über des Vetters wirklich anerkennungswerth freundliche Absichten urtheilen, mein Kind," erwiederte Frau v. Osternau. „Er wünscht, wie Du gehört hast, daß Du nicht voreilig entscheidest; ein Wort, wie Du es soeben zu mir gesprochen, würde, gegen den Vetter geäußert, es ihm unmöglich machen, mit Ehren seine Werbung um Deine Hand fortzusetzen, deshalb hat er sehr verständigerweise unseren lieben Herrn Storting um seine Vermittlung gebeten, und deshalb sich auch durch

Herrn Storting an mich gewendet, um meine Befürwortung in Anspruch zu nehmen. Er hat recht daran gethan, er kennt Dein feuriges Ungestüm, aber er weiß auch, daß Du mein liebes, aufopferungsfähiges Kind bist, er weiß, daß Du den Widerwillen, den Du vielleicht im Augenblick gegen ihn fühlen magst, überwinden wirst, weil von Deiner Entscheidung nicht nur Dein eigenes Lebensglück, sondern auch die Zukunft Deiner Mutter abhängt. Dein ‚Nein‘ treibt uns Beide fort von unserem lieben Osternau, fort vom Grabe des Vaters und Fritzchens, hinaus in die öde weite Welt zum Kampfe mit bitterer Armuth und tiefer Noth; wir haben ja nichts, nichts aus dem Schiffbruch unserer Hoffnungen gerettet! Dein ‚Ja‘ macht Dich zur Herrin von Osternau und gestattet auch mir, hier zu bleiben, hier, wo ich so lange glücklich gelebt habe, wo ich niemals ganz unglücklich sein kann, wo mir die Erinnerung an mein früheres Glück zum Trost gereicht, wo jeder Blick aus dem Fenster auf die lachenden Felder und Wiesen, jeder Spaziergang im Garten diese schönen Erinnerungen neu belebt. Ich bin überzeugt, Du wirst nach ruhiger Ueberlegung zu dem Entschluß kommen, der Dein Glück begründet, deshalb bitte ich Dich, entscheide Dich wenigstens in diesem Augenblick noch nicht.“

Fräulein Lieschen hatte, während die Mutter so zu ihr sprach, bittere Thränen vergossen, jetzt, als Frau v. Osternau ihre Hand ergriff und sie zärtlich an sich heranzog, fiel sie der Mutter um den Hals und umarmte sie stürmisch, dann aber riß sie sich los und ihre gewaltige Erregung plötzlich kräftig unterdrückend, sagte sie ruhig und fest:

„Ich darf nicht mit der Entscheidung zögern, da ich entschieden bin. Alles, Alles kann ich Dir opfern, Mutter, nur meine Seele nicht. Ich kann nicht einen Meineid vor dem Altar leisten, kann nicht schwören, diesen Elenden zu lieben und zu verehren, ihn, den ich verachte! Ich kann mich ihm nicht verkaufen, auch nicht aus Liebe zu Dir, Mutter! Willst Du Dein letztes Kind in den Tod treiben, dann verlange von mir, daß ich seinem Willen gehorche!"

„Kind, Kind! Deine Worte sind eine frevelhafte Lästerung!"

„Nein, Mutter, ich lästere nicht und drohe nicht. Ich würde niemals selbst mein Leben beenden, aber ich müßte sterben, wenn ich gezwungen würde, mich selbst zu verachten. Aber nein, Du wirst mich nicht zwingen! Du wirst dem Andenken des Vaters, der dies nie geduldet haben würde, nicht untreu werden. Freudig will ich mit Dir auch das tiefste Elend ertragen, freudig für Dich arbeiten, freudig Alles, Alles thun, was Du wünschest, aber den Dieb —"

„Lieschen, sprich ein solches Wort nicht aus!"

„Der Vater hat es ausgesprochen in seiner letzten Stunde, er hat es mir sterbend in's Ohr geflüstert, vielleicht ahnte er prophetisch, daß diese Stunde für mich kommen werde. ‚Wache über Fritzchens Leben,' flüsterte er mir zu, ‚schütze ihn vor dem Dieb und Brandstifter!' Und sein Weib sollte ich werden? Niemals, niemals! — Kehren Sie zu dem Herrn v. Osternau zurück, Herr Storting, erzählen Sie ihm, was Sie hier gehört, sagen Sie ihm, daß schon der Gedanke an ihn mich mit Ekel und Abscheu erfüllt, daß

ich ihn hasse und verachte, daß ich lieber im tiefsten Elend verkommen, als mich ihm verkaufen werde! Da Sie die eine Botschaft übernommen und treulich erfüllt haben, fordere ich von Ihnen, daß Sie auch die andere übernehmen und erfüllen!"

Sie wissen, Herr v. Ernau, ich habe in jenen früheren schönen Tagen nie widerstehen können, wenn Fräulein Lieschen mich um etwas bat, wie hätte ich es vermocht, ihr den Gehorsam zu versagen in dieser schwersten Stunde ihres jungen Lebens! Ich sagte es ihr, dafür lohnte sie mir mit einem freundlich dankenden Blick, und auch Frau v. Osternau gestattete mir, zum Lieutenant zurückzukehren, indem sie tief aufseufzend sagte:

„Es bleibt mir nichts übrig, als mich zu fügen. Lieschen hat ja ganz den Charakter ihres Vaters, der mir oft und gern nachgab, dann aber unerschütterlich war, wenn er glaubte, daß sein Gewissen es gebiete. Das thörichte Kind vernichtet selbst sein Lebensglück, es ist sehr traurig, aber ich weiß, daß ich es nicht ändern kann, daß keine Bitten und keine Vorstellungen ihren festen Willen beugen werden. Wenn es einmal sein muß, dann ist es vielleicht besser, die Entscheidung nicht zu verzögern."

Mit viel leichterem Herzen, als ich gekommen, ging ich. Angenehm war gewiß die an den Herrn v. Osternau gerichtete Botschaft nicht, und doch erfüllte sie mich mit einer thörichten Freude. Mir war es, als sei jetzt Fräulein Lieschen gerettet vor einem Schicksal, entsetzlicher als der Tod, und doch wußte ich, daß ihre Entscheidung sie in ein trauriges Leben der Armuth und der Entbehrung trieb.

Ob der Lieutenant wohl eine solche Entscheidung geahnt hatte? Er hörte mich ruhig an, als ich ihm möglichst Wort für Wort, soweit meine Erinnerung reichte, das mittheilte, was Frau v. Osternau und was Fräulein Lieschen gesagt hatten. Fräulein Lieschen hatte mich darum beim Abschiede noch dringend gebeten, ich solle keines ihrer Worte verschweigen, keines mildern. Nur davon sagte ich ihm nichts, daß Lieschen ihn einen Dieb und Brandstifter genannt hatte. Ein boshaftes Lächeln spielte, während ich erzählte, um die Lippen des Herrn v. Osternau, er hörte mir, ohne mich anzusehen, aufmerksam zu; erst als ich schloß, schaute er einmal flüchtig zu mir auf, senkte dann aber gleich wieder den Blick.

„Ich habe es gut gemeint," sagte er endlich ruhig freundlich, „Sie werden mir dies vor aller Welt bezeugen, Herr Storting. Mich trifft keine Schuld, wenn meine Verwandten nicht mehr wie bisher im Ueberfluß leben können, ich hatte ihnen freudig ein besseres Loos angeboten, ja ich gehe so weit, daß ich trotz der traurigen Zurückweisung, welche meine gute Absicht erhalten hat, diese aufrecht erhalten will. Lieschen ist jung und unerfahren, sie weiß noch nicht, was die Armuth zu bedeuten hat. Heute wählt sie diese leichten Herzens — in einigen Jahren wird sie anderen Sinnes werden. Schloß Osternau soll ihr immer offen stehen. Sagen Sie dies der Frau v. Osternau, sagen Sie ihr, daß ich hoffe, die Zeit werde Lieschens thörichte Abneigung gegen mich mildern. Meine Verehrung gegen sie sei unerschütterlich und unvergänglich, Schloß Osternau solle für sie, wenn es aus der Asche wieder er-

standen sei, stets eine Heimathsstätte sein, und ich würde mich von Herzen freuen, wenn sie das Schloß als eine solche betrachten wolle. Ziehe sie es aber vor, Osternau zu verlassen und hiedurch unserer Familientradition entgegen zu beweisen, daß sie sich ganz von mir löse, dann freilich müsse auch ich mich auf die Erfüllung der Pflichten beschränken, welche mir das Gesetz gegen sie auferlege. So weit unsere Familiengeschichte reicht, haben stets die Osternau vereint im Schloß gewohnt — es soll auch ihre und Lieschens Heimath sein und bleiben, wenn Frau v. Osternau selbst es will."

Es würde Sie ermüden, Herr v. Ernau, wenn ich Ihnen des Weiteren die lange Auseinandersetzung mittheilen wollte, durch welche der Lieutenant zu beweisen suchte, daß er nichts sehnlicher wünsche, als das alte freundliche Familienverhältniß, wie es bisher zwischen ihm und seinen Verwandten bestanden habe, wiederherzustellen, daß er aber, wenn dies nicht möglich sei, sich darauf beschränken müsse, Frau v. Osternau ihre gesetzliche Wittwenpension von dreihundert Thalern zu zahlen. Er wußte wohl, daß Frau v. Osternau unter den obwaltenden Verhältnissen sein Anerbieten, bei ihm im Schloß zu wohnen, unter keiner Bedingung annehmen könne. In der That war darüber Frau v. Osternau auch nicht einen Moment im Zweifel; so schwer es ihr wurde, Osternau zu verlassen, entschloß sie sich doch auf Fräulein Lieschens Zureden, nach Berlin überzusiedeln, weil sie in der großen Stadt leichter als an irgend einem anderen Orte Gelegenheit finden würden, das kleine Einkommen durch redliche Arbeit zu vergrößern.

Sobald Frau v. Osternau von ihrer Krankheit soweit hergestellt war, um reisen zu können, etwa vierzehn Tage nach dem Eintreffen des neuen Majoratsherrn, verließ sie das Dorf, um ihren Wohnsitz in der Hauptstadt aufzuschlagen. Sie hat während dieser vierzehn Tage den Herrn v. Osternau nicht gesehen, ein persönliches Zusammentreffen mit demselben wäre ihr zu peinlich gewesen; mir wurde die Aufgabe, die wegen Auszahlung der Rente und anderer unbedeutender geschäftlicher Beziehungen noch nothwendigen Verhandlungen zu vermitteln. An demselben Tage, an welchem Frau v. Osternau mit Fräulein Lieschen abreiste, verließ auch ich den Ort, an welchem ich so viele glückliche Jahre verlebt hatte.

Herr v. Osternau hatte mir sehr glänzende Anerbietungen gemacht, wenn ich als Oberinspektor bei ihm bleiben wolle, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, sein Untergebener zu sein. Der Verdacht, den ich gegen ihn im Herzen hatte, ließ sich nicht bannen. Für mich war er der Dieb und Brandstifter, ihm hätte ich nicht mit der Freudigkeit dienen können, deren ich bedarf, um etwas zu leisten. Ich nahm auf einem anderen Gute eine viel weniger reich dotirte Inspektorstelle an.

Mit Frau v. Osternau bin ich in einem anfangs sehr regen, später allerdings oft unterbrochenen, aber niemals ganz abgebrochenen Briefwechsel geblieben, so daß ich vermocht habe, ihr ferneres Leben zu verfolgen.

Sie hat in Berlin schwere, kummervolle, an Noth und Entbehrungen reiche Jahre verlebt. Zu stolz, um von ihren Verwandten irgend eine Unterstützung anzunehmen,

war sie beschränkt auf die kärgliche Wittwenpension von dreihundert Thalern; nur dadurch, daß Fräulein Lieschen Tag und Nacht mit rastlosem Eifer arbeitete und mit nie ermüdender Energie bestrebt war, für die gefertigten Stickereien einen Absatz in den großen Modewaarengeschäften der Stadt zu suchen, gelang es ihr überhaupt, das Nothwendigste zu bestreiten. Mit wahrer Begeisterung schrieb Frau v. Osternau über ihre Tochter, die ihr Stolz und ihre einzige Stütze war, und die neben den anstrengenden Arbeiten für die großen Ladengeschäfte doch noch die Zeit gefunden hat, die Mängel ihrer wissenschaftlichen Ausbildung durch rastloses Studium derart auszugleichen, daß es ihr in diesem Frühjahr gelungen ist, das Lehrerinnenexamen glänzend zu bestehen und sich hiedurch die Möglichkeit eines reichlicheren und leichteren Gelderwerbes zu eröffnen. Den letzten Brief habe ich von Frau v. Osternau, gleich nachdem Fräulein Lieschen das Examen bestanden hatte, jetzt also vor etwa drei bis vier Monaten, erhalten. Sie schrieb sehr glücklich darüber, sprach aber zugleich die bange Furcht aus, daß sie sich wohl bald werde von Fräulein Lieschen trennen müssen, denn diese beabsichtige, eine Stelle als Erzieherin anzunehmen, wenn ihr ein solches Gehalt geboten werde, daß sie einen großen Theil desselben zur Erhöhung der Einnahme der Mutter verwenden könne. Von dem Vetter Albrecht, so schrieb Frau v. Osternau in diesem Brief, habe sie nichts wieder direkt, sondern nur durch Herrn v. Sastrow gehört. Der Vetter lebe, wenn er für kurze Zeit sich in dem schönen, neuaufgebauten Schloß Osternau aufhalte, als Einsiedler; er habe gar keinen Umgang

mit den benachbarten Edelleuten, die ihn seit dem Schloßbrande vermieden, denn das Gerücht, daß er der Brandstifter gewesen sei, habe sich in der Gegend erhalten und tauche immer von Neuem wieder auf, obgleich eine greifbare Veranlassung für dasselbe niemals habe gefunden werden können. Den größten Theil des Jahres verbringe der Vetter in Berlin; dort lebe er in einer Gesellschaft heruntergekommener Edelleute und anderer fragwürdiger Subjekte, deren Freundschaft er sich durch sein Geld erkaufe. Aus der guten Gesellschaft sei er ausgeschlossen. In wahnsinniger Verschwendung vergeude er die reichen Einkünfte der Majoratsgüter. Man spreche schon in Berlin davon, daß er von Neuem bedeutende Schulden gemacht habe, und daß früher oder später das Majorat unter Sequester kommen werde.

Ueber sich selbst schrieb mir Frau v. Osternau in ihrem letzten Briefe nur, daß sie daran denke, Berlin zu verlassen, wenn Fräulein Lieschen eine Stelle annehmen werde. Sie wolle dann nach irgend einer kleinen schlesischen Landstadt ziehen, wohin, wisse sie noch nicht; sie werde ein Städtchen wählen, in welchem sie mit ihren geringen Mitteln besser als in der theuren Hauptstadt zu leben vermöge."

26.

Was hatte Egon gehört? Storting's Erzählung erschien ihm wie ein abenteuerlicher Roman. Herr v. Osternau und Fritzchen, der liebliche, talentvolle Knabe, todt! Frau v. Osternau verarmt, das Opfer eines nichtswürdigen Verbrechens, kämpfend mit bitterem Elend! Lieschen gezwungen zu harter Arbeit, um nur die Mutter vor äußerster Ent-

behrung zu schützen! Es war nicht möglich, er konnte es nicht glauben, und doch wieder, wenn er aufblickte zu Storting, wenn er in das ernste, traurige Gesicht des Erzählenden schaute, der selbst tief ergriffen war von der Erinnerung an alle diese schmerzlichen Erlebnisse, dann drängte sich ihm unwiderstehlich der Glaube daran auf, daß das Unmögliche doch möglich sei.

Und aus diesem Glauben entsprang in ihm der glühende Wunsch, tröstend, helfend zu denen zu eilen, die einsam, freundlos in weiter Ferne um ein entschwundenes Glück trauerten. Er hatte wohl oft in den vergangenen Jahren die Sehnsucht gefühlt, die Lieben wiederzusehen, an denen mehr, als er selbst es wußte, sein Herz hing; aber er hatte kräftig den Drang unterdrückt, nach Osternau, sei es auch nur für einen kurzen Besuch, zurückzukehren. Um ein neues Leben zu gründen, hatte er geglaubt, völlig mit der Vergangenheit brechen zu müssen. Er hatte gemeint, daß ihm dies gelungen sei, jetzt aber erkannte er seinen Irrthum, mit unwiderstehlicher Gewalt wurde er zurückgezogen in die vergangene Zeit.

Der Gedanke, daß er fern von den Lieben im Ueberfluß schwelge, während sie im traurigen Kampfe um das tägliche Brod sich quälen mußten, war nicht zu ertragen. Er sprang auf, da aber erinnerte ihn ein jäher stechender Schmerz im Kopf, daß ihm der Arzt die größte Ruhe befohlen hatte, daß er unfähig sei, seinem glühenden Wunsch zu folgen, zu Lieschen zu eilen, um ihr als helfender, rettender Freund zur Seite zu stehen. Er sank matt in den Sessel zurück, aus dem er sich eben erhoben hatte.

„O über diese jämmerliche, schmachvolle Schwäche!" sagte er zürnend. „Sie bannt mich in diesen elenden Sessel und doch ist für mich jede Minute, die ich verliere, eine namenlose Qual. Nicht einen Tag länger darf Frau v. Osternau in so unwürdigen Verhältnissen leben! Herr Storting, Sie müssen mir einen Freundschaftsdienst erweisen! Morgen, nein, heute noch mit dem Nachtkurierzug müssen Sie nach Berlin reisen; ich kann es ja leider nicht selbst thun und vielleicht ist es sogar besser, daß Sie, der alte Freund der Frau v. Osternau, für mich handeln. Ich gebe Ihnen eine Anweisung auf unsere Kasse mit, Sie können jede Summe erheben, die Sie für nöthig halten, um Frau v. Osternau eine ihrer würdige Existenz zu gründen und um es zu verhindern, daß Lieschen sich erniedrigt zur bezahlten Dienerin. Niemals werde ich dies dulden! Eilen Sie, Freund Storting! Während ich den Brief an unseren Kassirer und die Anweisung schreibe, können Sie Ihre Vorbereitungen zur Reise treffen. Morgen früh müssen Sie in Berlin sein!"

Ein Lächeln glitt über Storting's Gesicht, ein freundliches, herzgewinnendes Lächeln, aber doch schüttelte er den Kopf, doch entsprach er dem Drängen Egon's zur Eile nicht.

„Ihr edelmüthiges, großherziges Anerbieten ist Ihrer würdig, Herr v. Ernau," sagte er herzlich; „aber ich fürchte, es wird nicht angenommen werden. Meine Reise nach Berlin, wo ihrem letzten Briefe nach Frau v. Osternau sich gar nicht mehr befindet, würde vergeblich sein, auch wenn ich die Dame dort noch träfe. Frau v. Osternau würde Ihnen herzlich danken für Ihre Großmuth, aber sie würde dieselbe

zurückweisen, wie sie jede andere Unterstützung zurückgewiesen hat, die ihr Herr v. Sastrow und andere Verwandte mehrfach angeboten haben. ‚So lange ich arbeiten kann, werden wir kein Almosen annehmen,‘ hat Fräulein Lieschen erklärt, ich habe es selbst gehört und sehe sie noch vor mir, wie sie stolz den Kopf erhob, wie ihr schönes Auge leuchtete, als sie in edlem Selbstbewußtsein so sprach. Sie hat gearbeitet und wird weiter arbeiten bis zum Aufgebot ihrer letzten Kraft, aber eine Unterstützung wird sie nicht annehmen und es auch nicht dulden, daß Frau v. Osternau es thut."

Wie hatte Egon nur daran denken können, Frau v. Osternau ein Geldgeschenk anbieten zu wollen! Storting's Worte überzeugten ihn, daß ein solches von Lieschen zurückgewiesen werden würde und müsse. Er freute sich jetzt, daß ihn seine Wunde verhinderte, selbst nach Berlin zu reisen. Wie tief beschämt würde es ihn haben, wenn er gewagt hätte, Frau v. Osternau das unzarte Anerbieten einer Unterstützung zu machen, und wenn er dann mit gerechtem Stolz zurückgewiesen worden wäre! Und doch durfte Egon es nicht dulden, daß Lieschen ferner gezwungen werde, für den Lebensunterhalt zu arbeiten, vielleicht sogar ihre Freiheit zu opfern und in den Dienst fremder Menschen zu treten. Aber wie konnte er es hindern? Er sann und sann, da kam ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke.

„Erzählten Sie mir nicht früher einmal," so fragte er, „daß der verstorbene Herr v. Osternau recht beträchtliche Summen durch seine Gutherzigkeit verloren habe, daß er von einem Fabrikanten in Breslau, dem er zum Aufbau seiner abgebrannten Fabrik ein recht bedeutendes Kapital

ohne Sicherheit geliehen habe, um dasselbe betrogen worden sei?"

„Das ist allerdings geschehen. Der Schwindler, ein Papierfabrikant Simon, ist vor etwa zehn Jahren nach Amerika gegangen, und Herr v. Osternau hat die zehntausend Thaler, die er ihm geborgt hatte, bis auf den letzten Pfennig verloren."

„Der Mann war vielleicht kein Schwindler," entgegnete Egon lächelnd. „Wohl nur die äußerste Noth hat ihn damals getrieben, nach Amerika zu flüchten, und wenn er jetzt erführe, daß Frau v. Osternau und ihre Tochter sich in bitterer Noth befinden, dann würde er es sicher für seine Pflicht halten, der Tochter die zehntausend Thaler zurückzuzahlen, die er dem Vater schuldig geblieben ist. Da er den Aufenthalt der Frau v. Osternau nicht kennt, würde er sich jedenfalls an deren Freund, an Herrn Storting wenden, den er als den treuen Verwalter der Güter des Herrn v. Osternau kennen gelernt und an den er früher schon mehrfach Geld ausgezahlt hat. Er würde Herrn Storting schreiben, daß ihn das Glück in Amerika begünstigt hat, daß er dort ein reicher Mann geworden ist und daß er glücklich sei, endlich die alte Schuld, die sein Gewissen schwer bedrücke, abtragen zu können. Mit den Zinsen, zu fünf Prozent berechnet, habe sich das Kapital, welches er Herrn v. Osternau schulde, in zehn Jahren auf fünfzehntausend Thaler vermehrt, und diese Summe schicke er Herrn Storting mit dem Auftrage, sie den Erben des verstorbenen Herrn v. Osternau auszuzahlen. Natürlich würde der Herr Simon zugleich fordern, daß diese Erben

ihm eine durch einen Notar beglaubigte Quittung über den Empfang des Geldes und die Erklärung, daß sie keine weiteren Ansprüche an ihn zu machen hätten, ausstellen. Sie dürfen sich nicht wundern, Freund Storting, wenn Sie vielleicht noch heute Abend einen solchen Brief bekommen, der eine Anweisung auf fünfundvierzigtausend Mark an das Haus A. C. Ernau & Comp. in Berlin enthält, und natürlich werden Sie dann sofort nach Berlin reisen, um die Anweisung einzukassiren, den Aufenthalt der Frau v. Osternau auszuforschen und ihr das Geld zu überbringen. Nicht wahr, Freund Storting, ich täusche mich nicht in Ihnen, Sie werden sich solcher Mühe unterziehen?"

„Herr v. Ernau," rief Storting, dem die hellen Thränen aus den Augen stürzten, „ich habe Sie immer lieb gehabt, jetzt verehre ich Sie!"

„Dazu haben Sie wahrlich keine Ursache, lieber Freund," entgegnete Egon lachend; „in dem Augenblick, in dem ich Sie zu einem Betrug verführe, in dem ich selbst eine Fälschung begehen will, dürfen Sie nicht von Verehrung sprechen. Aber ich denke, wir wollen Beide den Betrug vor unserem Gewissen verantworten. Gehen Sie, Freund Storting, bereiten Sie Alles zu Ihrer Reise nach Berlin vor. In einer Stunde wird der Brief des Herrn Simon in Ihrer Hand sein; darüber, daß er vielleicht nicht die richtigen Poststempel auf dem Couvert trägt, müssen Sie hinwegsehen, Sie werden ja den Brief ohne Couvert abliefern."

„Das wird nicht nöthig sein, er soll ein vollgiltiges, mit dem besten echten amerikanischen Poststempel versehenes Couvert haben. Gestern erst habe ich einen Brief von

einem in New-Orleans wohnenden Vetter, der nach meinem früheren Wohnort adressirt war, aber mir hieher nach Plagnitz nachgeschickt worden ist, erhalten. Das Couvert kann sehr wohl als die Hülle des Simon'schen Briefes dienen und erklärt zugleich, weshalb ich gerade heute nach Berlin reise — denn natürlich eile ich, um Frau v. Osternau in den Besitz ihres Eigenthums zu setzen."

„Bravo, Freund Storting! Und jetzt zur Ausführung unseres Planes!"

Zwei Stunden später befand sich Storting auf dem Wege nach der nächsten Eisenbahnstation, er hatte den Brief des Herrn Karl Johann Simon aus New-Orleans und eine Anweisung über fünfundvierzigtausend Mark auf das Haus A. C. Ernau & Comp. in Berlin in der Tasche.

27.

Nach einer im ruhigen Schlaf verbrachten Nacht erwachte Egon gestärkt und neu belebt. Er fühlte, als er sich aus dem Bette erhob, kaum noch einen leichten Kopfschmerz, der ihn an die Mahnung des Arztes, sich ruhig zu verhalten und das Zimmer zu hüten, erinnerte, und selbst dieser Kopfschmerz verschwand, als er das Fenster öffnete, und die frische, balsamische Morgenluft ihm die Stirne fächelte.

Er fühlte sich so wohl, daß er sich unmöglich der trägen Ruhe hingeben konnte, welche der Arzt ihm anbefohlen hatte; der lachende Sonnenschein forderte ihn ja geradezu heraus, das dumpfe Zimmer zu verlassen und sich im Freien umzuschauen nach dem Stande der Wiesen und

Felder, jetzt endlich mit dem geübten Auge des erfahrenen Landwirthes die Wirthschaft zu prüfen, die bisher in seinem Auftrag auf seinen Gütern geführt worden war.

Er kleidete sich schnell an, als er aber kräftigen Schrittes durch die Zimmer ging und die Stufen der Treppe hinabstieg, fühlte er doch, daß der Kopfschmerz wieder etwas stärker wurde; nicht so schlimm wie gestern, aber doch stark genug, um zur Folgsamkeit gegen die verständigen Anordnungen des Arztes zu mahnen.

Den Plan, sich ein Pferd satteln zu lassen und auf das Feld hinaus zu reiten, mußte er schon aufgeben, aber einen kleinen Spaziergang im langsamen Schritt über den Hof durch die Ställe und die übrigen Wirthschaftsgebäude meinte er doch, sich gestatten zu können, und er unternahm ihn, ohne allzu große Schmerzen zu fühlen.

Die musterhafte Ordnung, welche er überall fand, überraschte ihn auf das Angenehmste, nicht weniger die freundlich-ehrerbietige Art, mit welcher die Leute, die eben im Begriff waren, zur Feldarbeit hinauszuziehen, ihn als Herrn begrüßten, ohne jene demüthige Unterthänigkeit zu zeigen, welche in den polnisch-deutschen Provinzen unter dem niederen Volke noch so sehr verbreitet ist, und gegen welche Egon einen großen Widerwillen fühlte. Die Knechte und Tagelöhner nahmen zum Gruße höflich die Mützen ab, aber sie beugten sich nicht zum halben Knieen nieder, um ihm die Hand zu küssen, sie gaben verständige Auskunft über das ihnen befohlene Tagewerk, welches sie eben beginnen wollten.

Es herrschte, das erkannte Egon mit freudiger Genug-

thuung, auf Plagnitz ein freierer, frischerer Geist, als auf vielen anderen Rittergütern der Provinz, die Dienstleute wurden als Menschen, nicht als Sklaven behandelt, und deshalb zeigten sie auch eine Freudigkeit und ein Interesse zur Arbeit, welches die halb verthierten polnischen Tagelöhner sonst fast nie besitzen. Der alte Administrator Sieveking hatte hier segensreich gewirkt, und wenn er nach anderen Richtungen hin vielleicht, wie Egon sich von seinem letzten Besuch her erinnerte, in Beziehung auf Ordnung in der Wirthschaft nicht allzu peinlich gewesen war, so hatte Storting schon dafür gesorgt, diesen Fehler auszugleichen.

Ein junger Mann stellte sich Egon als der Hofverwalter Hensel vor; in bescheidener, freundlicher, aber keineswegs devoter Weise bat er um die Erlaubniß, Herrn v. Ernau bei dem Rundgang durch die Wirthschaftsgebäude führen zu dürfen, um sofort Auskunft über Alles zu geben, was der Herr vielleicht zu wissen wünsche. Er zeigte sich, als Egon gern sein Erbieten annahm, sehr verständig und wohl unterrichtet, auch über die Feldwirthschaft gab er klare und richtige Antworten, so daß Egon zu seiner großen Befriedigung die Ueberzeugung gewann, seine Güter seien während seiner langen Abwesenheit in bester Fürsorge gewesen. Wenn auch das Wirthschaftssystem des alten Administrators Sieveking nicht vollständig den Anforderungen entsprach, welche Egon als ein Jünger der neueren landwirthschaftlichen Schule stellte, wenn auch manche Wirthschaftseinrichtung etwas veraltet erschien, so hatte doch der Administrator mit tüchtigem, praktischem Sinn gewirthschaftet und für Egon den Boden vorbereitet zu einer neuen Thätigkeit, die

er mit der Unterstützung Storting's bald zu beginnen hoffte. Vorläufig freilich mußte er sich noch ein paar Tage gedulden, ehe er mit einer angestrengten Arbeit beginnen konnte, das befahl ihm gebieterisch der wieder sich meldende Kopfschmerz und dies forderte auch der Arzt, der ihm schon früh am Morgen seinen Besuch machte, und der sogar unzufrieden damit war, daß sein Patient den kleinen Spaziergang gemacht hatte. Ruhe, vollständige Ruhe für einige Tage, so lautete der wiederholte strenge Befehl des Doktors, und Egon entschloß sich seufzend, denselben zu befolgen, um in möglichst kurzer Zeit sich mit voller Kraft dem neuen Leben widmen zu können.

Diese ihm aufgezwungene Ruhe war gerade in jenen Tagen Egon recht peinlich und langweilig. Das herrliche Sommerwetter lockte ihn hinaus in's Freie, er fühlte den brennenden Wunsch, endlich die Thätigkeit zu beginnen, auf die er vier Jahre lang sich so ernst vorbereitet hatte, und nun mußte er thatlos die Hände in den Schoß legen, mußte still am offenen Fenster sitzen bleiben, während unten auf dem Hofe ein reges Arbeitsleben herrschte, ja, er durfte sich selbst dann nicht einmischen, wenn er meinte, daß eine Einmischung des Herrn recht nützlich sein werde, der Arzt hatte ihm ja ausdrücklich befohlen, sich von jeder wirthschaftlichen Thätigkeit fern zu halten!

Wenn wenigstens Storting dagewesen wäre, mit dem hätte er doch ein Wort sprechen können! So aber war er ganz allein, denn der Administrator Sieveking lag schwer krank und der junge Verwalter Hensel war zwar ein recht anständiger junger Mann, aber unfähig zu einer Unter=

haltung, die irgend über die Grenze seines sehr engen Gedankenkreises hinausging.

Egon's einziger Trost war in diesen langweiligen Tagen der prächtige Flügel, den er von Berlin aus nach Plagnitz vorausgeschickt hatte. In den arbeitsvollen letzten Jahren hatte er die Musik vernachlässigen müssen, jetzt aber gewährte sie ihm wieder denselben Hochgenuß, wie in früherer längstvergangener Zeit. Die fieberische Unruhe, die ihn erfüllte, sänftigte sich, wenn er ihr Ausdruck in wilden Phantasien gegeben hatte, wie früher konnte er sich so ganz in sein eigenes Spiel versenken, daß er sich selbst vergaß und nur in dem Reich der Töne lebte.

So saß er auch am Nachmittage des vierten Tages nach seinem Einzuge in Schloß Plagnitz vor seinem geliebten Flügel, die letzten Töne einer wilden Phantasie verklangen; er ließ die Hände in den Schoß sinken, seine Gedanken flogen fort, weit, weit in die Ferne, wohin ihn mächtig seine Sehnsucht, der er doch nicht folgen durfte, zog.

Er hatte es, ganz versunken in sein Spiel, nicht gehört, daß der gestern in seinen Dienst getretene Kammerdiener ihm eine Meldung gemacht und dann das Zimmer wieder verlassen hatte, er hatte es nicht gehört, daß draußen auf der Treppe Schritte schallten, daß wieder die Thüre des Zimmers geöffnet wurde, daß mehrere Personen eintraten, die aber lautlos und regungslos stehen blieben, als sie ihn so ganz in sich versunken sahen.

War es ihm nicht, als höre er einen leisen Seufzer? Schnell wandte er sich um, da traf ihn der bewundernde

Blick aus einem dunklen Augenpaar, er sah Bertha, in diesem Augenblicke nur sie allein, obgleich sie nicht allein war, denn hinter ihr standen Wangen und Klara; aber nur sie sah er, sie erschien ihm so wunderbar schön, wie er sie nie gesehen, ihr glühender Blick drang ihm tief in das Herz.

„Wenn der Berg nicht zu uns kommt, müssen wir zum Berge kommen!" sagte Herr v. Wangen, jetzt lachend zu Egon tretend und ihm die Hand bietend. „Zürnen Sie uns nicht, Herr v. Ernau, daß wir dem lieben Nachbar unseren Besuch aufdrängen, um von ihm selbst zu hören, wie es ihm ergeht, nachdem uns der Doktor mitgetheilt hat, daß der Patient wohl einen Besuch empfangen, aber noch keinen abstatten darf."

Egon strich sich unwillkürlich mit der Hand über die Augen, er befand sich wieder in der wirklichen Welt, ein sinneberückendes Trugbild, welches im ersten Moment seine Phantasie bezaubert hatte, war verschwunden. Nicht mehr Bertha v. Massenburg, sondern Frau v. Wangen, ihr Gatte und die reizende Kleine, mit welcher er in Linau ein paar Worte gewechselt hatte, standen vor ihm, er war der Schloßherr v. Plagnitz und hatte die Gäste zu begrüßen und ihnen zu danken für den überaus freundlichen Besuch, sich zu entschuldigen, daß er ihren Eintritt in sein Zimmer überhört hatte.

Hugo v. Wangen lachte darüber in seiner harmlos gemüthlichen Art.

„Wir haben wohl eine Minute hinter Ihnen gestanden und Ihnen zugehört," sagte er scherzend. „Ich glaube,

Sie hätten nicht aufgeschaut, wenn die Welt hinter Ihnen zusammengebrochen wäre, so tief waren Sie in Ihr Spiel versunken."

Egon wollte sich entschuldigen, aber Wangen ließ ihn nicht ausreden.

„Wir, nicht Sie bedürfen der Entschuldigung dafür, daß wir so formlos in Ihr Heiligstes eindringen. Sie müssen sich darüber mit meiner Frau auseinandersetzen, Herr v. Ernau, denn lediglich sie trägt die Schuld. Ich wollte allein zu Ihnen herüber reiten, aber meine Frau bestand darauf, mich mit Klärchen zu begleiten, sie wolle selbst sehen, wie es dem Patienten gehe. Was blieb mir da übrig, als ihrem Willen nachzugeben, Sie wissen ja, die Frauen setzen immer durch, was sie wollen!"

Was konnte Egon hierauf erwiedern, als daß er der gnädigen Frau überaus dankbar sei, er mußte die schöne weiche Hand, die sie ihm freundlich bot, dankbar küssen und seine große Freude darüber aussprechen, daß er so glücklich sei, auch Frau und Fräulein v. Wangen begrüßen zu dürfen.

Nachdem die ersten Förmlichkeiten überwunden waren, die Damen auf dem Divan Platz genommen hatten, entspann sich schnell eine lebendige Unterhaltung. Bertha war von bezaubernder Liebenswürdigkeit; sie erzählte so reizend natürlich von der bangen Sorge, welche sie während der letzten Tage darüber empfunden habe, daß die Reise von Linau nach Plagnitz von Herrn v. Ernau wohl zu früh unternommen worden sei, und ihm geschadet haben könne, sie bewies eine so aufrichtige

Freude bei der Versicherung Egon's, er fühle kaum noch irgend einen Schmerz, und werde sicher in den nächsten Tagen ganz wieder hergestellt sein; sie zeigte sich so herzlich, einfach und freundlich, daß jeder Zwang aus der Unterhaltung gebannt war, die bald von Wangen auf sein Lieblingsthema, die Landwirthschaft, geleitet wurde. Es lag ja so nahe, daß Wangen sich nach der Bewirthschaftung des ihm bisher noch wenig bekannten Gutes Plagnitz erkundigte, und daß Egon, der ja jetzt auch ein begeisterter Landwirth war, ihm, soweit er es konnte, ausführliche Antwort ertheilte; alle Gutsverhältnisse wurden eingehend besprochen, und Egon bedauerte nur, daß es ihm noch nicht möglich sei, seinen lieben Gast persönlich in der Wirthschaft umherzuführen, daß Herr Sieveking krank und Herr Storting verreist sei und daher ihn nicht vertreten könnten. Auch Wangen, der mit dem größten Interesse Egon's Mittheilungen zugehört hatte, bedauerte sehr, die in der Gegend weit im Umkreise rühmlichst bekannte Plagnitzer Schafheerde nicht persönlich in Augenschein nehmen zu können, er konnte nicht in Abrede stellen, daß er eigentlich sich gerade hierauf gefreut habe. Da war es denn nur natürlich, daß Egon erklärte, der Hofverwalter Herr Hensel werde gern bereit sein, Herrn v. Wangen nach dem famosen Schafstalle zu führen, und daß Wangen dies Anerbieten gern annahm, nachdem ihm seine Frau, die er fragend anschaute, mit einem Lächeln dazu die Genehmigung ertheilt hatte.

Herr Hensel wurde herbeigerufen, er fühlte sich sehr geehrt durch den ihm ertheilten Auftrag, und war bereit,

Herrn v. Wangen sofort zu führen, er wagte es sogar, zu fragen, ob es nicht vielleicht auch den Damen interessant sei, einen Blick in den Kuhstall zu werfen, in welchem auf Anordnung des Herrn Storting einige ganz neue Anordnungen getroffen seien. Frau v. Wangen lehnte dies lächelnd ab, Klärchen aber sprang sofort auf und erklärte, daß sie ihren Bruder und Herrn Hensel begleiten werde, sie hatte als ein echtes Landkind das höchste Interesse für den Kuhstall und Schafstall.

Wangen war durch Klärchens Erklärung nicht ganz angenehm überrascht und für einen Moment sogar versucht, ihre Begleitung abzulehnen, es erschien ihm nicht ganz schicklich, daß seine Frau allein mit Herrn v. Ernau zurückbleiben sollte; aber unmöglich konnte er dies sagen, Bertha würde ihn einer thörichten Eifersucht beschuldigt und Herr v. Ernau gewiß über ihn gelächelt haben. Es war ihm recht unbehaglich, als Bertha Klärchen sogar in ihrem Vorsatze bestärkte, indem sie freundlich sagte: „Recht so, Klärchen, sieh Dir nur die neuen Einrichtungen im Kuhstall recht genau an, vielleicht können wir sie in Linau auch einführen,“ jetzt aber konnte er, ohne sich lächerlich zu machen, um so weniger Klärchen zurückhalten, die sich schon an seinen Arm gehängt hatte, um mit ihm die kurze Wanderung anzutreten; er mußte sich in das Unabänderliche fügen und Herrn Hensel folgen.

Egon war allein mit Bertha, zum ersten Male allein! Auch in Schloß Osternau hatte er sie stets nur in der Gesellschaft der Familienmitglieder gesehen, niemals ohne Zeugen ein Wort mit ihr sprechen können. Er fühlte eine



eigenthümliche Beklemmung, dies Alleinsein erschien ihm fast wie ein Unrecht, obgleich nicht er, sondern der Zufall es herbeigeführt hatte, und dies Gefühl steigerte sich, als jetzt Bertha, nachdem kaum die Thüre hinter den Fortgehenden geschlossen war, sich zu ihm neigte und ihre Hand auf die seinige legte, als die leise Berührung durch die kleine weiche Hand ihn elektrisch durchzuckte, ihm das Blut heftiger pulsiren machte.

Wie wunderbar schön war sie, als sie ihn so süß bittend anschaute, als ein zauberisch liebliches Lächeln ihren rosigen Mund umspielte! Wie sanft und freundlich klang ihre Stimme, als sie noch weiter sich zu ihm beugend, so daß er fast den Hauch ihres Athems fühlte, leise sagte:

„Herr v. Ernau, zürnen Sie mir noch?"

„Weshalb sollte ich Ihnen zürnen, gnädige Frau?" erwiederte Egon, sich zu dieser ruhigen Gegenfrage zwingend, der leise Druck der zarten Finger auf seine Hand verwirrte ihn, er mußte seine ganze Willenskraft aufbieten, um nicht diese reizende Hand zu ergreifen und mit glühenden Küssen zu bedecken.

„Ja, Sie zürnen mir, ich fühle, ich weiß es," fuhr Bertha fort. „Sie gedenken noch immer der Vergangenheit, obgleich ich Sie so dringend gebeten habe, und Sie mir versprachen, sie zu vergessen. Aber kann man wohl vergessen? Auch ich kann es nicht. War es doch die Erinnerung an die längst vergangene, traurige, schöne Zeit, die mir die Ruhe geraubt hat in den letzten Tagen! Die Erinnerung an das Bewußtsein meiner Schuld gegen Sie, dieser Schuld, die ich wahrlich schwer genug büße. Ich kann



nicht eher wieder ruhig werden, ehe ich nicht ein Wort der Verzeihung von Ihnen gehört habe, deshalb habe ich von Wangen gefordert, daß er diesen Besuch bei Ihnen mache, deshalb habe ich ihn begleitet! Ich hoffte auf diese Minute eines ungestörten Alleinseins, die mir ein gütiger Zufall gewährt hat."

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau! Was hätte ich Ihnen zu verzeihen?" fragte Egon bebend.

„Daß ich Ihnen, daß ich mir das schönste Glück des Lebens geraubt habe! Ja, ich fühle meine Schuld, fühle sie um so tiefer, da ich schwer unter ihr leide. Und doch ist sie wohl verzeihlich! Wie habe ich damals mit mir selbst gekämpft! Wenn ich mit Entzücken Ihren wilden Phantasien lauschte, wenn mich dann ein glühender Blick aus Ihren Augen traf, dann erfüllte sich mein Herz mit einem süßen Wonnegefühl, ich wußte es, Sie liebten mich, und stürmisch schlug auch mein Herz Ihnen entgegen. O, hätte ich damals ahnen können, daß es mein Verlobter war, der unter einem angenommenen Namen in meiner Nähe weilte, wie wäre Alles so anders gekommen! Für mich war der Herr v. Ernau, dessen Braut ich sein sollte, todt, er war vor der Verbindung mit mir geflohen, mein Ruf war gefährdet, durfte ich da meinem Herzen folgen? Gebot mir nicht eine heilige Pflicht gegen meinen Vater, meine Gefühle zu bezwingen? Ich habe schwer unter der Erfüllung meiner Pflicht gelitten und leide noch heute unter derselben, heute mehr als jemals, denn heute weiß ich ja, daß Herr v. Ernau es war, der, von Osternau nach Berlin zurückgekehrt, durch die Nachricht, ich sei mit Hugo

v. Wangen verlobt, hinausgetrieben wurde in die weite Welt! Ich habe mich schwer gegen Sie versündigt, daß ich mein Gefühl unterdrückte und dem ungeliebten Manne, nur den Einflüsterungen des kalt berechnenden Verstandes folgend, mein Jawort gab, aber ich bin auch schwer dafür bestraft worden."

„Sie sind nicht glücklich?"

„Können Sie noch fragen? Als wir Sie beim Eintritt in dies Zimmer beim Spiel überraschten, ohne daß Sie uns bemerkten, als ich mit Entzücken den zauberischen Tönen lauschte, aus denen Ihr Herz, Ihr Geist zu mir sprach, da kam mir mein ganzes Elend zum vollen Bewußtsein. Es ist entsetzlich, für das Leben gefesselt zu sein an einen Mann, der kein anderes Gefühl, keinen anderen Gedanken, als den an seine Wirthschaft hat! Kein geistiges, kein Herzensband vereint uns, nur das unlösbare, traurige Band des Gesetzes, welches mich auf immer an ihn fesselt. Meine Seele bäumt sich auf gegen diesen brutalen Zwang. Ich habe auch, wie alle anderen Menschen, ein Recht auf das Glück! Jetzt erst, da ich Sie wiedergesehen, da der Schleier von Ihrer Vergangenheit gehoben ist, jetzt erst weiß ich, wie namenlos glücklich ich hätte werden können, und wie namenlos unglücklich ich geworden bin!"

Sie wendete sich ab, sie erhob die Hand, nicht die rechte, welche noch immer mit leisem Druck auf der Egon's ruhte, sondern die linke, welche das feine, duftige, weiße Battisttuch hielt; um die hervorquellenden Thränen zu verbergen, verhüllte sie die Augen mit dem feinen Tuch. Weinte sie wirklich? Traf nicht ein schneller, funkelnder

Seitenblick Egon, ein Blick, der zu erforschen suchte, welchen Eindruck die bittere Selbstanklage auf ihn gemacht habe?

Egon war tief erschüttert, und doch erfüllte ihn ein wonniger Rausch, er ergriff die kleine Hand und küßte sie, in wirren Worten sprach er zu Bertha; was er sagte, er wußte es selbst nicht, seine Stirne glühte, fieberhaft schlug sein Puls, seine heftige Aufregung machte ihn unfähig, zu denken.

Wie es gekommen, das wußte er nicht: Bertha ruhte an seiner Brust, sie hatte den vollen weichen Arm um seinen Hals geschlungen, sie erwiederte seine glühenden Küsse. Sein schönster Traum war erfüllt, in wildem Rausch preßte er Kuß nach Kuß auf ihre heißen Lippen.

Jetzt aber entwand sie sich ihm, sie wehrte ihn sanft ab, als er sie wieder an sich ziehen wollte.

„Wir dürfen in unserem Glücke nicht vergessen," flüsterte sie, „daß die Augenblicke unseres Alleinseins gezählt sind. Wangen und Klara müssen bald zurückkehren, sie dürfen nichts ahnen. Wie Ihr Gesicht glüht und Ihre Augen blitzen! Wir dürfen uns nicht verrathen; wie geistesarm Wangen auch ist, ein einziger Blick in Ihre erregten Züge müßte ihm doch Alles sagen. Setzen Sie sich an den Flügel, Egon; wenn Sie mit ganzer Seele sich dem Zauber der Musik hingeben, und wenn ich in süßer Selbstvergessenheit Ihnen lausche, kann weder Ihre noch meine Erregung auffallen."

War die so ruhig berechnende Frau dasselbe liebeglühende Weib, welches soeben noch wonnetrunken in Egon's Armen

geruht hatte? Ein Schauer überrieselte Egon, er war plötzlich ernüchtert, abgekühlt, aus dem Himmel, in welchem er selbstvergessen geschwelgt hatte, niedergerissen auf die nüchterne prosaische Erde.

Nicht mehr die holde Bertha, die er geliebt und deren Bild ihn einst in seinen wonnigsten Träumen umschwebt hatte, lächelte ihn so süß und vertraut an, er sah jetzt plötzlich in der, die seine Küsse geduldet und erwiedert hatte — die Frau v. Wangen, die Gattin des Freundes, der sein Gast war und dessen Vertrauen er schnöde mißbraucht hatte! Jeder Kuß, den er auf diese schwellenden Lippen gedrückt hatte, erschien ihm als eine schnöde Entweihung, als ein nichtswürdiger Raub, als ein ehrloser Eingriff in das heilige Recht des vertrauenden Freundes. Ein tiefer Ingrimm gegen sich selbst und gegen Bertha ergriff ihn, er sprang stürmisch auf, seine Hand, die sie noch mit innigem Druck zärtlich umfaßt hielt, entriß er ihr, dann eilte er, ohne ihr ein Wort zu erwiedern, zum Flügel.

Erst als die mächtigen Akkorde ihn umrauschten, legte sich nach und nach der Sturm, der in seinem Inneren tobte; als bald darauf Wangen und Klara von ihrer Wanderung über den Hof und durch die Wirthschaftsgebäude zurückkehrten, tönte ihnen schon von fern der ergreifende Klang einer der wilden Phantasien entgegen, in denen Egon so gern seinem Gefühl einen Ausdruck gab. Sie fanden Egon am Flügel, Bertha ruhte in nachlässiger Stellung auf dem Divan, sie spielte tändelnd, gedankenlos mit einer der von den Kissen herabhängenden Quasten, mit wahrem Wohlbehagen lauschte sie dem wundervollen Spiel des Herrn v. Ernau. Als dieser

bald den letzten Ton verklingen ließ und wieder neben ihr am Divan seinen Platz einnahm, dankte sie ihm mit harmlos unbefangener Freundlichkeit für den Hochgenuß, den er ihr bereitet habe; sie sprach mit dem lieblichsten, reizendsten Lächeln die Bitte aus, Herr v. Ernau möge doch recht bald, sobald irgend seine Gesundheit es erlaube nach Linau kommen, sie hoffe dann noch länger und ungestörter ein Glück genießen zu können, wie es eben nur Herr v. Ernau bereiten könne.

Nur für Egon war die Zweideutigkeit in diesen letzten Worten verständlich, nur er verstand auch das Lächeln und den Blick, mit welchem sie die scheinbar nur eine Anerkennung für sein treffliches Spiel aussprechenden Worte begleitete, denen auch Wangen nicht umhin konnte, eine freundliche Einladung hinzuzufügen, die er noch besonders dadurch motivirte, daß Herr v. Ernau doch auch die Wirthschaft in Linau sich genauer ansehen müsse. Damit war Wangen wieder bei dem für ihn unerschöpflichen Thema, und während der nächsten halben Stunde sprach er über nichts als über die Beobachtungen, welche er soeben im Schafstalle und Kuhstalle von Plagnitz gemacht hatte. Er hätte wohl gerne noch länger die ihn höchlichst interessirende Unterhaltung fortgeführt, wenn Bertha nicht mit dem Bemerken zum Aufbruch gemahnt hätte, Herr v. Ernau, der ja noch immer halber Patient sei, bedürfe gewiß der Ruhe.

Nur um der gesellschaftlichen Form Genüge zu leisten, protestirte Egon gegen den schnellen Aufbruch seiner Gäste; er fühlte das Bedürfniß, allein zu sein, das harmlose

Gespräch des nichts ahnenden Wangen war für ihn entsetzlich peinlich, bei jedem freundlichen Worte seines Gastes schlug ihm das Herz höher, und fast noch peinlicher war ihm die ruhige Unbefangenheit, welche Bertha so ungezwungen und natürlich zeigte.

Der Wagen war angespannt, Egon wollte seine Gäste zu demselben begleiten, das aber litt Wangen nicht. Der Doktor habe ihm ausdrücklich gesagt, so erklärte er, Herr v. Ernau müsse noch einige Tage das Zimmer hüten, dann werde er im Anfang der nächsten Woche ganz wieder hergestellt sein, während heute noch jede starke Bewegung, selbst das Treppensteigen, ihm schaden könne, deshalb müsse Egon im Zimmer bleiben. Auch Bertha stimmte diesen Worten zu, und selbst die kleine Klara meinte sehr altklug, wenn Herr v. Ernau sich nicht schone, könne er sein Versprechen, recht bald nach Linau zu kommen, nicht erfüllen. Mit einem zierlichen Knix, Egon mit einem verschmitzten Lächeln anschauend, nahm sie Abschied und eilte dann den Anderen voraus, hinunter nach dem im Hof vor dem Schloßportal haltenden Wagen, Wangen und Bertha folgten ihr.

Egon trat an das Fenster, um von hier aus den fortfahrenden Gästen noch einen letzten Gruß nachzuwinken, da sah er zu seinem Staunen, daß plötzlich die kleine Klara, die schon im Wagen auf dem Rücksitz Platz genommen hatte, wieder leichtfüßig aus demselben sprang.

„Ich habe meinen Sonnenschirm vergessen,“ rief sie zu Egon hinauf.

Der Bediente, welcher der Herrschaft beim Einsteigen ge-

holfen hatte, wollte zurückeilen, aber „lassen Sie nur, ich hole ihn selbst," rief sie und fort war sie. In der nächsten Minute stand sie schon mit glühenden Wangen vor Egon, den sie mit einem schalkhaft verschmitzten Lächeln und leuchtenden Augen anschaute, als sie schnell und leise sagte: „Ich habe ihn absichtlich liegen lassen, ich mußte Sie noch einen Augenblick allein sprechen, Herr v. Ernau. Der Doktor hat zwar gestern Hugo gesagt, Sie dürften vor Montag nicht nach Linau fahren; aber Sie müssen früher kommen. Sie sind ja ganz gesund. Nicht wahr, Sie versprechen mir, daß Sie spätestens am Sonnabend kommen? Heute haben wir Montag, am Sonnabend sind Sie gewiß so weit, daß Ihnen die Reise, wenn Sie langsam fahren, nichts schadet."

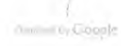
„Weshalb soll ich Ihnen versprechen, gerade am Sonnabend zu kommen?"

„Wenn ich Ihnen nun sagte, daß ich große Sehnsucht nach Ihnen habe und die Zeit gar nicht erwarten kann, bis Sie kommen?"

„Ich bin nicht eitel genug, dies zu glauben."

Klara lachte schelmisch hell auf.

„Wirklich? Nun, wenn ich es nicht bin, ist es vielleicht eine Andere, die seit jener Schreckensnacht ruhelos nur an den Herrn v. Ernau denkt und sich nach ihm sehnt. Ich darf Ihnen nicht sagen, wer es ist, ich habe es heilig und fest versprechen müssen. Aber daß ich Sie bitte, recht, recht bald, und jedenfalls vor Sonntag nach Linau zu kommen, hat sie mir nicht verboten, und Sie sind es wohl der, die Sie in jener Nacht so treu gepflegt hat,



schuldig, daß Sie kommen. Adieu, Herr v. Ernau, hier ist mein Sonnenschirm. Die unten warten schon auf mich. Sie müssen also jedenfalls vor Sonntag kommen, adieu!"

Schnellen Schrittes eilte sie fort, aus dem Wagen grüßte sie und auch Bertha noch einmal nach dem Fenster hinauf, und als der Wagen aus dem Hofthore fuhr, winkte sie mit dem Sonnenschirm Egon den letzten Abschiedsgruß zu.

Noch lange Zeit stand Egon am offenen Fenster und schaute gedankenvoll dem längst schon entschwundenen Wagen nach. War denn wohl möglich, was er soeben gehört hatte? — Bertha hatte Klara eingeweiht in das Geheimniß ihrer Liebe, und Klara, das übermüthige, lachende Kind, ließ sich verführen, diese Liebe zu schützen? Es war unglaublich, und doch ließen ihre letzten Worte keinen Zweifel zu.

Und Bertha! Konnte er an sie zurückdenken, ohne daß die Schamröthe ihm die Wangen färbte? Er hatte Wangen nicht frei in's Auge schauen können, sie aber hatte es gekonnt, sie war mit dem Bewußtsein der Schuld so einfach natürlich gewesen, eine vollendete Schauspielerin hätte sich nicht trefflicher verstellen können. Sie hatte scherzen, durch eine Anspielung auf das Glück der letzten Stunde hindeuten und die Hoffnung auf einen ungestörten längeren Genuß aussprechen können, ohne zu erröthen! Ihm graute vor dieser Falschheit. „Trauen Sie ihr nicht, sie hat ein falsches Herz!" so hatte Klara ihn gewarnt, und nun diente sie selbst der Falschen, nun lud sie ihn selbst ein, so bald wie möglich nach Linau zu kommen!

Verschwunden war der zauberische Reiz, der früher Bertha's wunderbare Schönheit in seiner Erinnerung noch verklärt hatte. Mit einem Gefühl fast des Abscheues dachte er an sie. Aber trotzdem sagte er sich selbst, daß er der Einladung nach Linau Folge leisten müsse. Er durfte nicht feige zurückweichen vor der Verführung, mannhaft mußte er ihr die Stirne bieten; aus seinem Munde mußte es Bertha hören, daß er erwacht sei aus dem Wonnetaumel, in welchen sie ihn durch ihre Umarmung gezogen hatte.

28.

Die Sonne neigte sich schon stark zum Untergange, als Wangen mit seiner Frau und Schwester von dem Besuch in Plagnitz nach Linau zurückkehrte. Als der Wagen in den Schloßhof einfuhr, bemerkte Wangen zu seinem Erstaunen, daß eine fremde einspännige Kalesche ausgespannt auf dem Hofe stand und daß ein ihm unbekannter Mensch, den eine schäbige Livree als den Kutscher bezeichnete, sich in der Stallthüre träge an dem Pfosten lehnte.

„Es scheint, als hätten wir während unserer Abwesenheit Besuch bekommen. Wer mag es sein? Ich kenne das Fuhrwerk nicht," sagte Wangen verwundert, aber Klärchen kannte es, wenigstens den Kutscher, der erst vor acht Wochen die Tante Sastrow von der Station R. nach Linau gefahren hatte, als die Tante so unvermuthet auf acht Tage zum Besuch gekommen war.

„Also ein Besuch, der mit der Eisenbahn gekommen ist. Wer mag es nur sein?"



„Vielleicht der Vetter Albrecht," erwiederte Bertha gleichmüthig.

„Albrecht v. Osternau? Hoffentlich nicht. Wie sollte er dazu kommen, uns zu besuchen? Der Mensch ist mir von jeher unangenehm gewesen, und nach seinem schandbaren Benehmen gegen Frau v. Osternau und Lieschen ist er mir im Grunde der Seele verhaßt."

„Elise hat selbst erzählt, daß die Mutter auf ihre Veranlassung jede über das Maß der gesetzlichen Pension hinausgehende Unterstützung abgewiesen und sich ausdrücklich geweigert habe, in Schloß Osternau bei dem Vetter zu bleiben. Welchen Vorwurf kannst Du ihm also machen? Ich habe ihm damals, als wir uns entschlossen, Elise in unser Haus aufzunehmen, dies geschrieben, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er jetzt selbst käme, um Elise zu sehen und womöglich seinen Frieden mit ihr zu schließen."

„Du hast ihm wieder geschrieben? Ich hatte Dich doch dringend gebeten, den Briefwechsel mit dem mir so unangenehmen Menschen endlich ganz einschlafen zu lassen. Das ist nicht recht von Dir, Frauchen!"

Bertha zuckte mit den Achseln, eine Antwort gab sie nicht. Der Wagen fuhr eben vor dem Herrenhause vor und der Bediente sprang herbei, um den Schlag zu öffnen. Er berichtete Wangen auf dessen Frage, daß vor etwa zwei Stunden ein Herr mit einem Einspänner von der Station R. her in Linau eingetroffen sei. Er habe zuerst nach Herrn und Frau v. Wangen gefragt, und dann, als er gehört, daß diese mit Fräulein Klara nach Plagnitz zum

Herrn v. Ernau gefahren seien und daß von der Herrschaft außer dem Fräulein v. Osternau Niemand zu Haus sei, habe er gewünscht, dem Fräulein gemeldet zu werden; aber das Fräulein habe sich geweigert, den Herrn, dessen Karte sie zurückgeschickt habe, zu empfangen. Das Fräulein habe seitdem das Zimmer oben in der Mansarde nicht verlassen, der Herr aber sitze auf dem Altan und warte auf die Herrschaft, auf seiner Visitenkarte stehe der Name: Albrecht v. Osternau.

„Also wirklich Albrecht!" sagte Wangen unmuthig zu seiner Frau. „Ich wollte, er wäre, wo der Pfeffer wächst!"

„Aber er ist hier!" erwiederte Bertha scharf. „Ich hoffe, Du wirst die Achtung nicht vergessen, die Du einem Osternau und einem der wenigen Verwandten, die ich habe, schuldest!"

„Kann man eine so entfernte Verwandtschaft überhaupt noch Verwandtschaft nennen? Aber sei ohne Sorge, Frauchen, da er einmal hier ist, werde ich nicht ungastlich sein. Ich muß schon in den sauren Apfel beißen und den widerwärtigen Menschen in meinem Hause willkommen heißen; hoffentlich wird er nicht lange bleiben."

Wangen und Bertha begaben sich zur Begrüßung ihres Gastes nach dem Altan, Klärchen aber eilte die Treppe hinauf, um Elise aufzusuchen und ihr von dem Besuche in Plagnitz zu erzählen.

Seit vier Jahren hatte Wangen den Vetter Albrecht nicht gesehen, er war darauf vorbereitet, ihn verändert zu finden; die Tante Sastrow hatte ihm schon davon erzählt, daß Albrecht ein ganz anderer Mensch geworden sei, aber



doch hätte er es für unmöglich gehalten, daß in vier kurzen Jahren eine solche Veränderung mit einem Menschen vor sich gehen könne, wie ihm jetzt Albrecht, der ihm auf dem Altan entgegentrat, zeigte.

Albrecht v. Osternau war fast ein alter Mann geworden, keine Spur von der eleganten, noch immer den früheren Offizier verrathenden stattlichen Haltung war zurückgeblieben; schlaff und nachlässig, mit vornübergebeugtem Körper bewegte er sich mit schwankendem Schritt, dabei hielt er den Kopf gesenkt, sein Auge suchte den Boden, nur selten schlug er es mit einem matten Blick zu dem auf, mit welchem er gerade sprach. Sein Haar war ergraut, auch der blonde Schnurrbart, den er früher in zwei Spitzen keck emporgedreht trug, der jetzt aber ungepflegt wirr über den Mund herabhing, zeigte schon viele graue Haare. Die gebeugte Gestalt und die schlaffen Züge boten ein Bild körperlichen und geistigen Verfalls.

Ein Gefühl des Mitleids überkam Wangen und bewegte ihn, freundlicher und sogar herzlicher, als es sonst wohl geschehen wäre, den Gast zu begrüßen. Er hatte, wenn er an die in Schloß Osternau verlebte Zeit zurückdachte, niemals ein unbequemes Gefühl der Eifersucht ganz unterdrücken können, jetzt aber, da er Albrecht in diesem Zustande wiedersah, vergaß er dasselbe ganz und es erwachte auch nicht wieder, als Bertha dem Vetter mit reizender Liebenswürdigkeit die große Freude aussprach, die er ihr durch seinen Besuch in Linau bereitet habe. Sie reichte ihm nicht nur die Hand, sie bot ihm selbst den Mund zum Kuß, und doch regte sich in Wangen die alte Eifersucht

nicht, es wäre ja lächerlich gewesen, auf den so tief herabgekommenen Menschen, der nur noch der Schatten seiner selbst war, eifersüchtig zu werden.

Bertha war von wahrhaft bezaubernder Liebenswürdigkeit. Albrecht mußte sich zu ihr auf den Divan setzen, sie versicherte ihm zu wiederholten Malen, wie innig sie sich freue, daß er endlich einmal sein Versprechen, die Verwandten in Linau zu besuchen, wahr mache, nun hoffe sie aber auch, daß er recht, recht lange bleibe. Dann forderte sie ihn auf, ihr zu erzählen von Osternau, von dem neu aufgebauten Schloß, wie Alles eingerichtet sei, wie er in demselben lebe, ob er noch viel mit den alten Bekannten, den Nachbarn in der Umgegend, zusammenkomme, es interessire sie ja Alles.

Durch ihre heitere Freundlichkeit verscheuchte Bertha den Zwang, der anfangs noch auf dem Zusammensein lag, Albrecht konnte gar nicht umhin, einzustimmen in den natürlichen Ton, den sie anschlug; hatte er auch bei seiner ersten Begrüßung mit Wangen sich befangen gefühlt, so wurde er bald mittheilsamer; aber doch lag auf Allem, was er sagte, der Schatten einer traurigen, düsteren Stimmung.

Er erzählte, daß er das Schloß Osternau schöner, als es je gewesen, aufgebaut habe; er sei nach Osternau gegangen mit der festen Zuversicht, daß er in dem neuen Schloß, der Tradition seines alten Geschlechtes treu, die Nachbarn gastfrei werde empfangen können, er habe dies um so mehr gehofft, als er ja früher mit allen Nachbarn befreundet gewesen sei, aber vergeblich habe er versucht, dies alte



freundschaftliche Verhältniß aufrecht zu erhalten. Die Besuche, die er selbst in der Nachbarschaft gemacht habe, seien nicht erwiedert, seine Einladungen nicht angenommen worden. Nichtswürdige Gerüchte über ihn, über sein Verhältniß zu dem verstorbenen Herrn v. Osternau und dessen Wittwe und Tochter seien in der ganzen Umgegend geflissentlich verbreitet worden und hätten ihren Weg selbst nach Breslau und Berlin genommen, sie seien eingedrungen in den Kreis seiner früheren Kameraden, so daß er auch in deren Gesellschaft, wenn er in die Stadt fahre, um sich zu zerstreuen, nur eine kühle Aufnahme finde. Vergeblich habe er sich bemüht, den Verbreitern solcher dunklen Gerüchte, nichtswürdigen Verleumdungen, nachzuforschen, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, bei allen seinen Nachforschungen habe er nur ausweichende Antworten erhalten. Niemand wolle etwas von irgend einem ihn betreffenden Gerüchte wissen, aber sobald er den Rücken wende, würden die alten Verleumdungen immer wieder von Mund zu Mund getragen, heimlich würden sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit von dem Einen dem Anderen zugeflüstert, die Weiterverbreiter seien unfindbar und unfaßbar. Und doch kenne er diese niederträchtigen Gerüchte, aus halben Andeutungen habe er sie errathen. Man mache ihm einen Vorwurf daraus, daß Frau v. Osternau mit ihrer Tochter von der kargen Wittwenpension leben müßte, daß jetzt gar Elise v. Osternau gezwungen sei, fremdes Brod zu essen. Sei dies wohl seine Schuld? Habe er nicht zu wiederholten Malen Frau v. Osternau nach dem Familienschloß

eingeladen und sie gebeten, bei ihm zu leben? Habe er ihr nicht angeboten, ihre Pension zu erhöhen, damit sie standesgemäß in Berlin oder anderswo leben könne, wenn sie es verschmähe, Schloß Osternau zu ihrem Wohnsitz zu machen? Alle seine Anerbietungen seien schnöde zurückgewiesen worden. Auf Lieschens Andrängen — er wisse es wohl — habe Frau v. Osternau sich geweigert, von ihm eine Wohlthat anzunehmen. So führe er denn ein trauriges, einsames, freudenloses Leben. Nur eine Rettung gebe es für ihn, nur eine Hoffnung, die, daß endlich Frau v. Osternau und Elise sich doch bewegen lassen würden, ihren Frieden mit ihm zu schließen. Wenn Frau v. Osternau mit Elise nach dem Schloß zurückkehre, wenn sie sich völlig mit ihm aussöhne, dann würde allen bösartigen Gerüchten die Spitze abgebrochen, dann werde aller Welt der Beweis geliefert, daß dieselben unbegründet seien, und deshalb sei er jetzt nach Linau gekommen, um den Einfluß der Verwandten, Wangen's und Bertha's, zu seinen Gunsten in Anspruch zu nehmen. Noch bestehe Elisens Vorurtheil gegen ihn in vollem Maße fort, das habe er heute schon wieder erfahren, denn Elise habe sich ja geweigert, ihn zu empfangen, sie halte sich vor ihm in ihrem Zimmer verborgen, aber trotzdem hoffe er immer noch auf den Einfluß der lieben Verwandten.

Albrecht sprach so eindringlich, er schilderte mit so düsteren Farben sein trauriges einsames Leben, sein Wunsch, Elise zu versöhnen, erschien so aufrichtig, daß der gutmüthige Wangen trotz des Vorurtheils, welches auch er gegen den Verwandten besaß, doch gerührt wurde und ver-

sprach, gern zu thun, was er irgend könne, um Elise milder und freundlicher gegen Albrecht zu stimmen.

„Ich freue mich herzlich, daß Sie jetzt zu uns gekommen sind, Vetter, gerade noch zur rechten Zeit, um einige Tage mit uns und Elise zusammen zu verleben, denn leider wird uns Elise schon am nächsten Sonntag verlassen, Sie würden sie, wenn Sie später gekommen wären, nicht mehr in Linau getroffen haben."

„Elise geht fort von hier?"

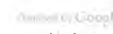
„Ja, leider! Es geht nicht anders. Wir hatten Beide, mein Frauchen und ich, darauf gehofft, es werde sich zwischen uns und Lieschen ein recht trauliches Familienverhältniß bilden, aber ein solches hat sich nicht erzielen lassen. Ich will damit weder Lieschen, noch meiner Frau einen Vorwurf machen, sie sind eben einander widerstrebende Naturen. Schon damals in Schloß Osternau war das Verhältniß kein freundliches, und der Gegensatz hat sich verschärft mit den Jahren. Es ist vielleicht niemals gut, eine Verwandte zu einer doch immerhin etwas untergeordneten Stellung in's Haus zu nehmen, besser, man nimmt dazu eine Fremde. Konflikte können nicht ausbleiben und sie machen das Familienleben trübe und ungemüthlich. Da ist es für alle Theile besser, wenn man sich zur rechten Zeit wieder trennt. Es ist mir recht schwer geworden, mich dazu zu entschließen, denn Lieschen ist wirklich eine vortreffliche Erzieherin, und meine kleine Schwester hängt an ihr mit wahrhaft abgöttischer Verehrung; aber ich habe anerkennen müssen, daß Bertha Recht hat. Lieschen würde sich niemals wohl in unserem Hause gefühlt haben, und

sie würde wahrscheinlich die Veranlassung geworden sein, daß zwischen meinem Frauchen und meiner Schwester nach und nach sich ein unfreundliches Verhältniß herausgebildet hätte. Wir müssen uns wieder trennen, so leid es mir thut, Elise sieht dies auch selbst ein, nachdem ich mit ihr freundlich, aber ganz aufrichtig gesprochen habe. Am nächsten Sonntag wird sie uns verlassen, sie hat dies ihrer Mutter bereits geschrieben; sie wollte uns, nachdem ich mit ihr gesprochen hatte, auf der Stelle verlassen, auf meine und Klara's dringende Bitten hat sie uns aber versprochen, noch einige Tage, bis Sonntag, zu bleiben. Wir haben daher fast noch eine Woche vor uns, und während dieser Zeit wird es uns gewiß gelingen, eine Aussöhnung zwischen ihr und Ihnen, lieber Vetter, zu Stande zu bringen."

„Wenn nicht vielleicht meine Ankunft sie bewegt, ihr Versprechen zurückzunehmen und heute schon oder morgen abzureisen, oder wenn sie sich nicht weigert, mich überhaupt zu sehen."

„Nein, nein, das wird sie nicht. Sie wird ihr Wort halten und sich auch bereit finden lassen, Sie zu begrüßen. Geh', Frauchen, sprich Du selbst mit ihr. Stelle ihr vor, daß der Vetter Albrecht unser Gast sei und daß sie gegen ihn nicht unartig sein darf. Wenn Du sie freundlich bittest, wird sie sicherlich nicht nein sagen."

„Was verlangst Du von mir?" erwiederte Bertha unwillig. „Soll ich mir etwa eine höhnisch abweisende Antwort holen? Jetzt, da Elise uns ohnehin verläßt, hat sie gar keine Veranlassung mehr, Rücksicht auf mich zu



nehmen; Klara's Unterstützung ist ihr ja ohnehin bei jeder Impertinenz gegen mich sicher. Nein, ich spreche nicht mit ihr, mein Wort würde mehr schaden als nützen. Aber Du mußt es thun! Auf Dein Wort hört sie. Bitte sie, zum Thee, wie gewöhnlich, hieher zu kommen, Dir wird sie es nicht abschlagen. Mache ihr in Deiner ruhigen, freundlichen Art ernste Vorstellungen, dann wird sie kommen, und ist nur erst der erste Schritt gethan, dann wird der Vetter Albrecht unter Deinem Beistand schon mehr erreichen. Mich aber laß aus dem Spiele, ich bin bei Elise keine geeignete Unterhändlerin."

„Vielleicht hast Du Recht," entgegnete Wangen lächelnd, „Ihr Beide seid einmal leider wie Feuer und Wasser. Nun, ich will es versuchen, Elise gut zuzureden, und ich denke, es wird mir gelingen. Den Anfang will ich gleich machen; ich muß Sie daher für ein paar Minuten verlassen, Vetter, um Elise aufzusuchen."

Wangen stand auf und verließ den Altan, Bertha verfolgte ihn mit dem Blick; sobald die von dem Gartensalon nach dem Vorflur führende Thüre sich hinter ihn schloß, wendete sie sich zu Albrecht.

„Wir sind allein, Albrecht," sagte sie schnell, „nur für kurze Zeit, und ich weiß nicht, ob sich sobald wieder die Gelegenheit bietet, die ich nicht suchen darf, ohne lästige Zeugen mit Dir zu sprechen. Ich habe Dich gerufen und ich danke Dir, daß Du gekommen, denn ich bedarf Deiner Hilfe, wie Du der meinigen bedarfst."

„Was willst Du von mir," erwiederte er grämlich; „ich ahnte es wohl, daß Du mich nicht so eindringlich

eingeladen hast, sogleich zu kommen, ohne Deine eigenen Zwecke zu haben. Mit dem Versprechen, auf Lieschen einzuwirken, daß sie endlich vernünftig wird und mir ihre Hand gibt, hast Du mich nur verlocken wollen."

„Nein, mir liegt jetzt selbst daran, daß Elise so bald wie möglich unwiderruflich Deine Frau wird; was dazu von mir gethan werden kann, werde ich thun, das verspreche ich Dir. Unsere Interessen sind gemeinschaftliche, wir sind natürliche Verbündete und müssen uns gegenseitig unterstützen. Elise stört mich in dem Lebensplan, den ich mir vorgezeichnet habe; es genügt mir nicht, daß ich sie aus Linau entferne, ungefährlich wird sie mir erst dann, wenn sie Deine Frau ist; Du aber brauchst diese Verbindung, um Deinen Ruf wieder herzustellen vor der Welt. Du blickst mich zweifelhaft an, Du wirst mich begreifen, wenn ich Dir sage, daß die Hoffnung, die ich einst gehabt und die so grausam getäuscht worden ist, die Hoffnung, die Frau des Millionärs, des Herrn v. Ernau zu werden, wieder neues Leben erhalten hat."

Albrecht stieß einen unwillkürlichen Ausruf des Staunens aus, aber Bertha beachtete denselben nicht, sie fuhr fort:

„Ich bin damals, als ich halb gezwungen Wangen's Frau wurde, das Opfer einer unglückseligen Verkettung von Irrthümern geworden. Du wirst deren inneren Zusammenhang sofort verstehen, wenn ich Dir sage, daß damals Ernau unter der Maske des Kandidaten Pechmayer in Schloß Osternau gelebt hat, daß er jetzt hier unser Nachbar geworden ist, daß ich ihn vor zwei Stunden gesehen

und die Ueberzeugung gewonnen habe, daß er mich heute noch liebt mit glühender Leidenschaft, wie er mich damals geliebt hat. Er ist vor mir geflohen, ehe er mich kannte, er hat sich zum zweiten Male in die Welt geflüchtet, als er nach Berlin zurückkehrte und dort hörte, daß ich mich mit Wangen verlobt hatte, als er meinte, daß ich für ihn für immer verloren sei; aber er liebt mich heute glühender noch, als er mich damals geliebt hat. Damals stand zwischen ihm und mir Elise, damals schwankte sein Herz; heute aber hat er Elise vergessen und er ahnt nicht, daß sie hier in Linau ist. Für einige Tage noch hält ihn ein Unwohlsein auf seinem Gute Plagnitz fest, vor Montag kann er nicht nach Linau kommen, dann findet er Elise nicht mehr. Er darf sie nicht wiedersehen, die Erinnerung an die alte Zeit darf nicht in ihm geweckt werden, nicht eher wenigstens, als bis Elise Deine Frau ist. Der alte Kampf in seinem Herzen soll nicht von Neuem entzündet werden, mein Bild soll allein seine Phantasie erfüllen."

„Mir wirbelt der Kopf von der Wundergeschichte, die Du mir da in wenigen Worten erzählt hast," sagte Albrecht, der mit maßlosem Staunen Bertha anschaute. „Der nichtswürdige Pechmayer und der verrückte Herr v. Ernau eine und dieselbe Person! Es ist kaum zu glauben und wunderbar genug, aber noch wunderbarer, noch unglaublicher ist es, daß Du daran denkst, seine Frau zu werden. Bist Du etwa nicht verheirathet? Willst Du das Unmögliche möglich machen?"

„Es gibt keine Unmöglichkeit!" erwiederte Bertha, mit blitzenden Augen Albrecht anschauend. „Einmal bin ich

schnöde um das Glück betrogen worden, diesmal aber will ich es mir erringen. Ich bin dazu fest entschlossen, und jedes Hinderniß, welches sich mir in den Weg stellt, werde ich besiegen. Er liebt mich! Das mußte ich wissen und das weiß ich! Vier trostlose Jahre habe ich verlebt in trübseliger, kleinlicher Gefangenschaft als die Frau dieses einfältigen Landjunkers. Als Frau des Millionärs, als Frau v. Ernau hätte ich herrschen können als die Königin glänzender Feste in Berlin, in Wien, in Paris in der ersten Gesellschaft, umgeben vom Glanz des Reichthums, während ich hier in einer polnischen Einöde in diesem Bauernhaus verkümmern mußte unter den unwissenden, langweiligen, platten Gutsbesitzern, die kaum ein anderes Wort sprechen können, als von ihren Pferden, ihrem Vieh, ihren Saaten und Ernten. Und diesem Volk habe ich freundlich zulächeln müssen, ich habe mich fügen müssen in die Launen eines alten Schwiegervaters, der auch nur ein halber Bauer war, eines Mannes, dessen Geistlosigkeit mir Verachtung, dessen Liebe mir Ekel einflößt, ja selbst einer kindischen Schwägerin, die ich hasse! Meinst Du, ich könne zögern, ein solches Joch abzuwerfen, da mir die Hoffnung winkt, endlich, endlich das Ziel meiner glühendsten Wünsche zu erreichen, meine herrlichsten Träume erfüllt zu sehen? Die Welt soll mir zu Füßen liegen! Ich werde sie beherrschen durch meine Schönheit, meinen Geist, meinen Reichthum. Das schwache Band, welches mich an Wangen fesselt, wird leicht gebrochen werden, und dazu sollst Du mir helfen, Albrecht. Wangen ist trotz seiner Gutmüthigkeit leicht erregbar, und wenn er heftig wird, wenn ihn der Zorn über-

mannt, verliert er jede Selbstbeherrschung; dann kommt seine innere Natur, seine Brutalität zum Vorschein. Er ist angelegt zur Eifersucht. Er war damals eifersüchtig auf Dich, er ahnte, was zwischen uns vorging, er ist es vielleicht heute noch. Jedenfalls — ich habe jeden Blick seines Auges, jeden Zug seines Gesichtes beobachtet — fühlt er eine geheime Eifersucht gegen Ernau; diese Eifersucht mußt Du erregen durch kleine Andeutungen, daß schon in jener Zeit der Informator Pechmayer für mich eine tiefere Neigung gehabt habe, die vielleicht nicht ohne eine Erwiederung geblieben sei. Sie wird zur vollen Flamme angefacht werden, wenn Ernau uns häufig besucht, wenn er selbstvergessen mich anschaut mit seinem glühenden Blick, wenn Du als Freund und Vetter Wangen warnst und ihn mahnst, die Ehre seines Hauses zu wahren. Er muß eifersüchtig werden, ohne daß ich ihm dazu wirkliche gerechte Veranlassung gebe, ich muß erscheinen als das unschuldige Opfer seiner Brutalität, er muß mir die Veranlassung zur Forderung einer Scheidung geben. Auf meinem Namen darf kein Flecken haften. Darf ich auf Deine Hilfe rechnen, Albrecht?"

Albrecht blickte mißmuthig vor sich nieder.

„Dein Plan gefällt mir nicht, Bertha," sagte er nach kurzem Sinnen, „er ist gefährlich für Dich und mich."

Bertha zuckte verächtlich mit den Achseln.

„Die Gefahr, die mich trifft, will ich bestehen, welche aber sollte Dich wohl treffen?"

„Wangen's Feindschaft! Er ist mir ohnehin nicht geneigt. Nicht Dich wird zuerst sein Zorn treffen, sondern

mich, den unbequemen Warner, dem er nicht glauben wird. Er wird mich aus seinem Hause weisen und statt meine Fürsprecher bei Elise zu werden, wird er sie bestärken in ihrem Hasse gegen mich."

„Du bist sehr vorsichtig geworden, Albrecht!" bemerkte Bertha spöttisch. „Früher wagtest Du mehr! Es war wohl ein größeres Wagniß, in stiller Nacht sich in das Zimmer des Vetters Fritz einzuschleichen, mit einem Nachschlüssel den Geldschrank zu öffnen auf die Gefahr hin, entdeckt, entehrt und vielleicht dem Zuchthaus überliefert zu werden. Als ich Dir damals in der Nacht auf dem Korridor begegnete, als Du mir zu Füßen sankst und mich beschworst, Dich nicht zu verrathen, als ich aus Liebe zu Dir schwieg, selbst dann noch schwieg, als Du den Verdacht auf den Dir verhaßten Informator lenktest, da wagte ich mehr, als Du heute wagen kannst! Ich setzte mich der Gefahr aus, als Deine Mitschuldige zu erscheinen, Deine Entehrung zu theilen. Und doch habe ich geschwiegen! Was würde wohl Herr v. Ernau sagen, wenn er erführe daß damals der wirkliche Dieb auf ihn künstlich den Verdacht zu leiten versucht hat? Was würde Elise sagen, die schon damals Dich in Verdacht gehabt hat? Ich brauche Deine Hilfe, Albrecht. Verweigerst Du sie mir, scheitert durch Dich der Plan, durch den ich mir das höchste Glück des Lebens erringen will, dann rechne auf keine Schonung von mir!"

Albrecht wurde eine Antwort auf die Drohung erspart, denn Wangen kehrte zurück. Er war in der besten Laune.

„Es ist mir gar nicht schwer geworden, zu erreichen, was ich wollte,“ sagte er heiter. „Lieschen ist nicht so eigensinnig, wie Du glaubst, Frauchen, weil Du einmal eine unbesiegliche Abneigung gegen sie fühlst. Sie hat nicht daran gedacht, früher als am Sonntag abzureisen, oder, während sie noch in Linau ist, einen Mißklang in unser Familienleben dadurch zu bringen, daß sie sich etwa in ihr Zimmer verschließt, um nicht mit dem Vetter Albrecht zusammenzutreffen, sie fürchtet eine Zusammenkunft mit ihm nicht; aber allerdings, Vetter, freundlich gesinnt ist sie Ihnen nicht, und ich habe keine großen Hoffnungen darauf, daß es Ihnen gelingen wird, sie versöhnlich zu stimmen. Sie hat mir in aller Ruhe erklärt, sie habe sich geweigert, Sie in unserer Abwesenheit zu empfangen, weil sie nicht gewünscht habe, durch ein Alleinsein mit Ihnen zu Erörterungen über die Vergangenheit gezwungen zu sein, aber ein Zusammensein mit Ihnen im Familienkreise werde sie so wenig vermeiden, wie das Zusammensein mit jedem fremden Gaste des Hauses. Sie seien ihr ein Fremder; jede nähere verwandtschaftliche Beziehung zwischen Ihnen und ihr sei für immer abgebrochen, sie werde jeden Versuch, solche etwa erneuern zu wollen, mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen wissen. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Vetter, gerade die Ruhe, mit der sie dies erklärte, schwächt meine Hoffnung, eine Versöhnung zwischen Ihnen Beiden hervorzurufen. Jedenfalls meine ich, werden Sie gut thun, nicht im Sturm vorzugehen; Sie könnten sich sonst leicht einer scharfen, nicht wieder gut zu machenden Zurückweisung aussetzen.“

29.

In dem vom Herrenhause am weitesten entfernten Theile des herrschaftlichen Gartens von Linau, dort, wo durch einen Gitterzaun der Garten abgegrenzt wird von der großen Wiese, liegt verborgen im dichten Gebüsch eine schattige Laube, zu welcher nur ein schmaler, sich durch das den Garten gegen die Felder hin abschließende Buschwerk schlängelnder Fußpfad führt. Die Laube war früher der Lieblingsplatz des alten Herrn v. Wangen gewesen, er hatte, ohne selbst gesehen zu werden, von ihr aus einen weiten Ueberblick über die Wiesen und Felder gehabt; oft hatte er Stunden lang im heißen Sommer, sein Pfeifchen rauchend, in der Laube gesessen, um seine auf dem Felde arbeitenden Leute in aller Bequemlichkeit zu beobachten, sie wurde deshalb in Linau allgemein die Herrenlaube genannt. Nach dem Tode des alten Herrn war das Gebüsch noch mehr verwildert, denn sein Sohn liebte es nicht, still in der Laube zu sitzen, er ritt lieber auf's Feld hinaus direkt zu den Arbeitern, und auch die junge Frau v. Wangen fand es langweilig, ganz am Ende des Gartens in der einsamen Laube sich aufzuhalten, die einfache Holzbank in derselben war ihr unbequem, sie wiegte sich lieber auf dem Altan in ihrem Schaukelstuhle.

Erst nachdem Elise nach Linau gekommen war, wurde die Laube wieder häufiger besucht. Elise erwählte sie zu ihrem Lieblingsplatz, die meisten Unterrichtsstunden ertheilte sie Klärchen in der Laube, nirgends konnte sie traulicher und ungestörter mit ihrer Schülerin sich unterhalten, als hier.

Nach ihrer lieben Laube wanderte Arm in Arm mit

Klärchen Elise auf dem gewundenen Fußweg durch das Gebüsch, um dort die letzten Stunden des scheidenden schönen Sommertages im Freien zu genießen, bis die vom Herrenhause herübertönende Glocke sie zum Thee nach dem Altan rufen würde. Sie wäre wohl gern nach der Unterredung, welche sie soeben mit Wangen über ihr Verhältniß zum Vetter Albrecht gehabt hatte, allein gewesen, um ruhig nachzudenken, aber Klara, die sonst ihr jeden ihrer Wünsche in den Augen zu lesen verstand, wollte es heute nicht verstehen, daß Elise sie nicht zur Theilnahme an dem kleinen Abendspaziergange aufgefordert hatte, und zurückweisen ließ sich ihre Begleitung nicht, um keinen Preis hätte Elise das liebe, ihr so herzlich ergebene Kind kränken mögen.

Fühlte es Klara trotzdem, daß ihre Begleitung nicht ganz willkommen war? Sie ging schweigend neben Elise her, und als die Laube erreicht war, ließ sie Elise allein hinein treten. Sie selbst blieb vor derselben stehen und schaute mit einem Ausdruck recht ernsten, tiefen Nachdenkens hinaus in's Freie, ihre Blicke flogen über die Wiesen und Felder fort nach der Richtung, in welcher weit in der Ferne, dem Auge nicht mehr sichtbar, Schloß Plagnitz lag, nur den breiten, von hohen italienischen Pappeln eingesäumten Weg, der von Linau nach Plagnitz führt, konnte ihr Blick weithin verfolgen.

Lange Zeit schaute Klara sinnend in die Ferne, dann wendete sie sich plötzlich zu Elise, sie setzte sich zu dieser auf die Holzbank und schlang den Arm um ihren Nacken.

„Du glaubst gar nicht, wie lieb ich Dich habe!“ sagte sie, Elise küssend und wieder küssend.

„Ich weiß es, Du liebes, trautes Kind!“ erwiederte Elise lächelnd, den zärtlichen Kuß erwiedernd.

„Nein, Du weißt es nicht und kannst es gar nicht ahnen,“ fuhr Klara eifrig fort. „Ich habe Dich so lieb, wie ich gar nicht geglaubt habe, daß ich einen Menschen lieb haben könnte, und ich kann es nicht fassen, daß Du nun wirklich am Sonntag für immer von uns fortgehen willst.“

„Es muß doch sein, Klärchen!“

„Freilich muß es sein. Die böse Schlange duldet Dich nicht in ihrer Nähe, und ich ahne jetzt, weshalb. Wenn Du mir nur erlaubt hättest, dem Herrn v. Ernau zu sagen, daß Du noch in Linau bist und erst am Sonntag abreisen willst.“

„Klärchen!“

„Sieh, Elise, das bekümmert mich, das thut mir in der Seele weh, daß Du kein rechtes Vertrauen zu mir hast. Ich bin doch kein Kind mehr, ich habe die Augen offen und sehe Alles, mehr als Du glaubst.“

„Was sollte ich Dir wohl vertrauen, Klärchen?“

„Daß Du den Herrn v. Ernau recht von Herzen lieb hast!“

Ein dunkles Roth überflog Elisens Gesicht und Nacken, sie wollte sich losmachen aus den Armen Klara's, diese aber umfing sie nur um so fester und rief dann lustig:

„Du hast Dich verrathen, jetzt weiß ich es ganz gewiß, jetzt brauchst Du es mir gar nicht mehr zu vertrauen. Aber beruhige Dich nur, ich wußte es auch schon vorher. Ich habe Dich ja so lieb, da habe ich gelesen in Deinem

lieben schönen Gesicht, in Deinen Augen. Damals schon wußte ich es, als er blaß und blutig auf dem Vorflur lag, als Du ihn erkanntest; ich habe es gelesen in dem glückseligen Ausdruck, der aus Deinen Augen strahlte, als Du hörtest, daß er nicht gefährlich verwundet sei. Und dann habe ich Hugo gefragt und ihn so lange gebeten, bis er mir erzählt hat, daß der Herr v. Ernau als Lehrer verkleidet bei Deinem Vater in Schloß Osternau gelebt und Dir Klavierunterricht gegeben hat, und daß zu derselben Zeit auch Bertha bei Euch im Schloß lebte. Das Alles weiß ich und noch viel mehr! Glaubst Du nun, daß ich die Augen offen habe?"

„Vielleicht mehr, als es gut ist!" erwiederte Elise ernst.

„Nein, gerade nur so viel, wie nothwendig ist, um für Dich zu sehen, denn Du siehst ja nicht oder willst nicht sehen. Was habe ich wohl heute gesehen, als wir in Plagnitz bei Herrn v. Ernau waren?"

„Laß uns von etwas Anderem sprechen, Klärchen," sagte Elise, deren Wangen von Neuem das verrätherische Blut röthete; aber Klara ließ sich nicht abweisen, sie fuhr eifrig fort:

„Ich habe gesehen, daß Bertha den Herrn v. Ernau angeblickt hat, wie sie keinen anderen Mann anschaut, mit ihrem schönsten falschen Lächeln; ich habe gesehen, daß sie ihm beim Abschied die Hand zärtlich gedrückt hat. O, ich sehe Alles! Jetzt weiß ich auch, weshalb Du fort von uns mußt, weshalb Herr v. Ernau gar nicht erfahren soll, daß Du bei uns in Linau bist. Vor nächster Woche darf er nicht hieher kommen, das hat der Doktor gesagt, und

deshalb mußt Du schon am Sonntag reisen. Die falsche Schlange fürchtet Dich! Das Wort hat mir auf der Zunge geschwebt, ich hätte ihm gar zu gern verrathen, daß Du hier bei uns bist und manche Thräne seinetwegen vergossen hast —"

„Klärchen, Du hast doch nicht etwa —"

„Nein, Du kannst ruhig sein, ich hatte Dir ja versprochen, ihm kein Wort von Dir zu sagen, nicht einmal Deinen Namen zu nennen, und mein Wort halte ich; aber ihren Zweck soll die Falsche doch nicht erreichen, Herr v. Ernau soll doch erfahren, daß Du hier in Linau bist. Es wird mir schon noch etwas einfallen, wie ich es ihm beibringe, ohne mein Dir gegebenes Versprechen zu brechen."

„Wenn Du mich lieb hast, Klärchen, versprich mir, daß Du nichts thun willst."

„Eben weil ich Dich lieb, ganz ungeheuer, ganz unaussprechlich lieb habe, verspreche ich Dir nichts. Es war dumm genug, daß ich das erste Versprechen gab, das muß ich nun halten, und einen Vortheil davon hat nur die Falsche, die Dich durch ihre bösen Worte verleitet hat, mir das Versprechen abzunehmen. Ein zweites Mal bin ich nicht so thöricht."

Von ferne, vom Herrenhaus her tönte der helle Klang der Tischglocke nach der Laube herüber.

„Da läutet die Glocke," sagte Klara, sich unterbrechend. „Wir müssen uns eilen, damit wir rechtzeitig zum Altan kommen, um den fremden Vetter zu begrüßen. Du hast es ja Hugo versprochen. Und nun komm, kein Wort

wollen wir mehr über Herrn v. Ernau sprechen, ich weiß ja nun doch, was ich weiß."

Sie umarmte noch einmal Elise stürmisch, dann riß sie sich los und lustig auflachend eilte sie voran dem Herrenhause zu. Elise folgte ihr langsam, sie bedurfte eines kurzen ungestörten Alleinseins, um die wirr durcheinander fluthenden Gedanken zu ordnen, die Klara's Worte hervorgerufen hatten. Mit Beben dachte sie an die Möglichkeit, daß sie gezwungen werden könnte, ihn wiederzusehen, ihn, an den sie während vier langer Jahre so oft mit bangem Zagen gedacht hatte, bei dem in den letzten Tagen und Nächten ihre Gedanken unablässig gewesen waren. Es erfüllte sie eine bange Furcht und doch auch wieder ein süßes Hoffen, welches sie sich selbst nicht zugestehen mochte.

Auf dem Altan wurde Elise schon erwartet, als sie wohl fünf Minuten später als Klara, die sie bereits angemeldet hatte, eintraf; sie hatte während des kurzen Spazierganges durch den Garten die Fassung gewonnen, um den Vetter Albrecht in ruhig ernster Weise, nicht unfreundlich, aber kaum anders als einen Fremden zu begrüßen. Auch ihr erschien der Vetter so traurig verändert, daß sie nicht umhin konnte, einiges Mitleid, welches sie milder stimmte, für ihn zu fühlen. Er mußte wohl schwer in den vergangenen Jahren gelitten haben. War vielleicht in ihm das Gewissen erwacht? Raubte ihm die Erinnerung an eine schmachvolle That die Ruhe seiner Nächte? Quälte ihn die Reue? Glücklich war er sicherlich nicht. Wenn er wirklich ein Verbrechen begangen hatte, so genoß er die

Früchte desselben nicht. Es lag ein tief trauriger Ausdruck in seinen Augen, wenn er Elise anblickte, ein Ausdruck, der sie vielleicht noch versöhnlicher gestimmt haben würde, wenn er bleibend gewesen wäre, aber er schwand, wenn Bertha ihn anredete. Albrecht war, seit Elise ihn nicht gesehen, ein anderer Mensch geworden, ob aber ein besserer Mensch? Diese Frage wagte Elise sich nicht zu beantworten. Sie fühlte sich zu einem gewissen Mitleiden für ihn gezwungen, aber Vertrauen hätte sie doch zu ihm nicht fassen können, wie sehr er sich auch bemühte, freundlich, ja herzlich zu ihr zu sprechen, ohne ihr eine Vertraulichkeit aufzudrängen, die sie mit Stolz zurückgewiesen haben würde.

Sie hatte am Theetisch den Platz neben ihm bekommen und er unterhielt sich viel mit ihr. In herzlich freundlicher Art fragte er nach ihrer Mutter, er gab dabei dem Gefühl der Verehrung, welche ihn für die vortreffliche Dame erfüllte, in warmen Worten Ausdruck und zwang sie hiedurch, seine Fragen eingehender zu beantworten, als es sonst wohl geschehen wäre; sobald er aber bemerkte, daß seine Fragen wortärmere Antworten erhielten, als bisher, brach er dieselben taktvoll ab. Er erzählte ihr dann von Schloß Osternau, von den Veränderungen, die dort nach dem Wiederaufbau des Schlosses vorgegangen seien, von allen den alten Leuten im Dorf, die sie gekannt hatte und deren sie noch immer in freundlicher Erinnerung gedachte. Dabei konnte es denn nicht fehlen, daß das allgemeine Gespräch sich der Zeit zuwendete, welche alle die in dem kleinen Kreise Vereinigten, mit Ausnahme Klara's, zusammen zugebracht hatten, und daß auch des

Herrn v. Ernau, des damaligen Informators Pechmayer, gedacht wurde.

Ein leichtes Erröthen flog, als dieser Name genannt wurde, über Elisens Wangen, sie blickte unwillkürlich zu Bertha hinüber. Da bemerkte sie, daß diese einen schnellen Blick des Einverständnisses mit Albrecht austauschte; im nächsten Augenblick erschien es ihr, als ob sich plötzlich der Ton, in welchem Albrecht bisher gesprochen hatte, ändere, und der günstige Eindruck, welcher bisher fast gegen ihren Willen die Unterhaltung mit Albrecht auf sie gemacht hatte, verflog augenblicklich wieder.

Sie wußte, wie glühend damals Albrecht den Informator gehaßt, wie er ihn noch zuletzt einer Ehrlosigkeit, des Diebstahls verdächtigt hatte; jetzt aber sprach er von ihm in Ausdrücken höchster Bewunderung. Er erklärte, daß ihn die Mittheilung Bertha's über die Metamorphose des Kandidaten zum Cavalier durchaus nicht überrascht habe, habe doch der einfache Informator sich stets als vollkommener Cavalier gezeigt. Mit großer Geschicklichkeit wußte er mit seinen anerkennenden Worten leichte Andeutungen zu verschmelzen, daß wohl Bertha damals ein wärmeres Interesse für den glänzend begabten jungen Mann gehabt haben möge; er schien es nicht zu bemerken, daß bei jeder solchen halb scherzhaften Andeutung eine Wolke über Wangen's Stirne flog, besonders als er von dem überwältigenden Eindruck sprach, den Ernau's Klavierspiel und Gesang auf alle Zuhörer, vorzugsweise aber immer auf Bertha gemacht, die bei seinem Spiel nur Auge und Ohr für ihn gehabt habe.

In einer ganz seltsamen, für Elise förmlich unbegreiflichen Weise benahm sich bei diesen Andeutungen Bertha. Sie wurde verlegen, sie wies die Beschuldigung, für den Informator ein höheres Interesse gefühlt zu haben, in einer so sonderbaren Art zurück, daß durch die Zurückweisung beinahe mehr als durch Albrecht's Worte deren Richtigkeit bestätigt wurde. Sie leugnete es nicht, daß sie durch sein Spiel stets im tiefsten Herzen bewegt worden sei, aber sie vertheidigte sich mit einem übermäßigen Eifer dagegen, daß ihr Interesse seiner Person gegolten habe, und obwohl Wangen, dessen gute Laune sichtlich einer tiefen Verstimmung wich, mehrfach das Gespräch nach einer anderen Richtung zu leiten sich bemühte, wußte sie es doch mit der Unterstützung Albrecht's immer wieder auf den Herrn v. Ernau zurückzuführen. Sie erzählte selbst von dem Besuch, den sie am Nachmittag mit Wangen und Klara in Plagnitz gemacht, von der Liebenswürdigkeit, mit welcher Ernau sie empfangen habe, von seinem wunderbaren Spiel, dem sie mit wahrem Entzücken gelauscht habe, während Wangen und Klara sich in der Plagnitzer Wirthschaft umgeschaut hätten.

Wangen konnte nicht umhin, zu bestätigen, daß Ernau noch immer derselbe Künstler sei, als der er sich in Schloß Osternau gezeigt habe, aber nur auf das Anrufen seines Urtheils hin ließ er sich zu dieser Zustimmung bewegen, und er gab sie in verdrossen widerwilliger Weise halb gezwungen; noch verdrießlicher aber wurde er, als Bertha ihn aufforderte, am nächsten Tage seinen Besuch in Plagnitz, und zwar in Begleitung Albrecht's, zu wiederholen.

„Wir können doch Herrn v. Ernau mit unseren Besuchen nicht überlaufen. Es würde zudringlich sein, wenn ich ihm einen zweiten Besuch machte, ehe er den meinigen in Linau erwiedert hat."

„Er ist noch immer krank und kann vor Anfang nächster Woche nicht kommen," wendete Bertha dagegen ein; „jeder Verdacht einer Zudringlichkeit aber wird dadurch ausgeschlossen, daß der Vetter Albrecht natürlich gern den alten Bekannten, der ihn nicht aufsuchen kann, besucht. Herr v. Ernau wird sich gewiß herzlich freuen, Dich und den Vetter zu sehen, und gerade dadurch, daß Du die strenge Gesellschaftsform nicht beobachtest, zeigst Du ihm, daß Du gute Nachbarschaft mit ihm halten willst."

Wangen, der sonst gern jeden kaum angedeuteten Wunsch seiner Frau erfüllte, ließ sich diesmal lange nöthigen, ehe er sich entschloß, ihrem Zureden nachzugeben; aber er gab doch endlich nach, als auch Albrecht versicherte, er halte es fast für eine Pflicht, seinen kurzen Aufenthalt in Linau zu einer Erneuerung der Bekanntschaft mit Herrn v. Ernau zu benutzen. Wangen willigte daraufhin ein, am folgenden Vormittag nach Plagnitz zu fahren.

„Fahren wir auch wieder mit, Bertha und ich?" fragte Klara.

„Nein! Es ist mit dem einen Besuch, den ich mit Euch in Plagnitz gemacht habe, mehr als übergenug!" erwiederte Wangen scharf abweisend.

Am folgenden Morgen, als die Familie mit ihrem Gast am Kaffeetisch wieder vereint war, erinnerte Bertha Wangen an sein Versprechen.

„Ich habe es nicht vergessen," erwiederte er mißmuthig. „Es wäre mir lieber, ich hätte es nicht gegeben, da aber der Vetter Albrecht durchaus Herrn v. Ernau besuchen will, werde ich ihn natürlich begleiten."

Er blickte bei diesen Worten Albrecht fragend an, in der Hoffnung, derselbe werde auf die Erfüllung des Versprechens verzichten, da dies aber nicht geschah, gab er dem Diener den Befehl, daß die leichte Kalesche angespannt werde. Nach einer halben Stunde saß er bereits mit Albrecht im Wagen; er hatte während dieser halben Stunde kaum ein Wort gesprochen, und als ihm beim Abschiede Klara einen schönen Gruß an Herrn v. Ernau auftrug und Bertha scheinbar ganz unbefangen auch für sich diesem Auftrag zustimmte, hatte er ihr nur mit einem zornigen Blick geantwortet.

Während der Fahrt nach Plagnitz sprach Wangen wenig. Es war sonst nicht seine Gewohnheit, sich einem trüben Nachdenken zu überlassen, er unterhielt sich gern und lebhaft, heute aber hatten die fruchtbaren Felder, durch welche der Weg führte und die ihm stets einen willkommenen Gegenstand der Unterhaltung boten, kein Interesse für ihn, er mußte immer wieder zurückdenken an das gestrige Abendgespräch. Hatte nicht Bertha während desselben wirklich eine Theilnahme für Herrn v. Ernau gezeigt, die ganz den vielfachen Andeutungen Albrecht's entsprach? War sie nicht die Veranlassung gewesen, daß er gegen die herrschende Sitte mit ihr und Klara nach Plagnitz gefahren war, und daß er mit den Damen dem Nichtverheiratheten den ersten Besuch gemacht hatte? War

nicht Ernau gestern merkwürdig still und offenbar geistig erregt gewesen nach der langen Unterhaltung, die er mit Bertha allein geführt hatte? Wangen machte sich Vorwürfe darüber, daß er gestern Ernau und Bertha allein gelassen hatte. Die Saat, welche Albrecht ausgestreut hatte, wucherte schon üppig empor, sie hatte im Herzen Wangen's tiefe Wurzeln geschlagen. Er grübelte darüber nach, welchen Grund Bertha wohl gehabt haben möge, als sie ihm verboten hatte, Ernau mitzutheilen, daß Lieschen v. Osternau sich in Linau aufhalte. Wollte sie wirklich für Klara sorgen? Nein, dies war eine Lüge! Für sich selbst fürchtete sie, sie war eifersüchtig auf Lieschen, deshalb mußte diese jetzt Linau verlassen, deshalb sollte Ernau nichts von ihr erfahren, so lange sie noch in Linau sei. Wangen fühlte eine brennende Lust, Bertha's Absichten zu vereiteln, dem Herrn v. Ernau mitzutheilen, daß Lieschen in Linau sei, aber spätestens am Sonntag zu ihrer Mutter reisen werde. Hätte er nur nicht sein Wort gegeben! So weit, einem Versprechen untreu zu werden, war er doch noch nicht gekommen, aber er hoffte auf Albrecht, der hatte nichts versprochen. Albrecht konnte ja nicht einmal wissen, daß Bertha Lieschens Aufenthalt in Linau zu verheimlichen wünsche. Darüber, wie Albrecht wohl in nicht auffälliger Weise veranlaßt werden könne, von Lieschen zu erzählen und ihren Aufenthalt zu verrathen, sann Wangen nach, während er träumend sich in die Kissen des Wagens zurücklehnte. Er machte sich einen förmlichen Feldzugsplan, wie er in Plagnitz das Gespräch wenden und drehen wollte, darüber verging ihm schnell die Zeit,

und während Albrecht meinte, der Weg nach Plagnitz sei doch recht lang und langweilig, war er gar nicht damit zufrieden, daß schon der Wagen in den Plagnitzer Gutshof einfuhr, denn er war mit seinem Plan noch nicht völlig im Reinen.

Egon war durch das Geräusch des über das Hofpflaster rollenden und am Portal vorfahrenden Wagens an's Fenster gelockt worden, es erfüllte ihn mit nicht geringer Verwunderung, daß Wangen heute schon, und zwar in Gesellschaft eines ihm unbekannten und doch bekannt scheinenden Herrn seinen Besuch wiederholte. Er begrüßte vom Fenster aus die aus dem Wagen steigenden Gäste, dann ging er ihnen entgegen.

Wer mochte der Fremde sein? Erst als Albrecht ihm die Hand entgegenstreckte und ihn fragte: „Sie kennen mich wohl nicht mehr? Hat Herr v. Ernau die alten Freunde des Kandidaten Pechmayer denn ganz vergessen?“ stieg plötzlich, durch den Ton der Stimme hervorgerufen, die Erinnerung an den Lieutenant v. Osternau in Egon auf, und jetzt fand er auch bekannte Züge in dem so sehr veränderten, schlaffen, gealterten Gesicht.

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Er konnte mit diesem Menschen keinen freundschaftlichen Händedruck austauschen. Der Dieb, der Brandstifter hatte kein Recht auf solche Begrüßung. Verdiente aber auch wirklich Albrecht solche Bezeichnung? Kein Beweis lag gegen ihn vor, das hatte Storting selbst anerkannt, und er kam in Gesellschaft des Herrn v. Wangen als Gast nach Plagnitz. Ganz überwinden konnte Egon seinen Widerwillen nicht.

Er berührte nur eben die ihm dargebotene Hand, und die Worte des Willkommens, mit denen er die beiden Herren begrüßte und sie einlud, in sein Zimmer zu treten, klangen so eisig kalt, daß sie gerade nur der gebotenen Höflichkeit genügten.

Albrecht schien indessen den frostigen Empfang nicht zu bemerken, er mühte sich, außerordentlich liebenswürdig zu sein. Er sprach viel von den vergangenen schönen Tagen, er scherzte über das gelungene Abenteuer des Herrn v. Ernau, der mit so großem Erfolg sein Inkognito in Schloß Osternau aufrecht erhalten und sich als armer Informator die Freundschaft und Achtung der ganzen Familie Osternau erworben habe. Er sprach so unbefangen und herzlich, als habe nie zwischen ihm und dem Kandidaten Pechmayer ein feindseliges Verhältniß geherrscht, als seien sie Beide stets die intimsten Freunde gewesen. Von allen damaligen Schloßbewohnern und ihrem Verhältniß zu dem Kandidaten erzählte er, nur Lieschen erwähnte er kaum vorübergehend, und so oft sich auch Wangen im Laufe der Unterhaltung bemühte, gerade ihren Namen zu nennen, um Albrecht zu zwingen, daß er von ihr spreche und erzähle, daß sie jetzt in Linau sich aufhalte, immer zerstörte Albrecht durch irgend eine geschickt aufgeworfene plötzliche Frage oder durch eine abspringende Bemerkung seinen Plan. Er wurde dabei durch Egon unterstützt, der recht absichtlich es vermied, Lieschens Namen nur zu nennen.

Egon berührte das gewaltsame Hervorsuchen dieser alten Erinnerungen, die Falschheit, mit welcher Albrecht

von seinem herzlichen Verhältniß zu allen Mitgliedern der Familie Osternau sprach, die geheuchelte Verehrung für Herrn und Frau v. Osternau so peinlich, daß er das Ende dieser gezwungenen Unterhaltung herbeisehnte; am peinlichsten aber wäre es ihm gewesen, aus dem verhaßten Munde etwa auch Lobeserhebungen über Lieschen zu hören. Er war so wortkarg, antwortete so kurz und frostig, vermied es so absichtlich, ein vertrauliches Gespräch aufkommen zu lassen, daß trotz aller Bemühungen Albrecht's die Unterhaltung doch bald in's Stocken gerieth, und daß Wangen nicht umhin konnte, schon nach einer halben Stunde den kurzen Besuch zu beenden.

Nur um der Form zu genügen, bat Egon seine Gäste, ihn doch nicht so schnell zu verlassen; als Wangen erklärte, er habe versprochen, zu Mittag wieder in Linau zu sein, sprach zwar Egon ein kaltes Wort des Bedauerns darüber aus, daß ein solches Versprechen gegeben worden sei, aber er versuchte nicht, dasselbe zu erschüttern. Er begleitete dann — ebenfalls nur der Form wegen — Wangen und Albrecht bis zu dem Wagen, indem er erklärte, er fühle sich vollkommen wohl, als Wangen ihn zurückhalten wollte. So höflich und frostig, wie der Empfang der Gäste, war auch der Abschied, und ebenso lautete das freiwillig gegebene Versprechen Egon's, den Besuch in Linau zu erwiedern, sobald seine Gesundheit es irgend gestatte.

Lange Zeit saßen Wangen und Albrecht schweigend neben einander in dem Wagen, der schnell auf dem Wege nach Linau dahinfuhr; sie dachten wohl Beide nach über

die wenig freundliche Aufnahme, welche ihr Besuch bei dem Herrn v. Ernau gefunden hatte.

Albrecht gab seinen Gedanken zuerst Worte.

„Es wäre vielleicht besser gewesen, wir hätten diesen Besuch nicht gemacht," sagte er. „Wir sind nicht freundlich empfangen worden. Herr v. Ernau liebt es offenbar nicht, wenn er erinnert wird an seine Pechmayer-Existenz und überhaupt an jene Zeit, in welcher er in thörichter Verblendung sein Lebensglück sich selbst vernichtet hat. Was würde er heute wohl darum geben, wenn er damals nicht so wahnsinnig vor seinem eigenen Glück geflohen wäre! Er kann es Ihnen nicht vergeben, Vetter, daß Sie der glückliche Gatte Bertha's geworden sind. Er beneidet und haßt Sie."

Wangen antwortete nicht. Er hatte Aehnliches gedacht, Egon's unfreundlicher Empfang hatte diesen Gedanken in ihm erweckt.

„Ich habe mich übrigens herzlich darüber gefreut, Vetter, daß Sie Ernau's Versprechen, bald nach Linau zu kommen, so kalt aufgenommen haben. Sie thun jedenfalls gut daran, den nachbarlichen Umgang mit dem Herrn so viel einzuschränken, wie es die Höflichkeit und die Nothwendigkeit, mit Nachbarn zu verkehren, irgend gestattet."

„Weshalb?" fragte Wangen.

Er hätte nicht nöthig gehabt, zu fragen, er wußte, was Albrecht antworten würde, aber er fühlte eine krankhafte Begierde, aus einem anderen Munde das zu hören, was er selbst dachte. Er wußte, daß jedes Wort, welches

er hören würde, ihm Schmerz bereiten würde, aber er mußte es hören.

„Ihre Frage überrascht mich, Vetter. Ich möchte kein Mißtrauen in Ihre Seele werfen, aber ich glaube es Ihnen als Ihr alter Freund, als Ihr Verwandter schuldig zu sein, Ihnen und meiner liebenswürdigen Cousine Bertha, Sie daran zu erinnern, daß Ernau schon als junger Mann in Berlin im Rufe eines raffinirten Wüstlings gestanden, der mit besonderer Vorliebe schönen jungen Frauen seine Huldigungen dargebracht hat. Manches Eheglück ist von ihm zerstört worden, ohne daß er sich ein Gewissen daraus gemacht hätte, er hat im Gegentheil, so ist mir vielfach erzählt worden, groß gethan mit seinen Erfolgen. Es kann mir nicht einfallen, auch nur andeuten zu wollen, daß Sie, lieber Vetter, irgend eine Gefahr laufen könnten, Sie sind der Liebe Ihrer vortrefflichen Frau zu sicher, und wenn sich auch meine Cousine Bertha naturgemäß für den talentvollen Herrn v. Ernau interessirt, wenn sie auch mit Entzücken seinem meisterhaften Spiele lauscht, sich gern seiner geistreichen Unterhaltung hingibt, so ist sie doch viel zu stolz und edel, als daß ihr Ernau irgend gefährlich werden könnte. Trotzdem aber, so meine ich, sind Sie es ihr und sich selbst schuldig, dafür zu sorgen, daß ein Mann von Ernau's Charakter nicht ein zu häufiger Gast in Ihrem Hause wird. Aber sprechen wir nicht mehr davon, ich fühle, ich bin zu weit gegangen; ich habe kein Recht, Ihnen solche Rathschläge zu ertheilen.“

Er schwieg. Wangen antwortete nicht, was hätte er

auch sagen sollen? Bestätigten ihm nicht Albrecht's Worte den Verdacht, der ihm jetzt schon kaum mehr ein Verdacht, sondern Gewißheit war? Mochte sich Albrecht auch aus Schonung für Bertha noch so zart ausdrücken — was er meinte, ging doch klar aus seinen Worten hervor: Bertha liebte den Herrn v. Ernau, hatte ihn immer geliebt! Ob wohl schon zwischen Beiden ein geheimes Einverständniß herrschte? Das Blut drang Wangen bei diesem Gedanken glühend in die Schläfe, es pochte und hämmerte, dann fühlte er, wie sich ihm die Brust zusammenpreßte. Er biß die Lippen zusammen, um nicht einen Ausruf der Wuth hören zu lassen.

Die Eifersucht, die rasende, ihre Opfer erbarmungslos zerfleischende, diese mit unzerreißbaren Ketten fesselnde Leidenschaft hatte ihn gepackt und hielt ihn fest, ihr konnte er nicht wieder entrinnen. Jeder, auch der geringste Umstand, dessen er sich aus dem früheren Zusammenleben Bertha's und Ernau's erinnerte, gab ihr neue Nahrung. Wohl kämpfte er noch gegen die unselige Leidenschaft, wohl sagte er sich selbst, daß es eine Thorheit sei, ein bisher noch durch keine Thatsache gerechtfertigtes Mißtrauen zu hegen, aber solche Vernunftgründe beruhigten ihn nicht mehr.

Bertha empfing die Zurückkehrenden mit ihrem lieblichsten Lächeln, sie war bezaubernd liebenswürdig; als sie aber sich recht angelegentlich nach Herrn v. Ernau erkundigte, ob es ihm besser gehe, ob er bald nach Linau kommen werde, als sie Albrecht aufforderte, ihr doch recht genau zu erzählen, wie es ihm in Plagnitz gefallen

und wie Herr v. Ernau ihn aufgenommen habe, als aus jedem ihrer Worte das höchste Interesse für Ernau hervorleuchtete, da hatte Wangen keinen Blick mehr für die Reize seiner wunderschönen Frau, da sah er ihr bezauberndes Lächeln nicht mehr. Dunkle Blutwellen zogen ihm vor den Augen vorüber, seine Faust ballte sich, jedes ihrer Worte erschien ihm als eine Bestätigung seines Verdachtes und fachte seine Eifersucht zu einer wilden Flamme an.

Düsteren Blickes, starr vor sich niederschauend, saß er schweigend am Tisch, er nahm keinen Theil an der Unterhaltung, nur wenn der Name Ernau genannt wurde, blickte er auf und schaute Bertha mit durchdringenden Blicken an, er hätte ihr gar zu gern in der Seele gelesen. Er nahm kaum mehr einen Antheil an der allgemeinen Unterhaltung, aber er hatte dies auch nicht nöthig, denn Bertha und Albrecht führten sie in der lebendigsten Weise und leiteten sie mit Vorliebe immer wieder auf Herrn v. Ernau zurück, bald auf dessen Vergangenheit, bald auf sein nächtliches Abenteuer am Dombrowker Damm und seine Krankheit, bald auf die beiden Besuche in Plagnitz.

Wangen litt bei diesen Gesprächen entsetzlich. Wie gern hätte er sie abgebrochen, aber das durfte er nicht, boten sie ihm doch die Gelegenheit, sich mehr und mehr zu überzeugen, daß seine Eifersucht vollen Grund habe. Er lauschte deshalb mit aufmerksamem Ohr, kein Wort, kein Blick Bertha's entging ihm.

Nach Tisch konnte er es auf dem Altan in der Gesellschaft Bertha's nicht mehr aushalten, die Luft erschien

ihm dick und schwer, sie preßte ihm die Brust zusammen, er mußte allein sein, mußte hinaus in's Freie. Er ließ sich sein Reitpferd satteln, den Vetter Albrecht, der ihn auf dem Spazierritt begleiten wollte, wies er zurück; erst als er in wildem Jagen querfeldein sprengte, fiel ihm ein, daß er früher sicherlich nicht Albrecht und Bertha allein gelassen haben würde. Er mußte lachen darüber, daß er früher auf Albrecht eifersüchtig gewesen war, jetzt wußte er besser, wer sein Todfeind, der Zerstörer seines Glückes war.

Plan- und ziellos jagte er auf den Feldern umher, da fiel ihm plötzlich ein, vielleicht könne Herr v. Ernau heute noch den angekündigten Gegenbesuch machen. Er überlegte nicht, er dachte nicht, schon eine solche Möglichkeit erregte seinen Zorn; auf dem nächsten Wege, quer über die Felder fort, jagte er zurück nach Linau, um auf dem Altan Bertha und Albrecht allein in freundschaftlicher Unterhaltung zu finden.

Er schämte sich jetzt seines unbegründeten Verdachtes, es überkam ihn eine plötzliche angenehme Beruhigung, die ebensowenig motivirt war, wie vorher sein thörichter Glaube, Ernau könne in seiner Abwesenheit nach Linau gekommen sein, aber er dachte und überlegte nicht mehr, er überließ sich gedankenlos ebensowohl dem Gefühl der Beruhigung, wie dem seiner grundlosen Eifersucht. Er setzte sich neben Bertha und plauderte mit ihr und Albrecht so gemüthlich und harmlos, wie jemals; er meinte, er habe seiner schönen Frau ein ihr angethanes Unrecht abzubitten; deshalb war er noch freundlicher, ja zärtlicher zu ihr, als

sonst gewöhnlich. Er nannte sie nur sein liebes Frauchen, er küßte ihr die Hand und spielte dann, während er mit ihr sprach, tändelnd mit einer der schönen vollen schwarzen Locken, die ihr bis auf die Schultern herabfielen.

Aber diese glückliche Stimmung war nicht von langer Dauer, sie verdüsterte sich schnell wieder, als im Laufe der Unterhaltung Bertha den Namen Ernau wieder aussprach. Wangen hatte dem Vetter erzählt, daß er die Absicht habe, vielleicht in diesem oder jedenfalls im nächsten Jahre den Winter in Breslau oder Berlin zuzubringen, um Klärchen Gelegenheit zu geben, von tüchtigen Musik- und Sprachlehrern einen Unterricht zu erhalten, der ihr auf dem Lande nicht gewährt werden könne — war es da nicht ganz natürlich, daß Bertha scherzend erwähnte, sie hoffe, ihr reizendes Klärchen werde dem Herrn v. Ernau gefallen, und daß sie im vertraulichen Geplauder ganz offenherzig dem Vetter mittheilte, sie wünsche nichts mehr, als daß Klärchen einmal Frau v. Ernau werde? Was sie dazu thun könne, werde sie thun, sie werde recht freundlich und liebenswürdig gegen den Herrn v. Ernau sein, damit dieser sich wohl im Linauer Herrenhause fühle, oft wiederkomme und dabei Klärchen kennen und lieben lerne.

Albrecht lachte herzlich über so weit aussehende Pläne, Klärchen sei ja noch ein Kind, Bertha aber vertheidigte mit Feuereifer ihre Absicht. In zwei Jahren werde Klara erwachsen sein, man könne nicht früh genug für ihr Glück sorgen, und ein größeres Glück als das, die Gattin eines

so reichen, geistvollen, liebenswürdigen, genialen Mannes, wie Herr v. Ernau, zu werden, lasse sich gar nicht denken. Bertha's dunkle Augen leuchteten in einem verzehrenden Feuer, als sie mit überschwenglichen Worten die Vorzüge Ernau's, das Glück, seine Gattin zu werden, schilderte, und jedes dieser Worte fachte die Eifersucht Wangen's von Neuem zu lichter Gluth an. Je stiller er wurde, je mehr sich seine Stimmung verdüsterte, je eifriger wurde Bertha in ihren begeisterten Lobreden auf Ernau, so eifrig, daß selbst der Vetter Albrecht ihr scherzend mit dem Finger drohte und sie neckend vor dem gefährlichen Herrn v. Ernau warnte. Sie stutzte einen Moment, schien verlegen, lachte aber dann über solchen thörichten Scherz und fuhr fort, alle die Vortheile aufzuzählen, die aus der näheren Verbindung ihrer Familie mit dem Herrn v. Ernau ersprießen müßten. Sie schilderte mit schwarzen Farben die Trostlosigkeit ihres bisherigen einsamen Lebens, die Langweiligkeit eines Umganges, der sich auf wenige geistlose Landjunker mit ihren noch geistloseren Frauen und Töchtern beschränke — wie ganz anders, wie geisterfrischend werde dagegen der gesellige Verkehr in Linau sein, wenn Herr v. Ernau der Mittelpunkt desselben werde.

Wangen konnte es nicht mehr ertragen. Er sprang auf und eilte nach dem Garten, um auf einem einsamen Spaziergange sich jedes Wort, welches er gehört und welches sich tief in sein Gedächtniß eingeprägt hatte, zu wiederholen, und jedes dieser überschwenglichen Worte war ihm ein Beweis dafür, daß Bertha Ernau liebe, daß sie nur für sich, nicht für Klara, den glühenden Wunsch

fühle, ihn wo möglich als täglichen Gast in Linau zu sehen. Mit selbstquälerischer Gründlichkeit wog er die Bedeutung auch der scheinbar unbedeutendsten Aeußerungen ab, und immer wieder kam er zu demselben Resultat.

Er irrte in dem Garten umher, bis er geistig und körperlich tief ermattet war, erst als die Abendglocke läutete, kehrte er in das Schloß zurück. Er fand auf dem Altan schon Elise und Klara, die ganze Familie war um den Theetisch vereinigt. Wangen war so geistesmatt, daß er kaum befähigt war, an der Unterhaltung, die Albrecht lebhaft führte und bei welcher er seine Worte vorzugsweise an Elise richtete, theilzunehmen. Er hörte nicht, was gesprochen wurde, seine Gedanken flogen weit über den kleinen Kreis fort, bald zurück in die alte Zeit nach Schloß Osternau, bald hinüber nach Schloß Plagnitz — da weckte ihn plötzlich aus seinem stillen Grübeln der wieder von seiner Frau gesprochene verhaßte Name Ernau.

Hatte Bertha denn keinen anderen Gedanken mehr? Mußte sie immer von ihm und nur von ihm sprechen? Er konnte es nicht mehr anhören. Ein plötzliches Unwohlsein, heftigen Kopfschmerz vorschützend, verließ er den Familienkreis, er setzte sich im Garten auf eine Bank und hier blieb er sitzen bis tief in die Nacht hinein. Erst als schon längst alle Bewohner des Herrenhauses im süßen Schlummer ruhten, suchte auch er sein Lager auf, um auch in seinen unruhigen Träumen verfolgt zu werden von dem Gespenst, welches ihn nicht mehr verließ.

Traurige Tage folgten für Wangen. Die unglückselige Eifersucht, die Leidenschaft, die von jeher in ihm geschlum-

mert hatte, jetzt aber erst zur wilden, Alles verzehrenden Flamme emporgelodert war, erfüllte ihn so ganz und gar, daß er keine anderen Gedanken mehr hatte, daß er mit fieberhafter Unruhe jedes Wort und jeden Blick Bertha's belauschte, daß er aus jeder ihrer Aeußerungen neuen Grund für seine Eifersucht schöpfte. Die abenteuerlichsten Phantasien erfüllten ihn. Eine geheime Verbindung zwischen Bertha und Ernau mußte bestehen, wenn er nur hätte ergründen können, welche? Gewiß kam Ernau in den nächsten Tagen! Mit peinlicher Ungeduld erwartete Wangen diesen Besuch, den er doch fürchtete. Er verließ das Haus nur noch, um kurze Spaziergänge in den Garten oder auf das Feld hinaus zu machen, wenn er das Letztere that, sagte er dem Bedienten stets, nach welcher Richtung sein Spaziergang sich wende, und hinterließ den Befehl, ihn sofort zurückzurufen, wenn etwa Herr v. Ernau zum Besuch eintreffe.

Mit jedem Tage wuchs die fieberhafte Unruhe, welche Wangen peinigte, Bertha und Albrecht hatten kaum mehr nöthig, sie durch neue Gespräche über Herrn v. Ernau zu schüren, sie machte den unglücklichen Eifersüchtigen halb wahnsinnig, sie zerrüttete ihm Körper und Geist.

So vergingen langsam die traurigen Tage der Woche, an jedem Tage hatte Wangen gehofft und gefürchtet, der Herr v. Ernau werde einen Besuch in Linau machen, bei jedem Spaziergang hatte er erwartet, zurückgerufen zu werden, aber immer war seine Erwartung getäuscht worden. Wenn Herr v. Ernau wirklich in diesen Tagen vielleicht in Linau gewesen war, dann hatte er eine heimliche Zusammenkunft mit Bertha gehabt. Und so war es sicher-

lich! Wangen war davon überzeugt, obgleich er nicht di geringsten Gründe für solchen Glauben hatte. Er forschte im Geheimen im Dorfe Linau nach, ob vielleicht einer der Tagelöhner zufällig Herrn v. Ernau, den er den Leuten genau beschrieb, in der Nähe des Herrenhauses gesehen habe, jeder Knecht wurde ausgefragt, natürlich vergeblich, aber die Ueberzeugung Wangen's, daß Bertha hinter seinem Rücken in einem geheimen Einverständniß mit dem Herrn v. Ernau lebe, wurde hiedurch nur befestigt, sie wurde zur krankhaften fixen Idee.

So kam der Sonnabend heran, ohne daß Wangen von Herrn v. Ernau irgend etwas gehört hätte. Am Sonnabend machte er schon früh einen Spaziergang auf das Feld hinaus, um sich in der frischen Morgenluft von einer schlaflosen, in wilden, bösen, wachen Träumen verbrachten Nacht etwas zu erholen. Er war so erschöpft, daß er fest einschlief, als er sich nicht fern vom Gutshofe in einem kleinen Gehölz in den Schatten eines Baumes lagerte, um ein wenig zu ruhen.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, es mochte etwa elf Uhr sein, als er aufwachte. War es ihm nicht, als höre er ganz in der Nähe das Schnauben und Stampfen von Pferden? Ganz recht, sein Gehör täuschte ihn nicht, hinter dem Gebüsch mußten Pferde stehen; aber wie kamen diese dorthin, der schmale Fahrweg, der dort an dem Gehölz vorüberführte, endigte in Feldern, er führte von diesen nach der breiten Fahrstraße, die — ein plötzlicher Lichtstrahl fiel in das Dunkel der Vermuthungen — nach Plagnitz führte.

Wangen biß sich auf die Lippen, er preßte die Fäuste krampfhaft zusammen. Brachte ihm hier der Zufall die Entdeckung des Geheimnisses, dem er bisher vergeblich nachgeforscht hatte?

Er schlich sich vorsichtig durch das Gebüsch; mit welcher Aufmerksamkeit betrachtete er den Boden, um nur ja nicht auf einen trockenen Zweig zu treten und durch das Knacken desselben sich zu verrathen, mit welcher Sorgsamkeit bog er die Zweige der Büsche auseinander und ließ sie hinter sich wieder langsam zusammengleiten!

Jetzt hatte er das Gehölz fast durchwandert, nur ein dichter Haselbusch verdeckte ihm noch die freie Aussicht, hinter demselben standen die Pferde, er hörte deutlich ihr Schnauben und wie sie mit den Hufen in dem dürren Laube scharrten.

Nur jenen starken Ast mußte er ein wenig zurückbiegen, dann gewann er einen Ausblick auf den Weg, ohne daß er doch selbst gesehen werden konnte. Jetzt war's geschehen, jetzt konnte er sich so weit vorbeugen, daß er die Pferde zu sehen vermochte.

Was er geahnt hatte, wurde bestätigt. Dort, etwas abseits vom Wege, stand im Baumschatten ein leichtes, elegantes Fuhrwerk. Wangen kannte die muthigen schönen Pferde, er hatte sie in Plagnitz im Stalle gesehen und bewundert, der Kutscher, der sich auf dem Bocke bequem zurecht gesetzt hatte, um ein Schläfchen zu machen, war derselbe Bursche, der ihm in Plagnitz auf dem Schloßhof die Wagenthüre geöffnet hatte und ihm beim Aussteigen behilflich gewesen war.

Wo aber war der Besitzer der Equipage, der Herr v. Ernau? Die Antwort auf diese Frage war leicht gegeben. Ernau hatte seine Equipage verlassen, diese mußte ihn hier, versteckt im Schatten der Bäume erwarten, er selbst hatte den nicht mehr weiten Weg nach Linau zu Fuß zurückgelegt, er war zu einem mit Bertha verabredeten Stelldichein geeilt. Das war's ja, was Wangen längst geahnt hatte! Aber wo hatten sich die Beiden gefunden? Im Herrenhause waren sie nicht. Hätte Ernau dort seinen Besuch machen wollen, dann hätte er nicht nöthig gehabt, für seine Equipage ein Versteck ausfindig zu machen, dann wäre er, wie jeder andere Besucher, bis zum Linauer Herrenhause gefahren! Wo konnten sie sein?

Gab es in ganz Linau einen stilleren, verborgeneren Ort als die schattige Herrenlaube an der äußersten Grenze des Gartens. Gab es einen Ort, besser geeignet für eine verstohlene Zusammenkunft? Dort, wo der Garten begrenzt wird von Feldern, zieht sich ein breiter Streifen dichtverwachsenen Gebüsches hin, der jeden Einblick in den herrschaftlichen Garten verhindert. Auch vom Hause aus ist der verschlungene Weg nicht zu übersehen, der sich durch die hohen Büsche schlängelt und der nach der Laube führt. Das den ganzen Garten vom Felde abschließende Gitter hat eine kleine Thüre, der alte Herr v. Wangen hatte sie einst einrichten lassen, um direkt vom Garten nach dem Felde hinausgehen zu können. Sie ist seit vielen Jahren freilich stets verschlossen gewesen; aber der Schlüssel hängt im Vorsaal an dem Schlüsselbrett. Nichts Leichteres, als sich diesen Schlüssel zu verschaffen! Bertha hat

ihn dem Geliebten übergeben, durch die kleine Gartenthüre findet Ernau zu jeder Stunde des Tages und des Nachts den Eingang zu dem Garten, und hier in der verborgenen Laube findet er Bertha, die ihn mit Sehnsucht erwartet.

Wie ruhig überlegte sich Wangen die einfache Lösung des Räthsels, welches ihn in den letzten Tagen zu heftiger, wilder Erregung getrieben hatte. Er war nicht mehr zornig, nein, gewiß nicht! Wenn seine Hand sich krampfhaft zur Faust ballte, so bewirkte dies nur die tiefe Empörung über den niederträchtigen Verrath an seiner Ehre, begangen durch seine Gattin, die er so innig geliebt hatte. Er war nicht zornig; denn der Richter darf nicht zornig sein, und Gericht mußte er halten über die Treulose und über den Elenden, der die in Linau genossene Gastfreundschaft so schnöde mißbrauchte.

Er mußte die Beiden überraschen bei ihrem frevelhaften, zärtlichen Stelldichein. Und dann? Es war nicht nöthig, darüber nachzudenken, er wußte ja, daß es nur einen Weg für ihn gab, den Nichtswürdigen zur Rechenschaft zu ziehen.

Ja, er war jetzt ruhig, eisig ruhig! Das bewies er, indem er vorsichtig den Zweig, den er emporgehalten hatte, um einen besseren Ausblick zu gewinnen, wieder niederließ. Der Kutscher durfte nicht ahnen, daß er in seinem Versteck beobachtet worden sei, wie leicht hätte er sonst einen weitschallenden Warnungsruf ausstoßen können. Mit fast noch größerer Sorgsamkeit und Sicherheit als vorher schlich sich Wangen durch das Gehölz, aber sobald er dieses zwischen sich und dem Kutscher wußte, eilte er im Sturmschritt,

jetzt keine Vorsicht mehr anwendend, über das Feld fort, geraden Weges dorthin, wo in dem Gitter des Gartens die kleine Thüre sich befand. Er fand sie, wie er geahnt hatte, geöffnet, der Schlüssel steckte im Schloß!

Ein Schauer überrieselte ihn. Bis zu diesem Augenblick hatte er noch im innersten Herzen den Funken einer geheimen Hoffnung gehabt, daß er doch vielleicht sich irren könne, jetzt aber stand er vor der Gewißheit, der unumstößlichen, fürchterlichen Gewißheit!

30.

Noch niemals in den letzten vier Jahren hatte sich Egon so einsam, so trostlos verlassen, so unbehaglich und unbefriedigt gefühlt, als während der ersten Woche seines Aufenthaltes in Plagnitz. Es kam auch Alles zusammen, um ihn in die trübste Stimmung zu versetzen. Er war nicht krank und doch auch nicht ganz gesund, sein Kopfschmerz war zwar verschwunden, er konnte, ohne Schwindel zu empfinden, die Treppe hinabsteigen, einen Spaziergang durch den Hof und die nächstgelegenen Felder machen, jede größere Anstrengung aber hatte ihm der Arzt verboten. Egon hatte fest versprechen müssen, seinem Thätigkeitstrieb wenigstens bis zur nächsten Woche Zügel anzulegen; da blieb ihm denn nichts übrig, als nach kurzen Spaziergängen immer bald wieder nach seinem Zimmer zurückzukehren, ein Buch vorzunehmen oder sich an den Flügel zu setzen und zu musiciren; seinen Wunsch, kräftig in die Wirthschaft einzugreifen, mußte er vorläufig unerfüllt lassen.

Hätte er nur wenigstens mit rechter Aufmerksamkeit

lesen, mit voller Lust sich dem Zauber der Musik hingeben können, aber das vermochte er nicht. Er nahm ein Buch vor, aber wenn er mit Mühe sich zur Aufmerksamkeit gezwungen, einige Seiten gelesen hatte, dann flatterten die rebellischen Gedanken auseinander, bald hinüber nach Linau, bald in alte Zeiten zurück nach dem Schloß Osternau; bald verfolgten sie Storting auf seinen Reisen, bald suchten sie einzudringen in eine dunkle Zukunft; und ähnlich erging es ihm, wenn er sich an den Flügel setzte, nach kurzer Zeit schon sanken die Hände von den Tasten, er lehnte sich in den Sessel zurück und überließ sich dem trostlosen Grübeln!

Nach dem Besuche Wangen's und Albrecht's fühlte er sich noch unbehaglicher als zuvor. Wangen war so seltsam zerstreut, so kalt und nur gezwungen freundlich gewesen, ganz anders als bei seinem ersten Besuch; hatte er eine Ahnung dessen, daß während seiner Abwesenheit Bertha, wenn auch nur während eines kurzen Augenblicks, aber doch während eines Augenblicks, in den Armen des Freundes geruht, mit diesem glühende Küsse ausgetauscht hatte? Ein peinliches Gefühl tiefer Reue erfüllte Egon bei diesem Gedanken, und zugleich ein Gefühl bitterer Scham darüber, daß er in jenem Moment sich nicht selbst zu beherrschen vermocht hatte. Jahre lang war er mit redlichem Willen bestrebt gewesen, sich selbst zu erziehen, er hatte geglaubt, Herr seiner selbst, seiner Leidenschaft zu sein, da hatte ein unglückseliger Augenblick genügt, um ihn untreu den Grundsätzen der Ehre zu machen, denen nachzuleben er so fest entschlossen war. Sein guter Engel war von ihm gewichen!

Hätte er in jenem Augenblick an ihn gedacht, dann wäre er sich nicht selbst untreu geworden, dann hätte die Verführerin keine Macht über ihn gewonnen!

Wo mochte Lieschen jetzt weilen? Von Storting hatte er nur einen kurzen Brief aus Berlin erhalten. Frau v. Osternau hatte die Hauptstadt schon vor Wochen verlassen, wohin sie gereist war, das hatte Storting in dem Hause, in welchem sie gewohnt hatte, nicht erfahren können; auch eine Nachfrage bei der Polizei war vergeblich gewesen, und Herr v. Sastrow, der ihm wohl hätte Auskunft ertheilen können, war unglücklicherweise ebenfalls verreist. Da blieb denn Storting nichts Anderes übrig, als nach Osternau zu reisen, vom Prediger dort hoffte er mit Sicherheit genaue Nachricht über den gegenwärtigen Aufenthalt der Gesuchten zu erhalten; konnte auch der Prediger sie nicht geben, dann war Storting entschlossen, den Herrn Albrecht v. Osternau direkt zu befragen, der mußte ja wissen, wohin er die Wittwenpension, zu deren Zahlung er verpflichtet war, zu schicken hatte.

Nach diesem Brief, den Storting unmittelbar vor seiner Abreise von Berlin nach Osternau geschrieben hatte, war keine weitere Nachricht von ihm nach Plagnitz gekommen. Sein Schweigen erfüllte Egon mit Unruhe und Sorgen, täglich schickte er dreimal einen reitenden Boten nach der Post, um die für Plagnitz bestimmten Briefe abzuholen, aber stets kam derselbe zurück, ohne die sehnlichst erwartete Nachricht zu bringen, daß Storting Frau v. Osternau aufgefunden habe.

Endlich am Sonnabend Morgen wurde Egon's hoch-

gespannte Erwartung befriedigt; in der Posttasche befand sich ein Brief, der Storting's bekannte Schriftzüge auf der Adresse trug; mit bebender Hand öffnete Egon das Couvert, das Herz schlug ihm heftig, es flimmerte ihm vor den Augen, er mußte einen Augenblick pausiren, ehe er die kräftig geschriebenen Buchstaben zu erkennen vermochte, dann aber las er:

„Verehrter Herr!

Ihr herrlicher Plan ist zur Ausführung gebracht, heute endlich kann ich Ihnen die erfreuliche Nachricht senden, daß Alles auf das Schönste gelungen ist! Meine Reise nach Osternau war erfolgreich, vom Prediger erfuhr ich, daß Frau v. Osternau seit einigen Wochen sich eine neue Heimath in Hirschberg begründet hat, dorthin reiste ich sofort und traf zu meiner großen Freude die verehrte Frau im besten Wohlsein. Sie war ebenso erstaunt wie erfreut, mich zu sehen, als ich ihr dann aber die Geschichte des Herrn Karl Johann Simon erzählte, als ich ihr den bekannten Brief zeigte, dann war sie zuerst sprachlos vor Staunen, dann aber vergoß sie Thränen der Rührung und Freude. Nicht der geringste Zweifel an der Wahrheit meiner Erzählung stieg in ihr auf. Sie segnete das Andenken ihres trefflichen verstorbenen Gatten, dessen Wohlthätigkeit noch nach seinem Tode für seine Frau und Tochter solche Früchte getragen habe; tief gerührt erzählte sie mir, daß sie damals Herrn v. Osternau Vorwürfe über seine übertriebene Herzensgüte, die stets mit Undank gelohnt werde, gemacht habe, sie war überglücklich darüber, daß ihr durch die Rückzahlung der alten Schuld jetzt die Möglichkeit ge-

währt werde, wieder mit ihrer Tochter zusammen zu leben, daß Fräulein Lieschen nicht ferner gezwungen sei, sich für die Mutter zu opfern. Ich hätte wohl gewünscht, daß Sie, verehrter Herr, ein Zeuge des Glückes hätten sein können, dessen Schöpfer Sie sind.

Frau v. Osternau wird mich nach Berlin begleiten, um dort das ihr gehörige Kapital ganz Ihrer Bestimmung gemäß in Empfang zu nehmen und über dasselbe geschäftsmäßig zu quittiren. Morgen früh werden wir zusammen die Reise antreten, über deren Erfolg ich Ihnen mündlich berichten werde, heute aber sende ich Ihnen noch eine Nachricht, die Sie nicht früh genug erfahren können.

Fräulein Lieschen befindet sich ganz in Ihrer Nähe, Sie haben, ohne es zu ahnen, eine Nacht mit ihr unter einem Dache verbracht! Herr v. Wangen hat sie als Lehrerin und Erzieherin für seine Schwester Klara engagirt, in seinem Hause in Linau lebt sie, aber, wie mir Frau v. Osternau mittheilte, nur noch für wenige Tage, am nächsten Sonntage wird sie Linau verlassen, um zu ihrer Mutter zurückzukehren und bei derselben zu bleiben, bis sie eine andere Stelle gefunden haben wird, was, wie Frau v. Osternau glückselig sagte, jetzt nicht mehr nöthig sein wird.

Welche Gründe Fräulein Lieschen bewogen haben, allen früheren Verabredungen entgegen Linau schon jetzt zu verlassen, geht aus dem kurzen Briefe, in welchem sie ihrer Mutter ihre für Sonntag bestimmte Abreise mittheilt, nicht hervor. Die Vermuthungen, welche sich mir über diese unerwartete Absicht aufgedrängt haben, wage ich dem Papier nicht anzuvertrauen, hielt mich aber verpflichtet, Ihnen sofort

von dem Aufenthalt der jungen Dame und ihrer Absicht, am Sonntag Linau zu verlassen, Kenntniß zu geben. Sie werden diesen Brief meiner Rechnung nach am Sonnabend Morgen erhalten und daher in den Stand gesetzt sein, sich frei darüber zu entschließen, ob Sie vielleicht am Sonnabend noch einen Besuch in Linau machen wollen."

Egon ließ den Brief sinken, er konnte nicht weiter lesen, die letzten Zeilen der klaren Schrift flossen in einander, die Buchstaben verwirrten sich, sie tanzten auf dem Papier.

Lieschen war noch in Linau, noch einen Tag nur, aber dieser Tag gehörte ihm! Was kümmerte es ihn, daß ihm der Arzt verboten hatte, sich der Erschütterung durch eine weite Wagenfahrt auszusetzen! Er mußte nach Linau, nicht eine Minute durfte er unnütz verweilen.

Lieschen in Linau! Sie hatte ihn gepflegt in jener Nacht, ihr liebliches Bild hatte er gesehen in seinem Halbbewußtsein, sie hatte mit liebender, sanfter Hand ihm die Wunde gekühlt, hatte sich zu ihm niedergebeugt und ihm angstvoll in das halbgebrochene Auge geschaut. Sein Traum war kein Traum gewesen!

Und er hatte glauben können, daß Bertha seine Pflegerin gewesen sei! Ein Gefühl unaussprechlichen Widerwillens erfüllte ihn, als er an Bertha dachte; ihr Bild erschien ihm in glänzender, verführerischer Schönheit, aber diese Schönheit hatte keinen Reiz mehr für ihn, sie zog ihn nicht an, sie stieß ihn ab.

Weshalb hatte Bertha ihm verheimlicht, daß Lieschen in ihrem Hause wohne? Weder sie selbst, noch ihr Gatte, noch ihre Schwägerin hatte Lieschens Anwesenheit auch nur erwähnt.



Aber nein, die kleine Klara hatte es gethan, jetzt plötzlich verstand Egon die räthselhaften Worte, die Klara beim Abschied schnell zu ihm gesprochen und die er so falsch gedeutet hatte. „Eine Andere sehnt sich seit jener Schreckensnacht, in der sie den Herrn v. Ernau so treu gepflegt hat, nach ihm, sie denkt ruhelos nur an ihn. Ihr sind Sie es schuldig, daß Sie bald, jedenfalls noch vor Sonntag nach Linau kommen!" So ungefähr hatte Klara im Fluge gesprochen, und um dies zu sagen, war sie zu ihm zurückgeeilt: Bertha durfte ihre Worte nicht hören!

Wie wunderbar klar entwickelte sich plötzlich die ganze schmachvolle Intrigue, welche Bertha gespielt hatte! Aber noch war es Zeit, sie zu vereiteln!

Fort nach Linau! Er eilte herunter nach dem Stall, der Kutscher konnte ihm nicht schnell genug die Pferde vor den leichten Jagdwagen spannen, er trieb ihn zur höchsten Eile, schien es ihm doch, als sei jede Minute, die verloren gehe, ein unersetzlicher Verlust.

Vorwärts! Er nahm dem Kutscher, der ihm nicht schnell genug fuhr, die Zügel ab; von der ungewohnten Berührung der Peitsche getrieben, jagten die edlen Rosse in wildem Galop, und doch schien es ihm, als ob sie sich mit schneckenhafter Langsamkeit bewegten. Immer von Neuem trieb er sie an, und erst als der erschreckte Kutscher sich ein Herz faßte und ihn schüchtern darauf aufmerksam machte, daß die armen Thiere mit Schaum bedeckt seien und stürzen würden, wenn sie noch weiter zu solcher übermäßigen Anstrengung getrieben würden, besann er sich; er hatte nicht an sich, nicht an die Gefahr gedacht, der er sich durch

das unsinnige Jagen aussetzte, nur vorwärts, schnell vorwärts wollte er.

Die schüchterne Ermahnung des Dieners rief ihm die Pflicht, über sich selbst zu wachen, seine Ungeduld zu bezwingen, in's Gedächtniß zurück, er übergab dem Kutscher die Zügel wieder und trieb ihn nicht mehr zum wilden Jagen an, wie sehr er sich auch sehnte, schnell das Ziel der kurzen Reise, die ihm so endlos lang erschien, zu erreichen.

Dort lag der Gutshof von Linau versteckt hinter dem kleinen mit Gebüsch bewachsenen Hügel, an welchen sich der Gutsgarten in die Höhe zog, in einer Viertelstunde war er zu erreichen, aber Egon mußte seine Ungeduld zügeln, er mußte sogar dem Kutscher befehlen, die muthigen Rosse in ihrem schnellen Laufe anzuhalten, ein wehendes weißes flatterndes Tuch, mit welchem eine graziöse, im schnellen Galop quer über das Feld sprengende Reiterin ihm zuwinkte, gebot es ihm. Er erkannte Klara, die ihn wohl von ferne gesehen hatte und ihm durch das wehende Tuch ein Zeichen gab, daß er sie erwarten möge.

Der Landweg war durch einen ziemlich breiten Graben von dem Felde getrennt, ein solches Hinderniß aber hielt die kecke Klara nicht zurück; mit einem mächtigen Satze flog der muthige Braune über den Graben und im nächsten Moment hielt Klara neben dem Wagen. Mit freudig leuchtendem Auge schaute sie Egon an und ihm vertraulich zunickend sagte sie:

„Endlich, Herr v. Ernau, endlich kommen Sie! Ich habe sie schon vorgestern und gestern erwartet, zur Ver-

zweiflung meines alten Jobst!" Sie wies lachend mit der Reitpeitsche nach dem Reitknecht, der ihr gefolgt war und der nun jenseit des Grabens am Rande desselben hinreitend eine schmale Stelle suchte, um seiner Herrin zu folgen.

„Sie haben mich erwartet, Fräulein Klara?"

„Nun ja, Sie hatten mir ja versprochen, bald, jedenfalls vor Sonntag nach Linau zu kommen, da bin ich denn vorgestern, gestern und heute in der Zeit, in welcher ich Sie erwarten konnte, hier auf allen Feldwegen, immer nach Ihnen ausschauend, umhergeritten. Wären Sie jetzt nicht gekommen, dann hätte ich meinen alten Jobst nach Plagnitz geschickt, um von Ihnen die Einlösung Ihres Wortes für heute Nachmittag zu fordern und nöthigenfalls hätte ich Sie selbst geholt, denn kommen mußten Sie heute!"

„Wenn ich Sie recht verstehe," erwiederte Egon ernst, „wenn meine Ahnung mich nicht trügt, so wünschten Sie meinen heutigen Besuch, weil morgen Fräulein v. Osternau Linau verläßt?"

Klara ließ die Zügel fallen, jubelnd klatschte sie mit den kleinen Händen zusammen. „Das ist herrlich," rief sie. „Sie wissen, daß Elise bei uns ist! Ich habe Ihnen nichts verrathen und bin nun nicht mehr an mein thörichtes Versprechen, Ihnen nichts zu sagen, gebunden."

„Wem haben Sie dies versprochen?"

„Elisen natürlich! Aber machen Sie kein so finsteres Gesicht, Herr v. Ernau, sie hat es wohl selbst schon bereut, daß sie sich durch Bertha's giftige Worte hat verleiten lassen, mir das dumme Versprechen abzunehmen. Bertha verlangte, Sie sollten nichts davon erfahren, daß Elise bei

uns ist. Welchen Grund sie zu diesem Verlangen gehabt hat, weiß ich nicht, aber weil sie es verlangt, habe ich mir selbst zugeschworen, Sie sollen es doch erfahren, und zwar noch ehe Elise uns verläßt. Bertha will nicht, daß Sie Elise wiedersehen, und gerade deshalb sollen und müssen Sie sie sehen und sprechen, und um dies zu bewirken, erwarte ich Sie nun schon seit vorgestern hier."

„Weiß Fräulein v. Osternau, daß Sie mich erwarten?"

„Wo denken Sie hin? So kindisch bin ich nicht, ihr das zu sagen! Nein, in meinem Kopf allein ist der ganze Plan entstanden. Elise hat mir nichts vertraut, aber in ihren Augen habe ich es gelesen, wie sehr sie sich sehnt, den Herrn v. Ernau wieder zu sehen. Aber ich schwatze Ihnen da alles Mögliche vor und doch haben wir jetzt gar keine Zeit zum Schwatzen. Sagen Sie mir offen und ehrlich, Herr v. Ernau, kommen Sie heute nach Linau, um Elise zu sehen?"

„Ja."

„Nur deshalb?"

„Ja."

„Und wünschen Sie mit ihr allein zu sprechen, ohne daß Bertha mißgünstig jedes Ihrer Worte belauscht?"

„Das wäre mein größter Wunsch."

„Er soll erfüllt werden, dafür bin ich da, und deshalb erwarte ich Sie! Ich will für Sie sorgen, aber Sie müssen auch meinen Anordnungen folgen. Wollen Sie dies?"

„Gern."

„Dann dürfen Sie nicht nach Linau fahren, sondern müssen mir zu Fuß folgen; Ihren Wagen lassen wir hier

draußen warten, es ist nicht nöthig. daß Bertha ihn sieht und dadurch erfährt, daß Sie in Linau sind. Steigen Sie aus, Herr v. Ernau, ich werde Ihrem Kutscher einen Platz anweisen, auf welchem er, ohne vom Gut her gesehen zu werden, auf Sie warten kann. Sehen Sie dort den Feldweg, der links von der Straße abführt? Er geht am Rande des kleinen Wäldchens hin; dort findet Ihr Kutscher einen schattigen, zum Warten ganz geeigneten Platz."

Egon befolgte gehorsam Klara's Willen, er stieg aus und gab seinem Kutscher den Befehl, den angedeuteten Weg einzuschlagen und sich einen geeigneten Warteplatz im Waldesschatten zu suchen, er selbst ging neben Klara her, die langsam reitend den Weg nach Linau weiter verfolgte. Der alte Jobst, der inzwischen eine Stelle gefunden hatte, an welcher er gefahrlos über den Graben setzen konnte, ritt respektvoll, mindestens zwanzig Schritte zurückbleibend, hinter Beiden her.

Klara war in der heitersten Laune, sie war glücklich darüber, daß ihr schöner Plan, den sie im Stillen entworfen hatte, jetzt ein so glückliches Gelingen versprach, und daß sie nicht nöthig gehabt hatte, ihr Elisen gegebenes Versprechen zu verletzen; sie fragte nicht, durch welchen Zufall Egon erfahren habe, daß Elise noch in Linau sei, ihr genügte es, daß er es wußte und daß sie nicht gezwungen worden war, es ihm zu sagen. Jetzt hatte sie kein Geheimniß mehr zu wahren, jetzt konnte sie ihm erzählen, wie treu ihn Elise gepflegt habe, als er bewußtlos, einem Todten gleich nach Linau gebracht worden sei, wie glücklich Elise gewesen sei, als der Doktor erklärt habe, es

sei keine Gefahr für den Kranken vorhanden, wie dann Bertha mit ihren giftigen bösen Reden Elise gezwungen habe, sich vor dem Herrn v. Ernau zu verbergen. Sie konnte ihm dann schildern, wie schwer Elise bei jeder Gelegenheit recht absichtlich von Bertha gekränkt worden sei, bis diese es endlich gegen Hugo's Wünsche und Klara's Bitten durchgesetzt, daß Elise sich entschlossen habe, die Stellung in Linau aufzugeben und zu ihrer Mutter zurückzukehren. Sie erzählte weiter, daß Elise den größten Theil des Tages, während Bertha und der Vetter Albrecht auf dem Altan zusammen säßen, mit einem Buche oder einer weiblichen Arbeit beschäftigt in der alten Herrenlaube ganz am Ende des Gartens zubringe, dort befinde sie sich sicherlich auch in diesem Augenblicke, dort werde sie der Herr v. Ernau allein treffen, und er könne nach der Laube auf einem Wege durch das Gebüsch gelangen, ohne vom Herrenhause aus gesehen zu werden. Den Schlüssel zu der kleinen Gitterthüre, durch welche er vom Felde aus direkt in den Garten eintreten könne, habe sie heimlich vom Schlüsselbrett entwendet, um ihn dem Herrn v. Ernau zu übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Höheres Walten.

Kriminal-Novelle

von

E. H. v. Dedenroth.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Kriminalpolizei der Residenz ging am späten Abend des 5. Oktober 18** die Meldung zu, daß in den Anlagen bei der neuen Kirche ein Raubanfall verübt worden sei. Der Rentier Franz Holzbrecher, ein stark beleibter älterer Herr, hatte auf dem Wege nach Hause um etwa acht Uhr Abends die um diese Zeit wenig frequentirten Parkanlagen passirt, es war ihm plötzlich von Jemand, der ihn an einer einsamen Stelle überholt, ein Tuch vor das Antlitz gedrückt worden, das jedenfalls ein betäubendes Mittel enthalten, er hatte das Gefühl einer plötzlichen Ohnmacht gehabt, und als er wieder zur Besinnung gekommen, auf dem Erdboden gelegen. Mit Ausnahme einer schmerzhaften Kontusion am rechten Hüftgelenk hatte er sich freilich unbeschädigt gefühlt, aber er hatte seine Brieftasche vermißt, in welcher sich eine beträchtliche Summe Geldes in Werthpapieren und Banknoten befunden.

Der Polizeibeamte Vollmer, welcher sich in der Nähe der Anlagen befunden und auf den Hilferuf des Herrn Holzbrecher herbeigeeilt war, hatte, nachdem er sich den

Namen des Beraubten notirt und durch Requisition von Sicherheitsbeamten die Durchsuchung des Parkes veranlaßt, dem Vorstande der Kriminalpolizei die betreffende Anzeige gemacht, und dieser hatte den Kommissär Teiner mit den weiteren Recherchen betraut.

Da Herr Holzbrecher bereits dem Beamten Vollmer auf Befragen erklärt, er sei nicht im Stande die Nummern der Werthpapiere, die ihm gestohlen, anzugeben, er wisse auch Niemand, der davon Kenntniß gehabt, daß er eine bedeutende Summe bei sich getragen, so unterließ es der Kommissär Teiner, den Beraubten noch zu später Stunde aufzusuchen, und hielt es für zweckmäßiger, in den Wirthschaften, in welchen anrüchige Personen verkehrten, sich umzuschauen, ob sich vielleicht Jemand dadurch verdächtig mache, daß er viel Geld ausgebe.

Die Durchsuchung der Anlagen war resultatlos geblieben, die in der Nähe stationirten Sicherheitsbeamten erklärten, Niemand gesehen zu haben, der sich eilig entfernt oder sonst zu Argwohn Veranlassung gegeben, die Anlagen waren noch zu jung, als daß sich Jemand in ihnen hätte verstecken können, das Laub war überdem schon gefallen; der Erdboden der eingefaßten Boskets war weich und feucht, man hätte, wenn sich Jemand dort auf die Lauer gestellt, die Spuren seiner Tritte finden müssen. Die Dreistigkeit des Verbrechens erschien hiedurch um so größer, und Teiner sagte sich, daß Herr Holzbrecher sich jedenfalls täusche, wenn er glaube, der Räuber habe nicht gewußt, welche Beute der Preis seines Wagnisses sein werde. Hatte Holzbrecher keinen Verdacht, so war es die

Aufgabe des Kriminalisten, die Personen zu entdecken, welche vielleicht, ohne daß Holzbrecher es wußte, von seinem Gange und dem Betrag der Summe, die er bei sich führte, unterrichtet sein konnten.

Teiner erfuhr auf dem Polizeibureau des Reviers, in welchem der Rentier wohnte, daß bei dem Rentier ein äußerst häufiger Wechsel von Dienstmädchen stattfinde; die Schwester des Rentiers, welche demselben die Wirthschaft führe, sei eine kranke, launenhafte Dame, bei der es kein Mädchen lange aushalte, es sei erst heute Mittag die Köchin plötzlich aus dem Dienste entlassen worden.

Der Polizei war es nicht bekannt, ob das entlassene Mädchen einen Bräutigam gehabt. Teiner besuchte noch im Laufe der Nacht einige Lokale, deren Wirthe in dem Rufe standen, gelegentliche Hehlerei zu treiben, aber sein Forschen war vergeblich. Als er sich am anderen Morgen zum Ausgange rüstete, erhielt er vom Bureau der Kriminalbehörde die Mittheilung von einer dort soeben eingetroffenen Meldung. Der Doktor Heim hatte die Anzeige gemacht, daß er im Laufe der Nacht zum Rentier Holzbrecher gerufen worden sei und denselben an einer Vergiftung durch Arsenik schwer erkrankt gefunden habe. Es sei fraglich, ob der Kranke noch zu retten sei, die Umstände geböten polizeiliche Recherchen.

Teiner begab sich sofort in die Wohnung des Kranken; es war ein sehr seltsames Zusammentreffen, daß derselbe Mann, der am Abend betäubt und beraubt worden war, in der Nacht an einer Vergiftung erkrankte, da lag der Argwohn sehr nahe, daß die Vergiftung keine zufällige,



durch Fahrlässigkeit entstandene, sondern daß sie in einem Zusammenhange mit dem Raube stehe. Der Verdacht, ein Mitwisser des Raubes sei in der Besorgniß, daß Holzbrecher doch den Schuldigen entdecke, zum Mörder geworden, machte sich unwillkürlich geltend, ja, es stieg in Teiner der Gedanke auf, daß Dieb und Mörder vielleicht dieselbe Person seien.

Ein Dienstmädchen öffnete Teiner die Wohnung, in der eine grenzenlose Unordnung herrschte. Dieselbe war aber auch erklärlich. Das Mädchen berichtete, daß sie gestern Abend sechs Uhr bei ihrer Herrschaft zugezogen sei. Herr Holzbrecher wäre nicht anwesend gewesen, Fräulein Holzbrecher habe vor Erschöpfung kaum stehen können und sich, nachdem sie ihr die Schlüssel übergeben und die nothwendigsten Dinge gezeigt, zu Bett gelegt. In der Küche habe noch das unaufgewaschene Geschirr vom Mittage gestanden, ihre Vorgängerin habe Alles in Unordnung zurückgelassen. Bald nach sieben Uhr sei der Sohn des Herrn Holzbrecher, der nicht im Hause wohne, gekommen und habe nach seinem Vater gefragt. Sie habe die Antwort gegeben, welche ihr das Fräulein aufgetragen, Herr Holzbrecher werde bald zurückkehren, das Fräulein lasse den jungen Herrn bitten, zu ihr an's Bett zu kommen. Das sei geschehen, der junge Herr habe sich, nachdem er dem Mädchen freundlich zugeredet, sich in die Schwierigkeiten des neuen Dienstes zu finden, zu der alten Dame begeben. Es sei bald im Zimmer sehr laut geworden, trotz der geschlossenen Thüren hätte das Mädchen in der Küche die scharfe, heftige Stimme der leidenden Dame gehört. Etwa nach Verlauf einer

Stunde sei dann Herr Holzbrecher in großer Erregung nach Hause gekommen, sein Schritt sei unsicher, sein Antlitz sehr echauffirt gewesen, das Mädchen hatte gehört, daß er von einem Raubanfall zu seinem Sohne gesprochen und über Schmerzen in der Hüfte geklagt.

„Das Fräulein hatte mir gesagt," berichtete das Mädchen weiter, „ich solle heißes Wasser bereit halten, Herr Holzbrecher wolle sich einen Punsch machen, wenn er heimkehre, ich solle zum Nachtessen Brod, Butter und einen kalten Braten, der sich im Speiseschrank befand, aufsetzen. Ich that, wie mir befohlen. Der junge Herr wollte nicht, daß ich auch für ihn decke, er sagte, daß er keinen Appetit habe. Der alte Herr mußte seinem Sohne etwas mitgetheilt haben, was denselben zerstreut und nachdenklich machte, sie sprachen nicht, wenn ich in's Zimmer trat, und außerdem nur sehr leise. Der junge Herr entfernte sich nach etwa einer Stunde, sein Vater begleitete ihn bis zur Thüre und drückte ihm die Hand; er war sehr bleich. Als der junge Herr das Haus verlassen, befahl mir der alte Herr, ich solle zu Bette gehen, das Geschirr könne ich stehen lassen und erst am nächsten Morgen Alles aufräumen. Ich sah, daß er das Essen nicht angerührt hatte, aber es roch im Zimmer nach Punsch, ein Glas war noch halb voll, das trank er aus, das andere Glas war unbenutzt."

„Wie hatte er den Punsch gemacht?" fragte Teiner.

„Im Wohnzimmer ist ein Buffet. Aus diesem hatte er sich eine Flasche Punschextrakt und eine Schale mit gestoßenem Zucker geholt. Beides stand gestern Abend noch auf dem Tisch. Als der Herr mich zu Bette schickte,

klingelte das Fräulein. Sie forderte eine Karaffe frisches Wasser und Zucker. Ich brachte ihr das Verlangte und nahm dazu die Zuckerschale vom Tisch. Es war nur wenig Zucker darin, aber sie meinte, es sei genug. Als der Herr in der Nacht erkrankte und ich den Arzt holen mußte, wollte derselbe den Zucker und den Punschextrakt sehen. Die Flasche stand noch da, aber die Zuckerschale, die ich aus dem Zimmer des Fräuleins holte, war völlig leer. Das Fräulein klagte auch über Schmerzen im Magen. Der Arzt meint, das Gift sei im Zucker gewesen."

Teiner besichtigte das Wohnzimmer, er entdeckte auf einem Krankenstuhl, welcher am Fenster stand, weiße Körnchen, die zwischen die Polster gefallen. Er sammelte dieselben, so gut es ging, und that sie vorsichtig in ein Papier, der Zofe ertheilte er den strengen Befehl, über diese Entdeckung zu Niemand zu sprechen. „Ist denn noch nicht nach dem Sohne des Erkrankten geschickt?" fragte er die Zofe.

„Ja, kurz ehe Sie kamen," antwortete das Mädchen. „Ich hatte alle Hände voll zu thun, bis der Arzt den Krankenwärter schickte, der beim Herrn ist. Ich wußte auch nicht die Adresse, das Fräulein gab keine Antwort, sie schrie und raste, bis das Mittel gewirkt, das ihr der Arzt gegeben."

Das Gespräch wurde unterbrochen, der Arzt kam, nach dem Kranken zu sehen. „Ist es möglich, dem Kranken einige Fragen vorzulegen?" fragte Teiner den Arzt.

„Schwerlich. Ich fürchte, es geht zu Ende, ich höre ihn nicht schreien."

Der Arzt begab sich in's Krankenzimmer, Teiner folgte

leise. Doktor Heim hatte richtig vermuthet, der Krankenwärter sagte, der Starrkrampf sei eingetreten. Man hatte einen Sterbenden vor sich, der nicht mehr fühlte, wie das Gift sein Inneres zerstörte.

„Die Dosis war zu stark," sagte der Arzt, „hier war Hilfe unmöglich."

„Sie erkennen das Gift, das den Tod veranlaßt hat?"

„Reines Arsenik. Die Symptome sind unverkennbar."

„Und das Fräulein?" fragte Teiner. „Ist sie auch vergiftet?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ihr siecher Körper," antwortete er, „ist durch allerlei Medikamente an Gifte gewöhnt, sie hat alle möglichen Kuren gebraucht, sich an jeden Charlatan gewendet. Möglich, daß sie nur über eingebildete Schmerzen klagte, möglich, daß sie eine sehr geringe Dosis des Giftes genossen und daß die Wirkung durch die Medicin, welche sie gerade zur Hand hatte und die essigsaures Eisen enthält, paralysirt ist. Ich werde nachsehen, wie es steht."

Teiner visitirte die Küche und Vorrathskammer, der Arzt kehrte bald zurück und sagte, daß er das Urtheil, das er gefällt, nur wiederholen könne, er besorge nichts für den Zustand des Fräuleins.

Teiner setzte seine Revision fort, nachdem der Arzt sich entfernt hatte, noch war dieselbe nicht beendet, als der Sohn des Vergifteten eintraf. Die Bestürzung des jungen Mannes, sein Erschrecken, als er hörte, daß sein Vater vom Arzte aufgegeben, der Schrei des Schmerzes, den er ausstieß, als er die entstellten Züge des Sterbenden sah,

erschienen selbst dem argwöhnischen Auge des Kriminalisten nicht erheuchelt, und doch hatte Teiner kaum einen anderen Verdacht schöpfen können, als den entsetzlichsten, den es gibt, wenn er nicht an einen Selbstmord glauben wollte, und dazu lag nicht die geringste Ursache vor.

Herr Holzbrecher war als wohlhabender Mann bekannt, wer sollte Interesse an seinem Tode haben, als die Erben? Im Sessel hatte sich ein verschüttetes Pulver vorgefunden, das allem Anschein nach Arsenik war, der Sohn hatte sich geweigert, mit dem Vater ein Glas Punsch zu trinken, er hatte heftigen Streit mit seiner Tante, ein ernstes Gespräch mit dem Vater gehabt, den man eine Stunde vorher auf der Straße betäubt und beraubt. Der Vergiftete hatte erklärt, daß er keinen Argwohn gegen einen Dritten hege, der gewußt haben könne, daß er viel Geld bei sich trage. Der Argwohn lag also nahe, der Sohn habe im Gespräche mit dem Vater entdeckt, daß derselbe einen Verdacht hege, den er nicht gegen den Polizeibeamten geäußert, und jener habe darauf ein entsetzliches Verbrechen verübt, um den Vater daran zu hindern, den Verdacht zu verfolgen.

Das Verbrechen war jedoch zu gräßlich, um den Gedanken daran so leicht festhalten zu können, der junge Mann machte auch nichts weniger als den Eindruck eines gewissenlosen Menschen. Der Verdacht mußte sich dann gegen die kranke Schwester des Ermordeten richten, aber verlor dieselbe nicht durch das Verbrechen die einzige Stütze ihres Daseins, konnte sie hoffen, der Neffe werde ihr mehr sein als der Bruder? Das

war doch nur möglich, wenn der Neffe ihr Mitschuldiger war!

Der Kriminalbeamte ist der Letzte, der sich dem Gedanken an das Spiel eines bösen Zufalls hingeben darf, und selbst wo ein solcher vorliegt, muß er die Frage stellen, ob derselbe ohne die Fahrlässigkeit eines Dritten habe eintreten können. Hätte hier der Beweis vorgelegen, daß Arsenik nur durch Verwechselung der Düten an Stelle von Zucker in die Schale gekommen, so war nicht nur eine entsetzliche Fahrlässigkeit zu bestrafen, sondern auch die Frage zu beantworten, wer das Gift beschafft, zu welchem Zwecke es besorgt worden und wie es gekommen, daß ein so gefährliches Präparat, das nicht Jedem verkauft und dann nur mit ernster Mahnung zur Vorsicht übergeben wird, aus seiner mit den Warnungszeichen versehenen Verpackung unter die Vorräthe für den täglichen Lebensbedarf gerathen konnte.

Adolph Holzbrecher war bereit, dem Beamten Rede zu stehen; wie tief ihn auch der Schmerz erschüttert, so beschäftigte ihn doch der Gedanke, daß er die heilige Pflicht habe, die Ursache des Unglücks zu erforschen. Er theilte dem Beamten mit, daß sein Vater ihm erzählt, wie er gestern sich mit einer Summe Geldes zu der verwittweten Frau Doktor Habel begeben, um dieselbe gewissermaßen durch Niederlegung einer Kaution zur Annahme eines Vorschlages, den er ihr gemacht, zu bestimmen, daß er eine ablehnende Antwort erhalten habe und auf dem Heimweg beraubt worden sei. „Mein Vater,“ sagte Adolph, „hegte den Wunsch, die Leitung seines Haushaltes der genannten Dame

anzuvertrauen, meine Tante fühlte sich durch dieses Vorhaben verletzt, obwohl mein Vater ihr versichert, daß er dabei hauptsächlich die Absicht verfolge, ihr eine Bürde abzunehmen, die bei ihrem leidenden Zustande für sie zu schwer geworden. Ich hatte, während ich seine Rückkehr erwartete, das Meine gethan, sie durch Vorstellungen zu beschwichtigen und es war mir das gelungen. Der Fehlschlag, den mein Vater gehabt, erledigte überdem die Angelegenheit für's Erste, es war durchaus zu keiner Verstimmung zwischen meinem Vater und meiner Tante weitere Ursache vorhanden, sie hatte sich früh zu Bett gelegt, weil sie Aerger mit einem Mädchen gehabt, das sie plötzlich aus dem Dienste entlassen, und dieser Aerger, sowie auch die Anstrengung bei kleinen Arbeiten, die sie nun selber hatte verrichten müssen, wird sie angegriffen haben. Der häufige Wechsel mit den Dienstboten war für meinen Vater etwas sehr Peinliches, aber doch keine Ursache zur Verzweiflung. Mein Vater hatte keinen Feind, ich besaß sein volles Vertrauen, und hätte ihn eine Sorge gequält, so müßte ich darum wissen. Ich finde also keine Erklärung für das Unglück. Er war viel zu vorsichtig und zu ängstlich, um gefährliche Dinge aufzubewahren. Hätte er Ungeziefer in der Wohnung vertilgen wollen, so würde er das nie selbst gethan, sondern einen Sachverständigen dazu engagirt haben. Meine Tante kommt nicht aus dem Hause, sie ist beinahe gelähmt, bei geringer Anstrengung versagen ihr die Füße den Dienst, sie prüft aber Alles, was die Dienstboten einkaufen, sehr genau, sie hegt stets den Argwohn, betrogen zu werden. Wenn also Gift in's Haus gekommen, so

kann das nur durch das grobe Versehen eines Kaufmannes geschehen sein, der solches an Stelle anderer Waaren gegeben, es müßte sich dann aber ein Rest davon vorfinden, denn meine Tante kauft Alles in größeren Mengen ein, um stets Vorräthe zur Hand zu haben."

„Sie hegen keinen Verdacht gegen das gestern entlassene Mädchen?" fragte Teiner.

„Ich habe dasselbe nicht gekannt," versetzte Adolph, „ich bin seit vierzehn Tagen nicht im Hause meines Vaters gewesen und länger war die letzte Köchin nicht bei ihm."

„War es zufällig, daß Sie gerade gestern Ihren Herrn Vater besuchten, oder hatten Sie bestimmten Anlaß dazu?"

„Mein Vater hatte mich am Mittag in der Restauration, wo ich speise, aufgesucht und mich zum Abend zu sich bestellt. Sein Projekt beschäftigte ihn sehr lebhaft, er wollte es mit mir besprechen."

„Sie wußten es, daß er eine größere Summe daran wenden wollte, Frau Habel für sein Vorhaben zu gewinnen?"

„Nein. Ich hätte ihm auch davon abgerathen, diesen Weg zur Erreichung seiner Zwecke einzuschlagen."

„Sie kennen Frau Doktor Habel?"

„Nein, nur deren Tochter, die ich im Hause des Kommerzienraths Neuhaus gesehen."

„Sie sind im Geschäft des Herrn Neuhaus?"

„Ja, das heißt, ich habe gestern meine Stelle daselbst gekündigt."

„Aus welchem Anlaß?"

„Persönliche Differenzen," versetzte Adolph leicht erröthend.

„War Ihr Herr Vater damit zufrieden, daß Sie diesen Schritt gethan?"

Die Frage des Beamten schien den jungen Mann in Verwirrung zu setzen. „Wir haben darüber kaum gesprochen," antwortete Adolph endlich. „Mein Vater war mit anderen Dingen beschäftigt."

„Hm," murmelte der Beamte, aber seine Miene verrieth nicht, welchen Eindruck diese Antwort auf ihn machte.

„Es war doch für Sie ein äußerst günstiger Zufall," sagte er plötzlich, das Thema ändernd, zu dem jungen Manne, „daß Sie keinen Appetit verspürten, ein Glas Punsch mit Ihrem Herrn Vater zu trinken."

Adolph schlug das Auge, das er wie in Gedanken verloren zu Boden gesenkt, nicht auf und bemerkte daher den forschenden Blick nicht, den der Beamte auf ihn heftete. „Ich trinke niemals Punsch," antwortete er, „ich mag weder süße Getränke, noch süße Speisen. Aber ich kann nicht glauben, daß mein Vater das Gift hier im Hause genossen hat. Ich habe Ihnen ja dargelegt, wie es fast unmöglich ist, daß Gift hier in's Haus kommen kann. Ich habe meinen Vater nicht gefragt, ob er vielleicht irgendwo eingekehrt, ehe der Raubanfall geschah. Wer weiß, ob die Betäubungsgeschichte nicht mit der Vergiftung zusammenhängt. Mein Vater fühlte sich trotz seiner Erregung sehr matt, er war zufrieden damit, daß ich früh aufbrach."

„Sie hegen keinen Verdacht gegen Frau Doktor Habel?"

„Wo denken Sie hin! Eine achtbare Dame! Und

dann — sie kannte meinen Vater kaum, sie lehnte ein für sie vortheilhaftes Anerbieten ab."

Der Beamte beendete das Verhör mit dem Bemerken, er habe noch die Hausvisitation zu vollenden. Er näherte sich wie zufällig dem Sessel, auf dem er das zerstreute Pulver gefunden. Sein Auge schielte lauernd, ob sich in Adolph's Miene Unruhe zeige, aber der junge Mann schien kaum auf ihn zu achten.

„Wurde dieser Sessel gestern Abend von Ihrem Herrn Vater benutzt?" fragte der Beamte.

Adolph schaute auf. „Nein," antwortete er mit völliger Ruhe, „das ist der Lehnsessel meiner Tante. Mein Vater saß dort auf jenem Stuhl, er steht noch auf derselben Stelle."

Adolph legte die Hand auf seine Augen, hervorbrechende Thränen zu verbergen.

„Haben Sie vielleicht ein Verzeichniß der Nummern der Werthpapiere des Verstorbenen?" fragte Teiner.

„Nein, aber jedenfalls liegt solches unter seinen Papieren. Soll ich es suchen?"

„Später. Ich bitte Sie, mir zur Seite zu bleiben und mit mir nochmals die Vorrathskammern durchzusehen. Ich muß, sobald es angeht, Ihr Fräulein Tante sprechen und auch deren Zimmer durchsuchen."

Adolph verneigte sich zustimmend.

2.

Wir gehen in unserer Erzählung um vierundzwanzig Stunden zurück und bitten den Leser, uns in die vierte Etage des Hauses Numero 68 in der Amalienstraße zu

folgen. Dieselbe ist durch Theilung des Korridors für zwei Parteien eingerichtet, auf einem blank geputzten Messingschilde steht unter der Klingel, welche zu der kleineren Wohnung rechts von der Treppe führt, der Name Habel; neben der Eingangsthüre zum Korridor der Habel'schen Wohnung ist der Aufgang zu den Bodenräumen des Hauses.

Schon von Außen unterscheidet sich die Habel'sche Wohnung vortheilhaft von den benachbarten Räumen. Während dort die unsaubere Außenthüre mit neuen und halb abgerissenen Visitenkarten jetziger und früherer Chambregarnisten, Anzeigen von Sprechstunden ꝛc. beklebt, der Fußabtreter schadhaft ist und die Dielen des Korridors Flecken von Oel, Stearin und anderen Dingen zeigen, ist hier der Fußboden rein gehalten und sauber gefegt, eine Strohmatte liegt vor der frisch gewaschenen weißen Thüre, und dieser Charakter der Reinlichkeit und Ordnung herrscht auch im Inneren der kleinen Wohnung.

Frau Doktor Habel ist eben beschäftigt, den Tisch zu decken, an welchem sie mit ihrer Tochter das Mittagmahl einnimmt, sobald die Letztere, welche außer dem Hause Musikunterricht ertheilt, heimkehrt. Man sieht es dem Aeußeren der alten Dame ebenso wie der ganzen Einrichtung ihrer Häuslichkeit an, daß sie aus besseren in bescheidenere Verhältnisse gedrängt worden ist, daß die Sorge, die das Schicksal ihrem Alter auferlegt, sie vielleicht drückt, aber nicht beugt. Wohl mögen die werthvolleren Raritäten, welche der verstorbene Doktor Habel hinterlassen, nach und nach verkauft worden sein, es sind aber noch genug von

diesen alterthümlichen Dingen, welche die kostspielige Liebhaberei und Wohlhabenheit des Verblichenen bekunden, zum Schmucke der Wohnstube vorhanden. Die alten, aber wohl erhaltenen Möbel sind überladen mit allerlei seltenen und seltsamen Dingen, mit chinesischen und japanischen Nippessachen, Federn von Vögeln, Antiquitäten u. s. w., an den Wänden hängen vergilbte Radirungen und Kupferstiche, man sieht, daß Frau Habel aufbewahrt, was ihrem Gatten lieb gewesen, und die unendliche Mühe nicht scheut, alle diese Dinge in den beschränkten Räumen sauber und staubfrei zu erhalten.

Im Begriff, das weiße Linnen über den Tisch zu breiten, hört sie den Klang der Glocke. Sie eilt nachzusehen, wer da ist, und eine helle Röthe flammt über ihr Antlitz. Es ist der Hauswirth, der sie aufsucht. Am gestrigen Tage war der Miethzins fällig, sie hat denselben noch nicht berichtigen können, da man an mehreren Stellen es versäumt, ihrer Tochter das fällige Honorar auszuzahlen, aber der Wirth hatte ihr bei früherer Gelegenheit ein- für allemal gesagt, sie solle sich darüber keine grauen Haare wachsen lassen, wenn sie einmal nicht pünktlich zahlen könne, er werde deshalb sich mit einer so stillen und ordentlichen Mietherin nicht entzweien.

Die Nachsicht des Hauswirthes nahm dem Gefühl, ihren Verbindlichkeiten nicht nachkommen zu können, keineswegs das Peinliche; aber andererseits war es Bertha Habel nicht möglich, ihre vornehmen und wohlhabenden Schülerinnen an das fällige Honorar anders zu mahnen, als durch Ueberreichen ihrer Rechnung, vergaßen deren

Eltern alsdann, sofort Zahlung zu leisten, so mußte sie warten, bis man sich ihrer Forderung erinnerte.

Der Wirth kam in Begleitung eines anderen Herrn, er hatte wohl nicht die Absicht, sie zu mahnen, aber Frau Habel fühlte, daß sie ihm ein Wort der Entschuldigung sagen müsse, und die Scham machte sie erröthen.

„Verzeihung, Frau Doktor," sagte der Wirth, „aber ich muß Sie stören. Dieser Herr bittet Ihre Räume besichtigen zu dürfen, er will das Haus kaufen."

Der etwas korpulente Begleiter des Wirthes hatte sich den Schweiß von der Stirne getrocknet, das Treppensteigen war ihm schwer gefallen. Er schien überrascht zu sein, im vierten Stock eine Dame von so würdigem, man konnte sagen vornehmem Aeußeren zu finden, sein Befremden stieg, als er die Einrichtung sah und die Antiquitäten, die er mit Kenneraugen musterte, sein Interesse fesselten.

„Das sind ja kleine Schätze," sagte er, „das ist eine echte etruskische Vase — ah — und das ist ein Rembrandt!"

„Mein seliger Mann ist viel gereist," versetzte Frau Habel, „er gab viel Geld für seine Sammlungen aus."

„Das glaube ich gern. Es ist sehr hübsch bei Ihnen," fuhr der Fremde fort, sich mit sichtlichem Behagen umschauend, „und wie ist das Alles so sauber und wohnlich hergerichtet, der Duft, der aus Ihrer Küche dringt, Frau Doktor, macht mir Appetit."

Die Neugierde, mit welcher der Fremde Alles musterte, und sogar in der Küche mehr Interesse für den Inhalt des blank gescheuerten Topfes auf dem Herde, als für die

bauliche Einrichtung zu verrathen schien, hätte einen unangenehmen Eindruck gemacht, wenn man es dem Herrn nicht angesehen, daß er so sprach, wie er fühlte, daß es ihm hier außerordentlich zu gefallen schien.

Plötzlich wandte er sich zum Wirthe und flüsterte diesem einige Worte zu, welche denselben zu überraschen, zu befremden schienen, der Wirth zögerte einen Moment mit der Antwort, als zweifle er, ob der Fremde scherze oder im Ernste rede, der Fremde wiederholte jedoch seine Bitte und er verneigte sich.

„Wie Sie wünschen," sagte er halblaut, „wir besichtigen dann zu anderer Zeit den Boden, ich erwarte Sie in meiner Wohnung."

Frau Habel sah mit Befremden, daß der Wirth Miene machte, sich zu entfernen, während der Fremde sich nicht anschickte, sie ebenfalls zu verlassen.

„Gestatten Sie mir, einige Fragen an Sie zu richten?" fragte der dicke Herr Frau Habel, während der Wirth sich entfernte.

Frau Habel verneigte sich erröthend, der Gedanke trat ihr nahe, daß der Hauskäufer vielleicht eine Kündigung oder Steigerung des Miethzinses mit ihr besprechen wolle.

„Verehrte Frau Doktor," begann der Fremde, den angebotenen Sessel annehmend, „gestatten Sie mir, ohne alle Umschweife zu reden. Ihr Hauswirth hat mir gesagt, daß Sie hier seit fünf Jahren wohnen, daß Sie gewiß sehr ungern ausziehen, daß Ihre Lage keine besonders günstige —"

„Mein Herr," unterbrach ihn Frau Habel, deren Antlitz in Scham erglühte, „es ist sehr unzart, mir das zu sagen. Ich werde noch heute meinen Miethzins berichtigen und nie wieder von der Erlaubniß Gebrauch machen —"

„Sie haben mich falsch verstanden," rief der Fremde, „ich wollte Ihnen gewiß nichts Verletzendes sagen."

Ein junges Mädchen trat ein. Ihr hübsches Antlitz war hoch geröthet, sie hatte jedenfalls genug von dem Wortwechsel gehört, um zu errathen, um was es sich handelte.

Der Fremde betrachtete das junge Mädchen mit Wohlgefallen, indem er sie begrüßte.

„Es ist mir lieb," sagte er, „daß Sie kommen, Fräulein Habel. Ich habe von Ihnen Gutes gehört. Sie helfen mir vielleicht, Ihre Frau Mutter für eine Bitte günstig zu stimmen, die ich derselben vortragen wollte."

„Der Herr will das Haus kaufen," sagte Frau Habel zu ihrer Tochter, die befremdet den dicken Herrn anstarrte. „Herr Wandock hat sich bewogen gefunden, ihm mitzutheilen, daß wir arm sind und von seiner Nachsicht Gebrauch gemacht haben."

„Ich weiß nicht, von welcher Nachsicht Sie reden," nahm der Fremde das Wort, „hier waltet ein Mißverständniß, Herr Wandock hat mir nur Rühmenswerthes von Ihnen gesagt. Ich war ungeschickt, zu erwähnen, daß er mir Auskunft über Ihre Lage gegeben, aber ich mußte das auf irgend eine Weise andeuten, um Ihnen meine Bitte zu erklären. Haben Sie die Güte,

mich zu Ende zu hören, Sie werden dann anders urtheilen. Ich bin Wittwer, habe nur einen erwachsenen Sohn, für den ich mein Geld anlege, wenn ich jetzt, wo die Häuser billig sind, ein Grundstück erstehe. Ich wollte, da die Mauern dieses Hauses stark sind, mich umsehen, ob sich vielleicht noch ein Stockwerk aufsetzen läßt, es würde dann nöthig sein, daß Sie auszögen, Frau Doktor, und so kam es, daß Herr Wandock von Ihnen sprach und sein Bedauern äußerte, Sie in Ihrer Ruhe zu stören. Als ich nun hier eintrat und Alles so behaglich und sauber fand, da kam mir eine Idee. Ich muß noch erwähnen, daß mir eine Schwester die Wirthschaft führt, eine alte Dame, die sehr launenhaft und kränklich ist, sie muß sich Dienstleute halten, die, wenn sie etwas taugen, ihre Launen nicht vertragen, sonst aber Alles zu Grunde gehen lassen. Ich bin reich und beneide Sie um Ihre Häuslichkeit, ich könnte es besser haben, aber ich müßte mich dann von meiner alten Schwester trennen, und das will ich ihr nicht zu Leide thun. Da kam mir der Gedanke, daß vielleicht uns Beiden zu helfen sei. Verzeihen Sie, wenn mein Vorschlag etwas Verletzendes für Sie haben sollte, ich versichere, er ist gut gemeint, es ist ja auch nur eine Idee, die ich Sie bitte, in Erwägung zu ziehen. Ich wollte, wenn ich das Haus kaufe, die Parterrewohnung für mich nehmen, die im ersten Stock ist mir zu groß. Gesetzt aber, es paßte Ihnen, gegen freie Wohnung mich und meine Schwester in Pension zu nehmen, so beziehe ich die Beletage, gebe Ihnen zwei Zimmer und Küche, Sie halten dafür meine Wohnung in Stand, ich wohne

gewissermaßen bei Ihnen, zahle Pension für den Hausstand, Sie nehmen sich Dienstboten, die ich bezahle."

Die gutmüthig offene Art, mit welcher der Fremde seine Idee ausmalte, gab diesem eigenthümlichen, überraschenden Vorschlage etwas, was Frau Habel veranlaßte, ihr Lächeln über die originelle Zumuthung des ihr wildfremden Herrn zu unterdrücken und den Vorschlag ernsterer Erwägung werth zu halten.

Das Peinliche des Gedankens, man biete ihr vielleicht ein Almosen in versteckter Weise, schwand, als er schilderte, wie unbehaglich ihm seine Häuslichkeit sei, und es machte einen sympathischen Eindruck, daß er mit großer Liebe an seiner Schwester zu hängen schien, obwohl er dieselbe sehr ungünstig schilderte.

„Ihr Vorschlag," versetzte Frau Habel, während Bertha das Vorgehende noch nicht zu fassen schien, „zeigt so deutlich den Charakter einer Ihnen plötzlich gekommenen Idee, die Sie selber noch nicht in ihrer Tragweite erwogen haben, daß ich Sie bitten möchte, erst das Letztere zu thun, und vor Allem die Sache mit Ihrem Fräulein Schwester zu besprechen, ehe Sie verlangen, daß ich mich darüber äußere oder sie in ernste Erwägung ziehe."

„Meine Schwester," versetzte der dicke Herr, „wird sich fügen, sie muß es einsehen, daß es so, wie jetzt, nicht länger geht — ich würde, wenn Sie nein sagen, ein Vorhaben ausführen, das ich schon beschlossen, und mir eine Haushälterin engagiren. Die Idee, die ich Ihnen vorgetragen, muß ihr annehmbarer erscheinen, denn ich würde nicht dulden, daß sie meiner Haushälterin ihre Launen

zeigt, einer Wirthin gegenüber steht sie von vornherein anders da, und wenn Sie Ihren Dienstboten sagen, daß die Dame infolge von Krankheit und Schmerzen reizbarer Natur ist, so werden dieselben sich anders verhalten, als wenn die Kranke in der Lage ist, ihnen den Dienst zu kündigen. Was mich betrifft, so bedarf es keiner Ueberlegung. Herr Wandock hat mir das Beste von Ihnen erzählt, und was ich sehe, das flößt mir den sehnlichen Wunsch ein, meinen Haushalt unter Ihrer Obhut zu sehen. Es ist so gemüthlich, so behaglich bei Ihnen, es ist Alles so sauber, ich wollte, ich könnte Ihr Mittagmahl theilen, ich muß in eine Restauration gehen, wenn ich mit Appetit essen will. Die eine Köchin läßt Alles anbrennen, die andere ist nicht sauber, die dritte macht Alles zu fett oder versalzt das Essen, und keine bleibt länger als vier Wochen."

„Dann haben Sie es freilich immer sehr unglücklich getroffen," lächelte die Wittwe. „Sie sprachen von einem erwachsenen Sohn. Lebt derselbe in Ihrem Hause?"

„Nein, Frau Doktor, der hat's besser wie ich. Er wohnt Chambre garnie in der Nähe des Geschäftes, in welchem er angestellt ist, denn er muß pünktlich seine Aufwartung haben, und die findet er bei mir nicht. Es wird bei mir alle Tage schlimmer. Ich muß mir schon deshalb ein eigenes Haus kaufen, um es meiner Schwester plausibel zu machen, daß ich eine Haushälterin brauche, die auf Ordnung sieht. Ich bitte Sie, überlegen Sie meinen Vorschlag. Ihre Selbstständigkeit ist unter allen Umständen gewahrt, ich will Ihnen dieselbe in jeder Weise

verbürgen. Ich ziehe mit meinen Möbeln zu Ihnen, Sie sind die Wirthin, Ihren Anordnungen muß sich in Bezug auf Säubern der Wohnung auch meine Schwester fügen. Wir zahlen Ihnen Pension, wenn Sie die Güte haben wollen, für uns kochen zu lassen, und das wird Ihnen schwerlich Mühe machen, denn ich sehne mich nach einfacher, schmackhafter Kost, meiner Schwester ist eine karge Diät vorgeschrieben. Es soll Sie nicht verletzen, es soll Ihnen meine Bitte nur annehmbarer erscheinen lassen, wenn ich sage, daß ich Vermögen habe und Ihnen dadurch, daß Sie mir helfen, auch Ihren Haushalt erleichtern kann. Ich dächte, Sie könnten die Sache versuchen. Ich werde mir Ihre Antwort holen. Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag, stellen Sie Bedingungen, welche Sie für alle Fälle sichern, aber weisen Sie mich nicht ohne Weiteres ab."

Damit erhob sich der Fremde. Er reichte nicht nur der Frau Doktor, sondern auch Bertha seine Hand, er hatte das junge Mädchen, während er sprach, mit freundlichem Wohlwollen betrachtet. Er entfernte sich, ohne daß er seinen Namen gesagt und ohne Frau Habel Zeit zu lassen, danach zu fragen. Mutter und Tochter schauten einander fragend an, Keine schien ihre Ansicht über das seltsame Ereigniß zuerst äußern zu wollen.

„Wer war der Herr?" fragte Bertha endlich, das Schweigen brechend.

„Ich kenne ihn nicht," antwortete die Mutter. „Herr Wandock führte ihn her und sagte, er wolle das Haus besehen, um es zu kaufen. Er sah nicht aus, als ob er

sich einen schlechten Scherz machen wollte, und doch scheint es unglaublich, daß ein wohlhabender Mann einer Fremden so ohne Weiteres das größte Vertrauen schenkt, als sei für Geld Niemand zu finden, der ihm die Wirthschaft führt und ihm ein schmackhaftes Essen kocht. Ich fürchte, es steckt irgend etwas dahinter, was mir noch räthselhaft ist."

Frau Habel warf einen forschenden Blick auf ihre Tochter, das Wesen derselben mußte für sie etwas Befremdendes haben, mußte Zweifel oder gar Unruhe erwecken, denn es mischte sich Argwohn in den Ausdruck dieses neugierig prüfenden, erwartungsvollen Blickes, als Bertha, anstatt zu antworten, sich mit sichtbar wachsender Verwirrung abwandte und in einem Notenheft blätterte, welches sie bei ihrem Eintritt aus der Hand gelegt.

„Hast Du Geheimnisse vor mir?" fragte sie im Tone des Vorwurfs. „Die Sache scheint Dir weniger räthselhaft zu sein, als mir. Du verstehst es, Gott sei Dank, noch schlecht, Komödie zu spielen. Sage mir die Wahrheit, Bertha. Du wußtest um diesen Besuch?"

Das junge Mädchen erröthete heftig, aber ihr Auge schaute klar, als sie die Frage verneinte. Sie ergriff, wie von mächtiger innerer Erregung getrieben, die Hand ihrer Mutter.

„Ich will Dir gestehen," sagte sie leise und mit bebender Stimme, „was ich auf dem Herzen habe, dann magst Du selber urtheilen; ich weiß noch nicht, was ich denken soll."

3.

Mutter und Tochter hatten stets im innigsten Verhältniß gelebt, nur Eines hatten Beide sich gescheut, der Anderen in voller Klarheit mitzutheilen, das war die Schwere der Sorge, die das Herz Beider bedrückte. Die Mutter hatte geglaubt, es Bertha verheimlichen zu können, daß sie mit zitternder Angst der Zukunft entgegensah, denn der Rest ihres kleinen Vermögens war trotz aller Sparsamkeit allmählig aufgezehrt worden und manche kleine Kostbarkeit hatte sie schon verkauft, um die Wirthschaftskosten zu bestreiten. Sie schwieg darüber, denn sie fürchtete, Bertha strenge ihre Kräfte schon mehr an, als es ihrer Gesundheit zuträglich. Bertha wiederum verheimlichte es ihrer Mutter, daß ihre Hoffnungen sich mit jedem Tage trüber gestalteten. Sie hatte gedacht, durch Fleiß und Eifer es dahin zu bringen, daß man ihr höheres Honorar zahle, sie hatte der Mutter gesagt, daß sie, wenn sie sich erst einen Ruf als Lehrerin erworben, das Doppelte und Dreifache für die Unterrichtsstunde erhalten könne, aber sie hatte es verschwiegen, daß sie inzwischen erfahren, wie die Konkurrenz solche Hoffnungen zu eitlen Illusionen stemple, daß sie sogar schon zu niedrigerem Honorar Unterricht ertheile, nur um ihre Schüler zu behalten.

Beide wollten einander die Sorge für die Zukunft ersparen, aber ebenso gut, wie es Bertha nicht entgehen konnte, daß ab und zu ein Stück aus den Sammlungen des Vaters verschwand, und wie sie errieth, daß die

Mutter sie täuschte, wenn sie sagte, das Kleinod habe zu sehr im Wege gestanden, sei auch zu werthlos gewesen, um damit den schon beengten Raum zu füllen, ebenso vermochte sie ihre Mutter nicht zu täuschen, wenn sie immer weniger Geld nach Hause brachte und sagte, das Honorar da und dort sei ihr noch nicht ausgezahlt — die Hoffnung, mehr erwerben zu können, schlug fehl, und die Thatsache, daß die Einnahmen immer geringer wurden, ließ sich nicht wegleugnen.

Bertha hatte in letzter Zeit mehrmals Billets zur Oper anonym zugeschickt erhalten. Sie hatte gegen ihre Mutter die Ansicht ausgesprochen, dieselben seien das Geschenk einer wohlhabenden Schülerin von ihr, sie hatte mit ihrer Mutter dreimal von den Billets Gebrauch gemacht, ohne daß im Theater etwas geschehen wäre, was eine andere Erklärung hätte möglich erscheinen lassen, es hatte sie dort Niemand begrüßt oder eine Begegnung mit ihr gesucht. Gestern hatte sie abermals solche Billets erhalten, aber dieselben nicht benutzt, und Frau Habel hatte sich mit der Erklärung ihrer Tochter begnügt, von dem Geschenk ferner keinen Gebrauch machen zu wollen, bis der Geber sich nenne. Frau Habel mochte errathen, daß ihre Tochter einen Argwohn hege, der ihr die Annahme der Billets ferner nicht passend erscheinen lasse, sie hatte keine Frage gethan, heute aber, als das Wesen Bertha's ihr auffällig geworden, beschlich sie der Argwohn, Bertha habe eine Erklärung für das seltsame Anerbieten, mit dem man sie überrascht, die Verwirrung ihrer Tochter erweckte in ihr den Gedanken, Bertha ver-

schweige ihr ein Geheimniß, und sie erwartete daher mit großer Spannung die Erklärung ihrer Tochter.

„Du weißt, liebe Mutter," begann Bertha, deren Erregung verrieth, daß das Geständniß, welches sie ablegen wollte, ihr Herz berühre, „daß Fräulein Thekla Neuhaus insofern meine beste Schülerin ist, als sie mir den höchsten Honorarsatz zahlt, den ich überhaupt erhalte, daß sie sich zu mir auch freundschaftlich stellt und oft nur den Wunsch, daß ich etwas vortragen soll, zum Vorwand nimmt, mich an kleinen Soiréen theilnehmen zu lassen, die mir Zerstreuung gewähren. Ich bin in dem Hause des Herrn Kommerzienraths öfter einem jungen Manne begegnet, der im Geschäft des Herrn Neuhaus angestellt ist und von dem ich weiß, daß Fräulein Neuhaus ihn sehr gern sieht.

Der junge Mann," fuhr Bertha fort und ihre Stimme zitterte leise, „heißt Adolph Holzbrecher, er soll sehr wohlhabend sein, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch Herr Neuhaus und seine Frau es gern sähen, wenn er sich Thekla näherte, aber —"

„Nun — Du zitterst ja, Kind!"

Bertha zwang sich, ihre Erregung zu beherrschen. „Ich argwöhne," sagte sie mit gepreßter Stimme, „daß er es ist, der mir die Theaterbillets schickt."

„Ah! Du sagtest doch früher, Du hieltest Fräulein Neuhaus für die Spenderin."

„Ich glaubte es. In der letzten Soirée, der ich beiwohnte, mußte ich Arien aus der neuen Oper vortragen. Es wurde über die Oper gesprochen, man forderte mein

Urtheil über die Sängerin Bellini und ich mußte gestehen, daß ich dieselbe noch nie, geschweige denn in der neuen Oper gehört. Herr Holzbrecher stand in der Nähe, als ich auf die spitze Bemerkung eines Herrn, ich schätze die Bellini wohl zu gering, um etwas von ihr lernen zu können, antwortete, daß mir die Mittel überhaupt nicht zu Gebote ständen, mir solche Belehrungen zu verschaffen. Ich dachte aber, daß es Fräulein Thekla gewesen, die mir die Billets geschickt, wenn sie es mir gegenüber auch ableugnete. Vorgestern fragte sie mich schon in eigenthümlichem Tone, ob ich die Oper ‚Hernani' hören werde, die gestern gegeben werden sollte. Ich antwortete, das hänge nicht von mir, sondern von unbekannten Gönnern ab. Sie benahm sich darauf so kühl, machte so spitze Bemerkungen über diese Gönner, daß ich die Ueberzeugung gewann, sie sei es nicht, die mir die Billets schicke, und wir ließen sie gestern auf meinen Wunsch unbenutzt. Thekla vergaß es vorgestern zum ersten Male, mir das monatliche Honorar hinzulegen. Als ich gestern zu ihr kam, war ihre erste Frage, wie ich mich in der Oper amüsirt. Der versiegelte Brief, in dem jedesmal das Honorar eingeschlossen ist, lag auf dem Flügel, sie bot mir aber den Sessel am Klavier nicht an, ihr ganzes Wesen war auffällig. Ich sagte ihr, daß ich wieder Billets erhalten, aber dieselben nicht benutzt hätte, denn seit ich zweifeln müßte, daß sie die Geberin, müsse ich die Gabe eines unbekannten Spenders zurückweisen; da wurde sie freundlicher, aber wie es schien, nur um mich auszufragen, ob ich nicht ahne, wer der Spender sei, denn sie traute meiner Be-

theuerung nicht und erklärte mir urplötzlich, sie bedaure, die Stunden nicht fortsetzen zu können, sie werde es mich wissen lassen, wenn sie wieder freie Zeit dazu habe."

„Auch das noch!" murmelte Frau Habel mit einem Seufzer.

„Mache Dir deshalb keine Sorge," rief Bertha, der Mutter die grauen Locken streichelnd. „Sie zahlte mehr als Andere, aber ich habe bei ihr auch die doppelte Zeit versäumt. Ich wähnte, es sei freundschaftliches Interesse für mich, was sie bewog, mich in ihren Familienkreis zu ziehen, jetzt aber würde ich darüber erröthen, von ihr etwas anzunehmen, sie hat mich abgefertigt wie eine Bettlerin. Als ich das Haus verließ, trat Herr Holzbrecher aus der Thüre des Comptoirs. Er schien mich anreden zu wollen, er grüßte ehrerbietiger als je, ich argwöhne, er ahnt, was vorgegangen. Aber ich war nicht in der Stimmung, mit ihm zu sprechen. Ich komme hieher und sehe einen Herrn, dessen Gesicht sehr an Herrn Holzbrecher erinnert. Er macht Dir ein Anerbieten, welches uns aus drückender Lage befreien kann —"

„Wie?" rief Frau Habel, Bertha unterbrechend, „verstehe ich recht, der Herr sprach von einem Sohne, der hier in einem Geschäft arbeitet, Du meinst, er sei der Vater des jungen Mannes, von dem Du mir erzählt?"

„Es ist mir, als könne es nicht anders sein. Ich hörte es schon von Fräulein Neuhaus, daß der Vater des Herrn Holzbrecher ein prächtiger alter Herr sei, der unter dem Pantoffel einer alten zänkischen Schwester lebe, mit der es kein Mensch aushalte."

Frau Habel schaute ihre Tochter befremdet an. Es lag ein Widerspruch darin, daß Bertha sich über das Anerbieten des alten Herrn zu freuen schien und doch zu verstehen gegeben hatte, daß Fräulein Neuhaus in einer Laune der Eifersucht mit ihr gebrochen. Oder hatte Bertha die Hauptsache verschwiegen, daß Thekla Neuhaus Ursache zur Eifersucht habe, daß Bertha in dem Vorschlage des alten Holzbrecher die Gelegenheit einer erwünschten Annäherung sah?

„Ich verstehe Dich nicht," sagte sie. „Kannst Du es billigen, daß der Bewerber um Fräulein Neuhaus Dir anonym Theaterbillets sendet, willst Du den Argwohn der Dame noch mehr reizen, indem Du mir zuredest, dem alten Holzbrecher die Wirthschaft zu führen, oder hast Du Dich etwa mit dem jungen Holzbrecher schon verständigt?"

„Mutter!" rief Bertha erröthend, „was denkst Du! Und doch — Du hast Recht. Das habe ich nicht bedacht, daß ein solcher Argwohn entstehen kann. Sieh, ich dachte im Gegentheil, Fräulein Neuhaus recht tief zu beschämen, wenn ich sie davon überführen könne, daß sie mir Unrecht gethan. Ja, Du hast Recht, sie würde das Schlechteste glauben, sie wäre im Stande, sich mit Herrn Holzbrecher zu entzweien, obwohl sie ihn, wie ich glaube, von Herzen liebt. Aber sieh', Herr Adolph Holzbrecher hat mir nur aus Theilnahme die Billets geschickt und gewiß nicht gedacht, daß Jemand das mißverstehen könne. Wer sollte auch glauben, daß er auf eine arme Lehrerin den Blick werfen könne, den das schöne, stolze, reiche Fräulein Neuhaus gefesselt hat. So etwas konnte doch nur ein so hoch-

müthiges Wesen wie Thekla argwöhnen, die mir nicht gönnt, daß ihr Erwählter einem armen Mädchen eine Freude bereitet. Es hat ihm leid gethan, daß ich Genüsse entbehren muß, die für reiche Leute kaum noch etwas Besonderes haben, für mich aber gleichzeitig eine Schule zur Fortbildung sind."

Bertha schilderte mit diesen Worten Thatsachen nach einer Auffassung, die sie bisher ohne weitere Prüfung gehegt; aber es war unverkennbar, daß ihr, schon während sie die Schilderung entwarf, Alles in anderem Lichte erschien, daß Gedanken sie bestürmten, welche sie an dem, was sie als Ueberzeugung aussprach, zweifeln ließen. Der forschende Blick der Mutter steigerte denn auch die Verwirrung, die sich ihrer bemächtigte, es war ihr, als frage das Auge der Mutter, ob sie die Wahrheit spreche, und sie fühlte sich dabei ertappt, daß sie, ohne es zu wollen, etwas geleugnet habe, was sie jetzt plötzlich wie eine Last auf ihrem Gewissen fühlte. In ihren Worten: „Wer sollte glauben, daß er den Blick auf eine arme Lehrerin werfen könne," hatte sich schon der Kampf verrathen, den ein plötzlich auftauchender Gedanke in ihrem Inneren heraufbeschworen, sie konnte jetzt, als sie geendet, der Mutter nicht in's Auge sehen.

Frau Habel lächelte schmerzlich. Sie kannte das Herz ihrer Tochter und sie hatte für das seltsame Benehmen derselben keine andere Erklärung als die, daß Bertha eine Neigung, welche ihr Herz beschlichen, niedergezwungen, daß Bertha, um die Lage ihrer Mutter verbessert zu sehen, den schweren Kampf nicht scheute, der ihrem Herzen im-

mer wieder bevorstand, wenn sie, anstatt zu versuchen, den jungen Mann zu vergessen, jeder Begegnung mit ihm auszuweichen, sich täglich dadurch an ihn erinnern ließ, daß sie dabei half, dem Vater desselben das Hauswesen zu leiten.

Es war für die Mutter ein Stich in's Herz, erfahren zu müssen, daß die erste Neigung ihrer Tochter eine unglückliche, daß das Schicksal, welches derselben so Schweres auferlegt, auch von ihrem Herzen forderte, beim ersten Traume schon Entsagung zu üben. Um so ernster aber war der Vorschlag des alten Holzbrecher zu prüfen. Wußte der alte Herr, daß sein Sohn Theilnahme für die arme Lehrerin empfunden, hatte er vielleicht von ihm den ersten Wink erhalten, daß er Gelegenheit habe, die Erfüllung seiner Wünsche in Bezug auf Aenderung seines Hauswesens mit einer Wohlthat verbinden zu können, dann war es erklärlich, daß der dicke Herr sich so rasch entschlossen, der Frau Habel seinen Antrag zu machen. Dann aber war es auffällig, daß Herr Holzbrecher des Umstandes, daß sein Sohn Bertha kenne, nicht Erwähnung gethan. Hatte dagegen nur ein sehr merkwürdiger Zufall gewaltet, wußte der alte Holzbrecher nichts davon, daß sein Sohn über Bertha Auskunft geben konnte, so war es zweifelhaft, ob er unter solchen Umständen sein Anerbieten nicht zurücknahm, es konnte von der Familie des Fräulein Neuhaus eigen gedeutet werden, wenn der alte Holzbrecher in dem Momente Frau Habel und ihrer Tochter eine Art von Versorgung anbot, wo Thekla Neuhaus Eifersucht gegen Bertha verrathen.

Frau Habel deutete ihrer Tochter diese Bedenken an. „Ich werde vor Allem," sagte sie, „meine Entscheidung davon abhängig machen, ob Herr Holzbrecher gewußt, daß sein Sohn Dir ein gewisses Interesse gezeigt hat oder nicht; wußte er das und verschwieg er diesen Umstand absichtlich, so hat der junge Mann wissentlich oder nicht Deinen Ruf gefährdet, dann glaubt Holzbrecher eine unüberlegte Handlung desselben gutmachen zu müssen, dann ist die Eifersucht des Fräulein Neuhaus begründet und die Uebersendung von Theaterbillets von Seiten des jungen Mannes hat einen anderen Charakter als Du ahnst. Armes Kind, Du kennst die Menschen noch nicht, am wenigsten diese reichen, verwöhnten jungen Leute, doch ich will noch kein bitteres Urtheil fällen, ich kann mich täuschen."

Bertha starrte ihre Mutter an, als wolle sie aus deren Blicken lesen, was die Lippe verschwieg, und instinktmäßig errieth sie, daß es ein böser Argwohn war, den ihre Mutter gegen Adolph Holzbrecher gefaßt. Jetzt mußte sie dem Herzen Luft machen, jetzt vermochte sie nicht mehr zu verbergen, was wie eine glühende Flamme ihr ganzes Denken und Fühlen durchleuchtet. Sie warf sich an die Brust der Mutter. „Nein," rief sie, „Du darfst auch kein hartes Wort sagen, Du thätest ihm Unrecht. Ich will darauf schwören, daß er es gut mit mir gemeint, daß ihm nichts ferner lag, als der Gedanke, mir schaden zu können. Ich sah es ihm heute an, daß er wußte, was oben vorgefallen, daß er mir ausdrücken wollte, welche Theilnahme er für mich empfinde. Wahrscheinlich hat

Fräulein Neuhaus ihm auch keinen Glauben geschenkt, sie ist so leidenschaftlich, daß sie im Zorn auf keine Vorstellungen hört. Wenn Herrn Holzbrecher ein Vorwurf trifft, so ist es nur der, daß er es dem Fräulein nicht früher gesagt hat, daß er mir Billets geschenkt, daß er das heimlich that, aber er hat wohl gedacht, ich würde die Billets von ihm nicht annehmen."

„Du sprichst den Vorwurf aus," lächelte Frau Habel, „den weniger harmlose Naturen als Du nicht so leicht nehmen können, und weil er gerecht ist, müssen wir mit um so größerer Vorsicht dafür sorgen, daß Fräulein Neuhaus keine neue Nahrung für ihren Argwohn erhält. Nähme ich das Anerbieten des alten Herrn Holzbrecher an, so würde Fräulein Neuhaus sich bei jedem Besuche, den der Sohn dem Vater macht, Arges denken."

Bertha schlug erröthend das Auge nieder, sie fühlte, daß die Mutter Recht habe, hier war kein Widerspruch möglich.

4.

Herr Franz Holzbrecher hatte bei Schilderung seiner häuslichen Leiden durchaus nicht übertrieben. Wer keine Sorgen hat, sagt das Sprichwort, der schafft sich welche, jeder Mensch hat auf Erden sein Päckchen zu tragen, und es ist nichts thörichter, als einen Andern zu beneiden, denn wir wissen ja nicht, was ihn drückt und quält, was ihm das scheinbare Glück versalzt.

Herr Holzbrecher gehörte zu den Menschen, die Jeder beneidet, von denen man sagt, es sei ihre eigene Schuld, wenn sie eine Sorge drücke. Er war gesund, wohlhabend, die Wunde, welche ihm der Verlust seiner Frau geschla-

gen, war im Laufe der Jahre vernarbt, sein Sohn machte ihm Freude, er hatte das Naturell, sich mit Jedem zu vertragen, sich leicht zu amüsiren, er war Gourmand und hatte die Mittel, sich Delikatessen zu kaufen — ihm fehlte also nichts, und wenn er vertrauten Freunden erklärte, er halte das Leben, das er in seinem Hause führe, nicht länger aus, so lächelte man darüber, er konnte es ja ändern, er war ja sein freier Herr.

Dem ist jedoch nicht so, der Mensch ist nie sein freier Herr, er ist nicht nur der Sklave seiner Gewohnheiten, er ist auch der Sklave seiner Fehler und — seiner Tugenden. Die letzte Bemerkung mag paradox klingen, aber hier kam sie zur Geltung. Geschwisterliebe ist eine Tugend, und dieselbe besaß Holzbrecher in so hohem Grade, daß er ihr schweres Joch wie ein Sklave trug. Es war ihm wie ein unantastbares Gesetz, wie ein Verhängniß, mit dem er verwachsen, daß er sich von seiner Schwester nicht trennen dürfe, daß er ihre Launen ertragen müsse. Minna Holzbrecher war verwachsen, sie hatte als Kind an der englischen Krankheit gelitten, sie war ein unglückliches Wesen geblieben, doppelt unglücklich, weil sie stets durch Liebe verwöhnt, dieselbe nie schätzen gelernt, und der Neid auf Glücklichere sie boshaft gemacht hatte. Sie verschuldete es, wenn die Ehe Holzbrecher's oft getrübt worden, aber seit dem Tode der Frau Holzbrecher waren ihre schlimmen Eigenschaften erst ganz und voll zu Tage getreten, da hatte die Besorgniß, ihr Bruder könne wieder heirathen und ihr das Hausregiment nehmen wollen, sie auch argwöhnisch gegen diesen gemacht.

Holzbrecher entschuldigte jede reizbare Laune der Schwester mit dem theilnehmenden Mitleid, das er für die Unglückliche fühlte, er sah selbst über Bosheiten und Härten, die sie verübte, hinweg, er beklagte es, daß er keine Dienstleute fand, die ebensolche Nachsicht übten wie er, er ahnte nicht, daß, wenn er einmal mit einer guten Köchin oder einem freundlichen Dienstmädchen zufrieden war, Minna's Argwohn schon rege wurde, er könne derselben, um sie an sich zu fesseln, Rechte einräumen, die ihr zu nahe traten, könne vielleicht auf den Gedanken kommen, seine Wirthschaft von der ihrigen zu trennen.

Holzbrecher war ein Mann der Gewohnheit, er liebte die Häuslichkeit und besuchte nur bestimmte Lokale zu festgesetzten Stunden, um im Kreise alter Freunde dem Gaumen und der Kehle außergewöhnliche Genüsse zu bieten. Es wäre ihm indessen unerträglich gewesen, die regelmäßigen Mahlzeiten in einem Restaurant zu nehmen, den Genuß der Pfeife im behaglichen Schlafrock nach Tische zu entbehren, lieber nahm er mit dem vorlieb, was seine Schwester bot. Minna kochte gut, aber ihr leidender Zustand machte es ihr oft Wochen hindurch unmöglich, die Küche zu betreten, und dann kamen die unglücklichen Tage für den armen Rentier, dann hörte er die Schwester keifen, dann ward ein Mädchen entlassen, weil sie zu viel Zuthaten gebraucht, oder, wie Fräulein Minna sagte, „gestohlen", die Andere wurde weggejagt, weil sie das Essen mit wenigen Zuthaten nicht schmackhaft bereiten konnte.

Es war dem gutmüthigen Herrn entsetzlich, das stete Gezänk zu hören und zu sehen, daß sich kaum noch Dienst-

boten für sein Haus finden ließen. Schlechte Dienstboten ruinirten seine schönen Sachen, beschädigten sogar die Rahmen seiner kostbaren Bilder mit dem Besen, zerbrachen ihm seltene Porzellane, es war fast zum Verzweifeln, aber er hatte nicht den Muth, der Schwester die Wahrheit zu sagen, er fürchtete sich vor ihr. Wenn sie mit ihm grollte, ging Alles verkehrt, da schwand der Rest der Behaglichkeit, den er noch im häuslichen Leben fand.

Der Entschluß, diesem Unwesen ein gewaltsames Ende zu machen, konnte bei seiner Schwäche erst reifen, als er ein Mittel gefunden, Minna von der Nothwendigkeit des Engagements einer Wirthschafterin auf andere Weise als durch Vorhalten ihrer Fehler zu überführen. Der Ankauf eines Hauses bot dazu den Vorwand, er konnte Minna sagen, daß er das Haus übernommen, um Hypotheken zu retten, er müsse aber Jemand haben, der die Hausordnung überwache, auf Sauberkeit und Ordnung sähe, dazu sei eine Frau geeignet, die dann gleichzeitig Minna die Sorge für die Wirthschaft abnehmen könne.

Das Haus war bald gefunden, Holzbrecher hatte eine Hypothek auf dem Grundstück Wandock's, und als er mit diesem darüber sprach, daß er das Haus nur kaufen könne, wenn er eine zuverlässige und ordentliche Frau finde, die er darin als eine Art Vice-Wirthin plaziren könne, hatte Wandock geäußert, wenn Frau Habel die Sache übernähme, könne er keine bessere Wirthin finden.

Holzbrecher war entzückt von dem Eindruck, den Frau Habel und deren Häuslichkeit auf ihn gemacht, er wäre im Stande gewesen, Frau Habel seine Hand anzubieten,

wenn sie das als Bedingung ihres Jawortes gefordert hätte, er fühlte, daß er jetzt die Kraft haben werde, seinen Willen auch gegen einen Protest Minna's durchzusetzen, ja, wenn sie sich nicht fügte, so wollte er Frau Habel ohne Weiteres einen Heirathsantrag machen.

Er war derart von den Gedanken und Plänen, die ihn beschäftigten, erregt, daß er zum ersten Male seit Jahren nicht nach Hause ging, um sein Mittagessen dort einzunehmen, sondern seiner Schwester durch einen Dienstmann die Mittheilung sandte, er sei behindert, sie solle nicht auf ihn warten. Er begab sich nach einer Restauration, wo — wie er wußte — sein Sohn um diese Zeit für gewöhnlich speiste, um denselben dort aufzusuchen und mit ihm über sein Vorhaben zu sprechen.

Adolph Holzbrecher war als Prokurist im Bankgeschäft des Kommerzienraths Neuhaus angestellt und wohnte in der Nähe des Geschäftslokals, wir haben angedeutet, daß er auch zur Familie seines Chefs in so nahe Beziehungen getreten war, daß Thekla Neuhaus sich schon berechtigt gefühlt, Eifersucht zum Ausdruck zu bringen.

Der geschäftliche und freundschaftliche Verkehr zwischen Herrn Neuhaus und einem jungen Manne, der in der Lage war, sich ein eigenes Geschäft gründen zu können, hatte es mit sich gebracht, daß dritte Personen früher als die Betheiligten selbst schon zwischen Thekla und Adolph ein Band geflochten sahen. Adolph hatte sich der schönen Tochter seines Chefs freundlich genähert, sie hatte ihn vor Anderen bevorzugt, aber er hatte noch keinen Antrag gestellt und nicht einmal durch Andeutungen verrathen,

daß er einem solchem Ziele nachstrebe. Diese Zurückhaltung hatte Fräulein Neuhaus vielleicht mißverstanden und für Schüchternheit gehalten, oder dieselbe hatte sie gereizt, eine Eroberung zu machen, genug, Adolph Holzbrecher war es erst heute klar geworden, daß er entweder als Bewerber um Thekla's Hand auftreten, oder den Verkehr abbrechen müsse, solle er nicht den Vorwurf der Leichtfertigkeit verdienen, den ihm heute Herr Neuhaus in zwar verblümter, aber doch ziemlich scharfer Weise gemacht hatte.

Der Prinzipal hatte ihn heute Morgen in sein Kabinet beschieden. „Lieber Holzbrecher," hatte er begonnen, „meine Tochter wird heute ihre Klavierlehrerin entlassen, wissen Sie vielleicht guten Ersatz? Meine Tochter," so hatte Neuhaus gesprochen, als Adolph's Ueberraschung und sein Erröthen ihm seinen Argwohn bestätigt, „kann mit keiner Person verkehren, welche Liebschaften unterhält."

„Herr Kommerzienrath! Ich bin überzeugt, Sie beleidigen eine Unschuldige."

„Es soll mir lieb sein, wenn ich mich irre. Ich mochte es Ihnen auch nicht zutrauen, daß Sie einer Person Theaterbillets schenken, deren Ruf Sie für zweifelhaft halten, aber ein anständiges Mädchen hätte von einem Unbekannten keine Billets angenommen."

„Ich dachte —" stotterte Adolph, „Fräulein Habel ein Vergnügen zu bereiten, ich wähnte, sie werde glauben, die Billets kämen von einer Schülerin — von Ihrem Fräulein Tochter —"

„Herr Holzbrecher, hätten Sie meiner Tochter den Wunsch ausgesprochen, ihrer Lehrerin eine Freude zu machen, so wäre das etwas Anderes gewesen, aber Sie thaten es ohne Zustimmung meiner Tochter und geben selbst zu, daß Sie die Absicht gehabt, Thella als Spenderin der Billets gelten zu lassen. Die Sache ist jetzt damit erledigt, daß Fräulein Habel mein Haus nicht mehr betreten wird, ich überlasse es Ihnen, sich bei meiner Tochter zu entschuldigen, wenn Sie das für nöthig halten."

Der Nachsatz, „wenn Sie das für nöthig halten," hatte etwas Verletzendes, Herausforderndes, das um so mehr wirkte, als der Ton des Kommerzienraths ein gereizter gewesen, und da Neuhaus mit diesen Worten das Gespräch abbrach, hatte Adolph den Eindruck, als habe man ihm andeuten wollen, daß er sich einem sehr kühlen Empfange aussetze, wenn er sich wieder in dem Familienkreise seines Chefs blicken lasse.

Es mußte Adolph's Gefühl empören, daß man Fräulein Habel für seine Handlungsweise verantwortlich machte, es war das eine Brutalität gegen die arme Lehrerin und eine Beschimpfung für ihn. Er wußte die Stunde, in welcher Bertha Habel heute zu ihrer Schülerin kam, und wollte sich zu Fräulein Neuhaus begeben, um in Gegenwart Bertha's sich als den allein Schuldigen zu bezeichnen, da kam die Lehrerin schon mit verstörten Zügen die Treppe herab, es war zu spät, das Unrecht, das sie bedroht, zu verhindern, er durfte es nicht einmal wagen, Bertha anzureden und sich zu entschuldigen, Neuhaus konnte hinzukommen und ihn darüber zur Rede stellen, daß

er Jemand im Hausflur festhalte, dem die Thüre gewiesen worden.

Wenn ein junger Mann Interesse für ein hübsches junges Mädchen fühlt, so harrt Amor nur auf eine günstige Gelegenheit, das Herz mit seinem Pfeile zu treffen, in jedem Augenblick kann das Opfer dem Liebesgott schußgerecht werden.

Adolph Holzbrecher hatte öfter Gelegenheit gehabt, Vergleiche zwischen der siegesbewußten, übermüthigen Thekla und dem sanften, bescheidenen Bilde Bertha's anzustellen — ward dort das Auge geblendet, so wurde hier die Theilnahme gefesselt. Bertha Habel war vielleicht schuld daran, daß Adolph Thekla näher zu treten suchte, dann aber auch daran, daß er gegen die zündenden Blicke Thekla's gewappnet blieb. Es gefiel ihm an Thekla und versöhnte ihn mit dem sonst so hochmüthigen Wesen derselben, daß sie die arme Lehrerin wie eine Freundin behandelte, er sagte sich, daß ihr Herz gut sein müsse, wenn sie sich das Vertrauen und die Freundschaft eines armen Mädchens zu erwerben suchte, während sie sonst sich oft unangenehm hochmüthig zeigte. Aber ohne daß er es ahnte, war es dann auch der Anblick dieses bescheidenen, anspruchlosen und doch so anmuthigen Wesens, das ihn hinderte, sich von dem Zauber Thekla's berauschen zu lassen.

Im Comptoir des Kommerzienraths konnte jedes Mitglied des Geschäfts sich Theaterbillets bestellen, der Comptoirdiener besorgte alsdann dieselben, so daß die Angestellten des Bankhauses besonders an Tagen, wo die Billets zur Oper rasch vergriffen waren, sich nicht selber zu be-

mühen brauchten, wenn sie den Abend im Theater zubringen wollten. Adolph hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, daß es ihm Jemand mißdeuten könne, wenn er etwas dazu beitrug, der im Hause seines Chefs so gern gesehenen Lehrerin den Genuß von Musikaufführungen zu erleichtern; er hatte das heimlich gethan, um sich die Annahme von Dankesworten zu ersparen, und je unschuldiger er sich fühlte, um so empörender war für ihn die Zurechtweisung, die Neuhaus ihm ertheilt, um so schnöder erschien ihm das Benehmen Thekla's, die ihre Freundin sofort verdammt und dieselbe in verletzendster Weise behandelt hatte.

Er fühlte, daß die einzige Antwort, die er hierauf geben könne, der völlige Bruch mit Neuhaus sein müsse. Der Gedanke, seine Stellung zu kündigen, beschäftigte ihn, und seltsamerweise fühlte er, daß es ihm keine Entsagung kosten werde, Thekla nicht mehr zu sehen, ja es war ihm, als fühle er sich von einem Drucke frei, nachdem er den Entschluß gefaßt, sein Vorhaben auszuführen.

Er setzte ein kurzgefaßtes Billet an den Kommerzienrath auf, in welchem er demselben seinen Entschluß mittheilte, und gab dasselbe dem ersten Buchhalter zur Aushändigung an Neuhaus, als er zur Mittagsstunde das Comptoir verließ, er hatte seiner Kündigung die Bitte beigefügt, der Herr Kommerzienrath möge sein Ausbleiben heute Nachmittag entschuldigen, er erwarte schriftlichen Bescheid.

Zu jeder anderen Zeit wäre Adolph äußerst überrascht gewesen, seinen Vater im Restaurant zu finden,

heute vermochte er kaum hinzuhören, als der alte Herr seine Mittheilung mit den alten Klagen über die Launen der Schwester einleitete, er ward erst aufmerksam, als sein Vater die Bemerkung machte, er, Adolph, werde ja auch wohl bald heirathen, und also gewiß nicht daran denken, wieder zu ihm, dem Vater, zu ziehen.

„Wie kommst Du darauf, Vater?“ fragte Adolph. „Ich denke nicht an's Heirathen.“

„Du denkst nicht daran? Was heißt das? Hast Dich wohl mit Deiner Angebeteten gezankt?“

„Ich weiß nicht, von wem Du redest!“ entgegnete Adolph, den Ueberraschten spielend, aber er erröthete doch.

„Ich denke, Du bewirbst Dich um Fräulein Neuhaus? Der Kommerzienrath machte neulich Anspielungen, als denke er schon an die Ausstattung seiner Tochter.“

„Ich habe weder einen Antrag gestellt, noch irgend etwas gesagt, was Jemand berechtigt, einen solchen zu erwarten; wie ich aber inzwischen den Charakter der Familie kennen gelernt habe, beneide ich auch Keinen, der sich mit ihr näher verbindet, ich habe übrigens Neuhaus auch meine geschäftliche Stellung gekündigt.“

„Das ist mir fatal. Zu mir kannst Du nicht ziehen, Adolph.“

„Ich weiß das, Vater. Aber was hast Du vor, daß Du diese Bemerkung besonders betonst?“

Holzbrecher schilderte, was er beschlossen, daß er die Hoffnung habe, eine Dame, die ihm außerordentlich gefalle, werde ihm die Wirthschaft führen. „Jeder ist sich selbst der Nächste,“ schloß er, „Du wirst es mir nicht

übel nehmen, wenn ich Alles daran setze, mir das Alter angenehmer zu machen. Geht es nicht anders, so heirathe ich Frau Habel — das heißt, wenn sie mich will."

„Habel? Habel heißt die Dame? Ist ihre Tochter Musiklehrerin?"

„Ja, aber was hast Du? Dein Gesicht glüht ja wie eine Kirsche!"

Adolph war keines Wortes mächtig, die überraschende Kunde hatte für ihn etwas Betäubendes. Sein Vater wollte der Mutter Bertha's die Hand bieten, Bertha sollte seine Schwester werden.

„Seit wann kennst Du Frau Habel?" stotterte er, als er sich ein wenig gesammelt.

Der alte Herr räusperte sich, die Frage machte ihn verlegen. „Seit heute," platzte er heraus, entschlossen, sich vom Sohne keine Vorstellung machen zu lassen, „aber ich habe nur das Beste von ihr gehört und ich vertraue meinem scharfen Blick. In solchen Dingen entschließe ich mich rasch, da kommt man mit Grübeln und Kritteln nicht vorwärts. Sei vernünftig, Adolph, es geschieht Dir dadurch kein Nachtheil —"

„Vater!" rief Adolph vorwurfsvoll.

„Auch das muß besprochen werden," plauderte der alte Herr weiter. „Sollte es dahin kommen, daß ich mich wieder verheirathe, so muß ich für meine Zukünftige sorgen, aber ich kann dazu etwas zurücklegen. Wenn Du Frau Habel sehen wirst, wirst Du finden, daß sie keine großen Ansprüche macht."

„Ich glaube das, Vater, wäre es aber anders, so hätte

ich doch kein Recht und auch nicht den Charakter dazu, dieses Thema mit Dir zu erörtern. Du bist Dein freier Herr. Aber ich kenne, wenn auch nicht die Frau Doktor, so doch ihre Tochter, und kann derselben nur wünschen, daß ihre Lage sich bessert."

„Du kennst Fräulein Habel?"

„Sie unterrichtete Fräulein Neuhaus, ich habe sie im Hause des Kommerzienraths kennen gelernt."

„Sie ist ein hübsches Mädchen und soll sehr brav, sehr tüchtig sein."

„Ja, das ist sie."

Holzbrecher's Laune ward immer rosiger, als er sah, daß der Sohn seinem Vorhaben nicht widerstrebte. Es näherten sich Bekannte Adolph's, man mußte das Thema abbrechen, Adolph versprach aber seinem Vater, der mit Unruhe daran dachte, daß ihm die schlimmste Auseinandersetzung noch bevorstehe, ihn im Laufe des Abends zu besuchen, und der dicke Herr erhob sich, den sauern Weg nach Hause anzutreten.

5.

Minna Holzbrecher war heute in besonders reizbarer Laune. Sie hatte in der Nacht davon geträumt, daß ihr die Zähne ausgefallen, es bedeutete für sie ein solcher Traum kommenden Aerger, und derselbe ließ nicht auf sich warten. Als sie, nachdem ihr Bruder ausgegangen, sich in die Küche begab, war die Köchin, obwohl es schon spät geworden, noch nicht vom Markt zurückgekehrt; sie benutzte die Gelegenheit, die Küche und die Schlafkammer der Köchin zu visitiren, sie fand einige Geräthe unsauber,

unter dem Kopfkissen der Köchin aber einen Roman aus der Leihbibliothek, den das Mädchen schon vorgestern hatte zurückgeben sollen, ferner unterm Bett ein tief herabgebranntes Licht, es schien erwiesen, daß die Köchin des Abends im Bette gelesen. Fräulein Holzbrecher, schon durch das lange Ausbleiben der Köchin gereizt, empfing dieselbe, als sie endlich kam, mit heftigen Vorwürfen, das Mädchen antwortete trotzig, Minna tobte und die Scene endete damit, daß die Köchin auf die Drohung, weggejagt zu werden, erklärte, sie wolle sogleich den Dienst verlassen, hier halte es ja Keiner aus, das wisse ja auch schon die Polizei. Das Mädchen packte ihre Sachen, Minna konnte sich nicht entschließen, das Wort, mit dem sie die plötzliche Kündigung angenommen, zurückzunehmen, sie fühlte sich kräf ig genug, heute selbst das Essen zu bereiten, und ließ das Mädchen gehen.

Die Zeit kam heran, wo Franz sonst immer zurückkehrte, es kam heute darauf an, daß er sich zur rechten Zeit nach dem Gesindebureau begab, einen Ersatz zu engagiren, und er zögerte mit der Heimkehr. Fräulein Minna ward immer ungeduldiger, da kam die Botschaft, sie solle ihn heute nicht erwarten, und was ihr unter anderen Verhältnissen schon auffällig, ungeheuerlich erschienen wäre, das erregte sie heute doppelt — der Bruder verleugnete die alte Gewohnheit, es mußte etwas ganz Besonderes passirt sein, daß er nicht zum Essen kam.

Das böse Gewissen sieht Gespenster. War ihm ein Unglück begegnet, das er ihr aus Schonung verschweigen ließ? Dann war sie hilflos, von Ungewißheit gemartert.

: nein, der Bote hatte gesagt, der Herr, der ihm das ɂ illet gegeben, sei ganz munter gewesen und in die Pferdebahn gestiegen. Der Argwohn war berechtigt, daß Franz sie rücksichtslos behandelte, und das konnte er nur wagen, wenn er den Entschluß gefaßt, ihr Joch abzuschütteln. Oft genug hatte er damit gedroht, hatte er ihr gesagt, er ertrage dieses Leben nicht, er werde es ändern. Machte er heute Ernst damit?

Seine Handlungsweise war grausam, herzlos, barbarisch. Er kannte ihren hilflosen Zustand. Wollte er sein Hauswesen ändern, so mußte er das vorher mit ihr besprechen, sie vorbereiten, für ihre Existenz sorgen. Irgend Jemand hatte ihn aufgehetzt, ihr diesen Streich zu spielen.

Sie malte sich das Bild ihrer Zukunft aus, wenn Franz sie sich selber überließ. Sie hatte kein Vermögen. Was Franz besaß, hatte er sich erworben; trennte er sich von ihr, so durfte sie ihm nicht einmal Haß zeigen, sie war auf seine Almosen angewiesen. Ja, Almosen, denn so lange sie ihm den Haushalt führte, gebührte ihr das Brod, das er ihr gab. Sie fluchte dem Schicksal, das sie krank und elend und abhängig gemacht, unendliche Bitterkeit erfüllte sie gegen den Bruder, der ihr jetzt plötzlich zeigte, daß er der Herr sei.

Ihre erregte Phantasie stellte ihr alle Möglichkeiten vor. Franz war reich, war gesund, er konnte noch eine Frau finden, nach seinem Erbe trachtete vielleicht eine Intrigantin, die ihn in ihr Netz gelockt. Eine hinterlistige Kokette hatte ihn vielleicht schon seit langer Zeit bearbeitet,

darum war er auch in letzter Zeit oft so empfindlich, so nachdenklich, so zerstreut gewesen. Und Adolph hatte vielleicht dabei geholfen. Adolph hatte schon dadurch, daß er unter dem Vorwande, näher bei seinem Geschäft wohnen zu müssen, das väterliche Haus verlassen, ihr einen bösen Streich gespielt. So lange er beim Vater gewohnt, hatten die Dienstboten länger ausgehalten, er hatte heimlich Trinkgelder gegeben, den Leuten oft gütlich zugeredet, seine Freunde hatten Leben in's Haus gebracht. Damals hatte ihr das nicht gefallen, als er aber fortgezogen, hatten die Leute gesagt, er habe es auch mit ihr nicht aushalten können. Vielleicht hatte er sich jetzt mit der Tochter seines Chefs verlobt und seinem Vater vorgeschlagen, zu ihm zu ziehen. Es war in jedem Falle etwas geschehen, was sie nahe anging, dieses Ausbleiben ihres Bruders war seltsam. Der böse Traum erfüllte sich.

Endlich hörte Minna die Korridorthüre gehen. Sie bebte in banger unruhiger Erwartung, in fieberhafter Erregung. Das Peinlichste war, daß sie ihm gerade heute schon wieder mittheilen mußte, daß sie ein Mädchen entlassen habe. Ungünstiger konnte es sich nicht treffen.

„Entschuldige, daß ich Dich heute im Stich gelassen," begann Franz, der beim Eintreten nur scheu und flüchtig den Blick auf sie warf, „aber wo ist Selma?"

„Fort. Du bist ja so vertrauensvoll, daß Du trotz meiner Bitten die Mädchen nicht kontrolirst. Selma hätte uns das Haus anzünden können. Ich fand ein niedergebranntes Licht unter ihrem Bett, und als ich ihr den Leichtsinn vorhielt, setzte sie mir den Stuhl vor die Thüre.

Man darf mir schon Alles bieten, wenn Du da bist, da kannst Du Dich nicht wundern, wenn ich in Deiner Abwesenheit Frechheiten ausgesetzt bin."

Holzbrecher hatte sich in einen Sessel niedergelassen, er nahm die Mittheilung ruhiger hin, als Minna das erwartet hatte. „Liebe Schwester," erwiederte er in auffällig sanftem Tone, „Du magst Recht haben, wenn Du sagst, daß die Nachsicht, die ich seit einiger Zeit übe, die Dienstboten dreister macht, aber ich wollte es einmal auf andere Weise versuchen, ob es nicht zu erreichen ist, daß ein Mädchen länger als vier Wochen bei uns bleibt. Ich mache Dir keinen Vorwurf, aber ich denke, Du mußt nun auch die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Dir die Gabe fehlt, Dich mit den Leuten richtig zu stellen. Unterbreche mich nicht," fuhr er fort, als sie gegen diese Ansicht protestiren wollte, „ich habe Dir etwas mitzutheilen. Ich bin wahrscheinlich gezwungen, ein Haus zu kaufen, wenn ich nicht meine darauf haftende Hypothek verlieren will. Ich muß alsdann Jemand haben, der die Ordnung im Hause aufrecht erhält, die Hauswirthin vertritt, und ich glaube, wir thun am besten, uns Jemand dazu zu engagiren, der gleichzeitig unseren Haushalt führt, Dir die Sorgen abnimmt, mit denen Du Dich quälst."

„Ah," rief Minna und es sprühte finster aus ihren Augen, „meine Ahnung täuschte mich also nicht. Du hast das Alles schon hübsch überdacht und vorbereitet und den Dienstboten deshalb ihren Willen gelassen, damit ich einsehe, daß ich untauglich bin, Deinen Haushalt zu leiten. Da ist ja Alles erklärt. Du warst zufrieden, daß

die Mädchen grob und frech gegen mich waren, hast sie vielleicht ermuntert, sich von mir nichts gefallen zu lassen. Hast wohl mit Herrn Adolph den schönen Plan berathen, der mich überflüssig macht? Wer ist denn die schöne Dame, welche mich ersetzen wird und die Gabe hat, mit frechen Personen sich zu verständigen?"

Holzbrecher störte die Schwester nicht darin, ihre Bitterkeit auszulassen, er hatte sich auf einen heftigeren Ausfall gefaßt gemacht, war auch an dergleichen gewöhnt und blieb daher ruhig. „Liebe Minna," sagte er, als sie geendet, „wir haben das Thema schon oft besprochen, wir einigen uns nicht darüber, ich sage Dir auch nochmals, daß ich Dir keine Vorwürfe machen will, aber ich erkläre Dir, daß ich diesmal unabänderliche Entschlüsse gefaßt habe und meinen Willen durchsetzen werde. Du sollst bequemer, angenehmer leben, als bisher, Du sollst nicht die geringste Ursache haben, mit der Aenderung, die ich vornehme, unzufrieden zu sein."

Minna lachte höhnisch auf. Die letzten Worte Holzbrecher's vermehrten ihre Wuth nur, sie sagte sich, der Bruder wolle sie durch solche Verheißungen nur beschwichtigen, sie nachgiebig stimmen, später werde er dieselben nicht halten, und selbst wenn er sie erfüllen wolle, es nicht können. War sie nicht mehr die Herrin im Hause, fühlte sich Holzbrecher behaglicher, wenn ihm eine Andere die Wirthschaft führte, so lag es nahe, daß er Alles daran setzen würde, Jene an sich zu fesseln, daß er bei einem Zwiste zwischen der Fremden und ihr die Partei der Fremden ergreifen würde. Minna wußte es, daß sie sich

schwer mit Jemand vertragen werde, am wenigsten aber mit einer Person, an die sie ihre bisherigen Rechte verloren, sie sah in dem Entschluß des Bruders den Anfang zu einem völligen Bruch mit ihr, sie sah sich schon im Geiste mit einem Almosen abgefunden oder gar in einer Anstalt für Sieche untergebracht.

Holzbrecher kehrte sich nicht an ihr Lachen, er nahm seinen Hut und erklärte, er werde auf's Dienstbotenbureau gehen. „Ich will hoffen," sagte er, „daß ich trotz des Rufes, in dem Du stehst, noch ein Mädchen finde, das in unseren Dienst zieht, aber ich erkläre Dir hiermit, daß es die letzte ist, die ich miethe. Ich werde mit ihr abmachen, daß sie nur mir den Dienst kündigen darf, daß ich allein das Recht habe, sie zu entlassen; hat sie eine gerechte Beschwerde über Dich, so werde ich sie für die Dienstleistungen behalten, deren ich bedarf, und es Dir überlassen, Dir eine andere Bedienung zu verschaffen. Ich hoffe, zum nächsten Quartal die neue Einrichtung in's Leben treten lassen zu können, bis dahin darf kein Dienstbotenwechsel vorkommen, ich gebe Dir mein Wort, daß es bei dem bleibt, was ich sage."

Damit verließ Holzbrecher das Gemach. Er hatte in diesem Tone noch nie zu seiner Schwester gesprochen, er war zuweilen wohl ärgerlich und heftig gewesen, aber er hatte nie eine Drohung mit solcher Bestimmtheit und Festigkeit ausgestoßen, als das heute geschah, Minna fühlte, daß es ihm Ernst sei, und wilde Wuth erfüllte sie gegen den Bruder und gegen die Person, deren Einfluß diese Veränderung bewirkt.

Es schellte an der Thüre, ein Dienstmann brachte einen Brief an Herrn Holzbrecher, dessen Adresse sichtlich von einer Frauenhand herrührte. Der Brief brannte Minna in den Fingern. Ihr Bruder erhielt nur selten Briefe, sie kannte fast alle Handschriften der Personen, die mit ihm korrespondirten, diese Handschrift war ihr fremd, ihr Auge heftete sich gierig auf das Billet, sie zweifelte kaum daran, daß es von der Dame herrühre, von der er gesprochen.

Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, das Couvert war nur in der Mitte verklebt, es ließ sich öffnen und dann durch Aufdrücken eines Siegels so schließen, daß die That der Neugier nicht zu bemerken war.

Minna öffnete den Brief mit bebender Hand.

„Geehrter Herr," so lauteten die Zeilen, die sie in fieberhafter Erregung las, „Sie verzeihen, wenn ich mich beeile, Ihnen meine Antwort auf Ihr gütiges Anerbieten zuzusenden, ehe Sie dieselbe einfordern. Es handelt sich für mich um eine völlige Aenderung der Verhältnisse, in denen ich lebe und auf denen meine Existenz und die meiner Tochter beruht. Nach reiflicher Ueberlegung kann ich selbst bei dem höchsten Vertrauen auf Ihren Charakter meine und meines Kindes Zukunft nicht von den Zufällen abhängig machen, welche darüber entscheiden, ob Ihnen der Plan, den Sie mir unterbreitet, konvenirt, sobald er in's Leben getreten ist, und ob ich mich in der Stellung wohl fühle, welche Ihr gütiges Vertrauen mir bietet. Ich würde alsdann durch den Versuch Opfer gebracht haben, die zu tragen ich zu arm und deren Ersatz von

Ihnen anzunehmen ich zu stolz bin. Neben diesen Bedenken beschäftigen mich noch andere, deren Erörterung überflüssig ist, da schon die erwähnte Betrachtung genügt, mich zur Ablehnung Ihres Vorschlages zu bestimmen. Empfangen Sie nochmals den Dank und die Versicherung der Hochachtung

Ihrer ergebensten

Marie Habel."

Ein Lächeln schadenfrohen Triumphes glitt über die gerötheten Wangen Minna's, als sie den Brief wieder in das Couvert leg'e und letzteres mit einem Siegel verschloß, zu dem sie die untere Bodenfläche einer Nadelbüchse als Petschaft verwandte, aber die erste Freude konnte die Unruhe doch nicht aus ihrem Herzen verdrängen — die Briefstellerin spielte vielleicht nur die Spröde, um sich bitten zu lassen und günstigere Bedingungen zu erpressen.

Je länger Minna über den Brief nachdachte, um so mehr mischte sich tiefe Bitterkeit in ihre Unruhe. Ihr Bruder war also nicht verlockt worden, er war ihrer so satt, daß er eine Andere gesucht, die ihre Stelle einnehmen solle, er hatte bei einer Fremden darum gebettelt, daß sie sein Hauswesen leite, und derselben wahrscheinlich gesagt, welche Klagen er über seine Schwester habe. Es kochte in ihr von Bitterkeit und Haß. Ihr Bruder war gesund, er fühlte nicht, was Schmerzen und Hilflosigkeit bedeuteten, er hatte kein Mitleid mit ihr, sie war ihm eine Last — gab er sich aber erst in fremde Pflege, dann war es sicher, daß die schlaue Intrigantin ihn bald dahin brachte, ihr ein Erbe zu verschreiben, ihr zu geben, wo-

nach ihr Herz verlangte, und die Schwester mit einem Almosen abzuspeisen.

Holzbrecher kehrte zurück. Er war in besserer Stimmung, er hatte ein Mädchen mit guten Attesten gefunden, deren Aeußeres auf ihn einen günstigen Eindruck gemacht, und dieselbe wollte in zwei Stunden zuziehen. Er wiederholte der Schwester seine Ermahnung in freundlicherem Tone, da reichte sie ihm den Brief. Er erbrach das Siegel, ohne dasselbe zu betrachten, die Frauenhandschrift ließ ihn ahnen, von wem das Billet komme, und Minna beobachtete mit heimlicher Schadenfreude, wie sich Enttäuschung und Niedergeschlagenheit in seinem Antlitz malten.

Sie war boshaft genug, ihn zu fragen, ob er eine unangenehme Nachricht erhalten habe. Argwöhnte Franz die Schadenfreude, oder mochte er ihr den Triumph nicht gönnen, die fehlgeschlagene Hoffnung mit ihr zu besprechen — er gab keine Antwort, er schritt in sein Arbeitskabinet und ließ sich dort in einen Sessel nieder, um darüber nachzudenken, was er in der Sache thun könne. Minna lauschte an der Thüre. Er hatte den Brief zu sich gesteckt, sie hörte aber nicht, daß er den Schreibtisch öffnete, um eine Antwort aufzusetzen. Lange Zeit blieb es völlig still im Kabinet, plötzlich hörte sie, daß er aufstand, und gleich darauf wurde der eiserne Geldschrank aufgeschlossen, Minna hörte, daß Franz einen Blechkasten herausnahm, in welchem er Werthpapiere bewahrte, und diesen auf einen Tisch setzte, um ihn zu öffnen. Er suchte Papiere heraus, sie hörte das Knittern derselben, um sich aber über sein Vorhaben zu vergewissern,

trat sie plötzlich in das Kabinet und stellte eine gleichgiltige Frage. Da sah sie, daß er einige Werthpapiere abgesondert bei Seite gelegt. Sein Erschrecken bei ihrem Eintritt, die Heftigkeit, mit der er sie abfertigte und sie ersuchte, ihn nicht zu stören, bestärkten ihren Argwohn, daß er Geld heraussuche, um Frau Habel anderen Sinnes zu machen — zu welchem anderen Zwecke hätte er sonst noch des Abends Geld aussortiren sollen?

Der Argwohn Minna's ward zur Gewißheit, als Franz einige Minuten später aus dem Kabinet trat und es seiner Brusttasche anzusehen war, daß er das Portefeuille mit Papieren angefüllt habe, sich dann aber auch anschickte, abermals auszugehen. Aus ihren Augen glühte die Leidenschaft, ihre Stimme bebte, als sie ihn fragte, ob er noch ausgehen wolle und wozu er Geld eingesteckt habe.

„Bekümmere Dich nicht um mich," versetzte er gereizt, „sondern darum, daß Du das neue Mädchen wohlwollend empfängst. Sollte Adolph kommen, ehe ich wieder zu Hause bin, so sage ihm, er soll mich erwarten, lasse Feuer anmachen, damit wir einen Punsch haben."

Franz sprach diese Worte kurz, schroff, in befehlendem Tone. Es war unleugbar eine Veränderung mit ihm vorgegangen, so hart hatte er sich Minna gegenüber nie gezeigt. War es auch nur die Folge seiner Stimmung, daß er also auftrat, so hatte Minna doch das Gefühl, dies sei nur der Anfang von Schlimmerem; Schrecken, Angst und wilde Wuth verzerrten das Antlitz der Kranken.

„Warte," knirschte sie, „warte!" Und während es düster aus ihrem Auge sprühte, ballte sich die magere

Faust, und die sieche Gestalt schnellte empor wie eine Schlange, die man getreten. „Ah," murmelte sie, ihm nachschauend, obwohl er längst das Gemach verlassen, „Du wirfst die Maske ab, Du denkst, daß ich ein Wurm bin, der sich fügen muß? Du trotzest, weil Du reich bist und gesunde Glieder hast, wollen sehen, wie Du krähst, wenn Dich Schmerzen plagen, wenn Dir das Siechthum die Glieder lähmt."

Sie schleppte sich in die Vorrathskammer, sie glich in diesem Moment einer Hexe, der Haß verzerrte ihre Züge. Sie nahm aus einem verschlossenen Kasten eine kleine Düte, welche mit der Bezeichnung „Gift" versehen war und das Bild eines Todtenkopfes trug. „Das ist für Ratten," murmelte sie, „es wird Dich auch mürbe machen. Denkst Du, ich werde zusehen, wie Fremde Dich ausplündern, und mir ein Stück Brod hinwerfen lassen? Verrechnet, Herr Franz! Ich bin kein elender Wurm, der sich treten läßt."

Sie schlich wieder in das Wohnzimmer zurück. Wie Krallen hielten ihre mageren Finger krampfhaft die kleine Düte umspannt, ihre Erregung war so furchtbar, daß sie, als sie ihren Sessel erreicht, wie ohnmächtig zusammenbrach und geraumer Zeit bedurfte, sich von ihrer Erschlaffung zu erholen. Aber der düstere Entschluß, der ihre Seele gepackt, durchflammte sie und schien ihr neue Kräfte zu verleihen; als es draußen schellte, vermochte sie zu öffnen und ihre innere Erregung zu verbergen.

Das neu engagirte Mädchen meldete sich zum Antritt ihres Dienstes.

6.

Der Leser hat hiermit die Erklärung der Vorgänge, welche wir im ersten Kapitel unserer Erzählung geschildert. Minna hatte vielleicht keinen rechten Begriff von der Gefährlichkeit des Giftes, das sie in die Zuckerschale geschüttet, im wilden Rausche der Leidenschaft stand ihr nur das Ziel vor Augen, den Bruder daran zu hindern, daß er sein Vorhaben ausführte, sie dachte wohl nicht an Mord, er sollte nur erkranken, sollte kennen lernen, was Schmerzen und Hilflosigkeit bedeuteten, er sollte sie dann milder beurtheilen, und durch treue Pflege wollte sie ihn wieder fester an sich ketten.

Oder aber — wer vermag in das Menschenherz zu schauen, wenn Leidenschaften wild darin toben — sie handelte ohne jede Ueberlegung, nur vom Haß getrieben, und als die That vorbereitet war, fand sie keine Gelegenheit mehr, dieselbe rückgängig zu machen, ohne sich als Verbrecherin zu entlarven.

Wer kann sagen, ob sie Reue gefühlt, ob sie mit sich gekämpft, oder ob sie in dumpfer, düsterer Stimmung geschehen ließ, was einmal begonnen war, oder endlich, ob das Gift, welches sich in dem Herzen der Unglücklichen gesammelt, sie nicht in boshafter Schadenfreude triumphiren ließ, als die Rache sich vollzog?

Als die Krisis eintrat, als der Vergiftete nach Hilfe rief und sein Schmerzgestöhn bis in ihr Zimmer drang, da mochten Angst, Schrecken und Reue vereint ihre Seele gefoltert haben, da hatte sie sich wie eine Wahnsinnige geberdet, hatte selber die Klagen ausgestoßen, die sie von

ihrem Opfer gehört, um Jeden glauben zu machen, sie habe auch von dem Gift genossen, sie sei unschuldig. Sie hatte den Rest des Zuckers, mit Wasser vermischt, weggegossen, sie hatte die leere Düte, welche das Gift enthalten, verbrannt — wer sollte sie anklagen! Fiel der Verdacht ihrer That auf das entlassene Dienstmädchen — um so besser, dann war sie an dieser gerächt.

Als sie aus dem Schlummer erwachte, den ihr das Schlafmittel des Arztes verschafft, besichtigte sie, ehe sie die Schelle zog, um das Mädchen zu rufen, Alles in ihrer Umgebung, um zu prüfen, ob sich nichts vorfände, was ihre That verrathen könne. Sie hätte sich sicher fühlen können, sie hatte ja alle Spuren vertilgt und in der Nacht sogar, als das Mädchen den Arzt geholt, das Gefäß gereinigt, in welches sie den Rest des vergifteten Zuckers geschüttet, aber die Stille in der Wohnung war ihr unheimlich, beängstigend, sie hörte nicht mehr das Schmerzgestöhn des Bruders — hatte die Hilfe des Arztes denselben gerettet, oder —

Sie schauderte, sie wagte das Gräßliche nicht zu denken. Sie hätte aufstehen mögen und an der Thüre horchen, aber ihre Glieder waren ihr schwer, als läge Blei darin, und doch wallte ihr Blut, als wolle es die Adern sprengen.

Sie zog mit zitternder Hand die Schelle. Das Mädchen erschien. Sie mochte es aus den Zügen desselben lesen, daß eine düstere Botschaft ihrer harre, denn sie vermochte kaum einen Ton herauszubringen, als sie fragen wollte, wie es ihrem Bruder ergehe. Sie stammelte einige Worte.

„Gnädiges Fräulein," sagte das Dienstmädchen, welches fürchtete, daß eine unvorsichtige Mittheilung der Schreckenskunde die Kranke gefährlich erschüttern könne, die aber, als die Klingel ertönte, vom Kriminalbeamten den Auftrag erhalten hatte, ihrer Herrin den Besuch des Beamten anzumelden, „es ist ein großes Unglück geschehen, aber Gott sei Dank, Sie sind gerettet. Die Polizei ist schon da, der Herr Kommissär möchte Sie sprechen."

Es war, als ob ein Fieberfrost die Kranke schüttele, als die Worte des Mädchens ihr andeuteten, daß ihr Bruder nicht gerettet sei; aber das Antlitz Minna's ward aschgrau, es war, als ob ihre Augen aus den Höhlen träten, als das Mädchen von der Polizei sprach.

„Die Polizei?" fragte Minna und ihre Stimme bebte. „Was will die Polizei? Was will sie von mir?"

„Gnädiges Fräulein, es wird Alles visitirt, Herr Holzbrecher ist an Gift gestorben."

Ein Grauen schüttelte das sieche Weib, Angst und Entsetzen malten sich in ihren Zügen. „Todt?" fragte sie mit tonloser Stimme. „Mein Bruder ist todt?"

Das Mädchen nickte zustimmend. Es war, als ob die Züge der Kranken, von Entsetzen verzerrt, plötzlich erstarrten, als sei ihr die Zunge gelähmt, als höre ihr Herz auf zu schlagen.

„Hilfe!" rief das bestürzte Mädchen.

Die Thüre öffnete sich leise, der Beamte schaute herein.

„Sie stirbt!" jammerte das Mädchen. „Der Schlag hat sie gerührt. Die Hände sind eiskalt."

Es war dem Beamten, als schlage die Kranke das

Auge flüchtig auf, als habe ihr Blick ihn bemerkt und als habe sie das Auge rasch wieder geschlossen.

„Schicken Sie den Krankenwärter des Verstorbenen zum Arzte," sagte er, in's Zimmer tretend, und sein Auge blickte forschend umher, er schien sich weniger für die Kranke zu interessiren, als für die Gegenstände im Zimmer. Es entging ihm nicht, daß die Kranke ab und zu krampfhaft zusammenzuckte. Er beugte sich plötzlich nieder und besah die unter dem Bette stehenden Pantoffeln der Kranken. Der eine derselben schien sein Interesse besonders zu beschäftigen, denn er setzte ihn nicht wieder an Ort und Stelle, sondern er behielt ihn in der Hand, hielt ihn aber so, daß die Kranke nicht bemerkte, daß er ihn mit sich nehmen wolle.

Er trat an's Fenster und den Rücken dem Bette zugewandt, schlug er den Pantoffel vorsichtig in sein Taschentuch ein und steckte ihn in die Tasche. „Es wäre gewiß gut," sagte er zu dem Dienstmädchen, als dieses zurückkehrte, „die Kranke umzubetten, sobald sie aus ihrer Ohnmacht erwacht. Man braucht nur einige Kissen dort auf das Sopha zu legen. Sie wird die wenigen Schritte gehen können. Ich verlasse inzwischen das Zimmer."

Die Kranke war doch wohl nicht ohnmächtig, denn sie schlug jetzt das Auge auf. „Ich kann nicht gehen," sagte sie mit matter Stimme, aber es war doch Schärfe im Tone. „Ich will in meinem Bette bleiben, es hat mir Keiner etwas zu befehlen."

„Ah," lächelte Teiner, „Sie können reden! Dann bitte ich Sie, mir zu sagen, welche Veranlassung Sie

hatten, in der Nacht aufzustehen und nach der Küche zu gehen?"

Das Blut schoß der Kranken in's Antlitz. Sie versuchte ein Lächeln zu erzwingen. „Ich wollte, ich könnte das!" sagte sie. „Ich aufstehen! Noch dazu in dieser Nacht! Du weißt, daß ich in furchtbaren Krämpfen lag!" wandte sie sich zu dem Mädchen, als solle dieses ihre Worte bestätigen.

„Besinnen Sie sich," mahnte der Kommissär. „Die Angst verleiht oft wunderbare Kräfte. Als Ihr Bruder nach Hilfe rief, sind Sie doch vielleicht im ersten Schrecken aufgestanden. Ihre Antwort ist sehr wichtig. Sie haben es vielleicht vergessen, daß Sie in Ihrem Schrecken, in Ihrer Angst nachgesehen, was vorgefallen?"

Die Kranke zögerte mit der Antwort, sie schien zu schwanken, was sie sagen solle, und es lag eine düstere trotzige Entschlossenheit in ihrem Tone, als sie entgegnete, daß sie glücklich wäre, wenn der Schrecken solche Wirkung auf sie äußere. „Aber leider ist dem nicht so," fuhr sie fort. „Wenn einmal die Lähmung eintritt, dauert es Tage, oft Wochen, bis ich mich erhole. Ich konnte mich gestern, nach dem Aerger, den ich gehabt, kaum bis an's Bett schleppen. Ich fühlte Schmerzen, noch ehe mein Bruder Lärm machte, und war nicht im Stande, den Arm bis zur Klingel zu bringen. Ich werde erst meine Einreibung mehrmals anwenden müssen, ehe ich die Beine wieder rühren kann. Ich bin ein unglückliches, sieches, hilfloses Wesen, ich habe das nie mehr gefühlt, als in dieser Nacht, wo mich die Angst um den Bruder verzehrte, obwohl ich

selber furchtbar litt. Ich konnte nicht zu ihm, ich schrie, ich lärmte, aber ich bekam erst Nachricht von den Vorfällen, als das Mädchen, welches den Arzt geholt, zu mir kam. Sie weiß es, daß ich vor Angst fast rasend war. Hätte ich aufstehen können, ich hätte mich zu meinem Bruder geschleppt und wäre bei ihm geblieben."

„Haben Sie einen Verdacht gegen Jemand? Es war Gift in dem Zucker, den Ihr Herr Bruder zur Bereitung des Punsches gebraucht."

„Das ist unmöglich. Der Arzt sagte das schon, aber dann müßte ich ja auch vergiftet sein, ich habe doch auch von dem Zucker genossen, wir haben alle Tage davon gebraucht, die Schale war aus dem großen Blechkasten mit Streuzucker gefüllt, der in der Speisekammer steht. Das Gift ist vielleicht im Punschextrakt gewesen."

„Wer hat die Zuckerschale gefüllt?"

„Das Mädchen, welches ich gestern entlassen habe. Sie füllte vor drei oder vier Tagen die Schale in meiner Gegenwart und stellte sie in's Büffet. Mein Bruder hat schon zwei oder drei Abende seinen Zucker zum Grog oder Punsch daraus genommen."

„Sie haben den ganzen Rest Zucker für sich verbraucht?" forschte Teiner.

„Ja. Ich hatte gestern Abend großen Durst und trank mehr Zuckerwasser als sonst."

„Haben Sie vielleicht im Laufe des Abends, ehe der Punsch bereitet wurde, sich Zuckerwasser gemischt oder von dem Zucker Gebrauch gemacht?"

Minna schien durch diese Frage überrascht, verwirrt.

„Nein," antwortete sie hastig. „Wie sollte ich das? Ich trinke bei Tage nie Zuckerwasser."

„Besinnen Sie sich. Haben Sie die Schale nicht aus dem Büffet genommen? Vielleicht als Sie auf Ihrem Krankenstuhl saßen."

Minna ward bleich und roth. „Nein," rief sie. „Ich bin gar nicht beim Büffet gewesen. Ich konnte mich kaum auf den Füßen halten."

Teiner brach das Verhör ab. Er kehrte in das Wohnzimmer zurück, wo Adolph seiner harrte. Er warf einen langen prüfenden Blick auf den jungen Mann, aber dieser zeigte weder Verwirrung, noch auffällige Unruhe.

„Ich muß den Geldschrank Ihres Herrn Vaters unter Siegel legen," sagte der Kommissär, „ich muß Sie ferner bitten, mich auf's Gericht zu begleiten, damit Sie dort Ihre Aussagen zu Protokoll geben."

Adolph antwortete, daß er sich jeder Anordnung des Beamten füge. Als Teiner die angedeutete Arbeit verrichtet, erschien der Arzt. Der Beamte nahm denselben bei Seite, die Antworten des Arztes auf seine Fragen schienen ihn zu befriedigen, denn er forderte Adolph sehr bald auf, ihm zu folgen. Während Adolph im Vorzimmer des Bureau's der Staatsanwaltschaft weiterer Bestimmungen harrte, meldete Teiner dem Staatsanwalt das Resultat seiner Forschungen.

„Der Rentier Holzbrecher," sagte er, „war unzufrieden mit der Leitung seines Haushaltes und hatte die Absicht, dieselbe seiner Schwester abzunehmen und der Frau Habel zu übertragen. Er entnahm aus seinem Geldschrank eine

Summe in Werthpapieren, um derselben eine Art Kaution für die Sicherheit und Dauer ihrer künftigen Stellung zu bieten, erhielt aber trotzdem eine ablehnende Antwort. Sein Sohn kannte sein Vorhaben im Allgemeinen, will aber erst am Abend vom Vater gehört haben, daß derselbe diese Geldofferte gemacht. Der Rentier ist auf dem Rückwege von der Wohnung der Frau Habel nach Hause betäubt und beraubt worden. Herr Adolph Holzbrecher hat gestern seine Stellung im Geschäfte des Bankiers Neuhaus gekündigt und das Geschäftslokal im Laufe des Nachmittags nicht besucht. Er gibt vor, daß er seine Tante darüber zu beschwichtigen versucht, daß der Vater ihr die Leitung des Hauswesens abnehmen wolle, daß er niemals Punsch trinke und deshalb dem Vater auch nicht bei diesem Getränk zugesprochen, er wollte den Verdacht anregen, daß der Verbrecher, welcher seinen Vater angefallen, denselben auch vergiftet habe, er stellte die Vermuthung auf, sein Vater sei irgendwo eingekehrt und dort habe man ihm Gift beigebracht.

Der junge Mann," fuhr Teiner fort, „macht einen sehr guten Eindruck, aber Alles dies macht ihn verdächtig und das um so mehr, als seine Tante schwerlich im Stande war, sich selbst Gift zu verschaffen. Das Gift ist dem Verstorbenen aber im Hause beigebracht worden. Es scheint, als ob der junge Holzbrecher, in der Absicht, jeden Verdacht gegen seine Tante zu zerstreuen, ausdrücklich erklärt, es könne sich unmöglich Gift im Hause befunden haben, da sein Vater zu ängstlich gewesen, Ratten und anderes Ungeziefer durch dergleichen zu vertilgen. Das Gift ist in den Zucker gemischt worden. Ich habe verschüttetes

Arsenik im Lehnstuhl der kranken Schwester des Verstorbenen gefunden, das Benehmen dieser Dame macht ihre Schuld unzweifelhaft, ich hätte sie verhaftet, wenn der Arzt mir nicht versichert, daß sie augenblicklich unfähig, das Bett zu verlassen. Sie bestreitet, sich in der Nacht erhoben, das Bett verlassen zu haben. Sie hat jedoch in der Nacht in der Küche ein Gefäß mit Wasser ausgespült, in welchem sie wahrscheinlich den Rest des vergifteten Zuckers aufgelöst. Unter dem Ausgußbecken in der Küche hatte das neue Mädchen, um einen frischen Oelfleck leichter zu vertilgen, vor dem Schlafengehen feuchten Thon auf die Dielen aufgetragen, und ich habe an den Pantoffelsohlen der Dame Spuren dieses Thons gefunden. Der Umstand, daß sie den ganzen Rest des Zuckers für sich verbraucht haben will, daß die Schale auch nicht ein Körnchen Zucker mehr enthielt, daß sie anfänglich dem Arzte gegenüber sich über dieselben Schmerzen beklagte, die ihren Bruder folterten, bestätigen den Verdacht. Mir sagte sie, sie habe nicht die Kraft gehabt, die Klingel zu ergreifen, aber es hatte ihr die Kraft nicht gefehlt, die Zuckerschale bis auf das letzte Körnchen zu leeren.

Ich beschuldige sie des Mordes," schloß Teiner, „und ich halte Herrn Adolph Holzbrecher, trotz des günstigen Eindrucks, den er macht, für ihren Helfer und Mitschuldigen. Es lag im Interesse Beider, den alten Herrn daran zu hindern, sich eine Haushälterin anzuschaffen, von der sie vielleicht fürchteten, daß sie den alten, noch lebenslustigen Herrn zu einer zweiten Heirath verleiten könne. Der Raubanfall auf der Straße scheint mir gemacht, um die Vergiftung zu erklären, den Verdacht auf Dritte zu leiten.

Der Umstand, daß der alte Herr der Frau Habel eine bedeutende Summe in Papieren anbieten wollte, erklärt die Hast, mit der das Verbrechen ausgeführt wurde, nur der Sohn und die Schwester des Verstorbenen wußten darum, nur sie hatten ein Interesse daran, die Absicht des Ermordeten zu vereiteln. Wäre der Sohn unschuldig, so müßte er Verdacht gegen die Schwester des Vaters hegen, sein ganzes Benehmen zielt aber dahin, dieselbe von jedem Argwohn zu entlasten. Ich muß seine Verhaftung beantragen, er muß verhindert werden, seine Helfershelfer zu warnen."

„Haben Sie die Frau schon verhört," forschte der Staatsanwalt, „welche Herr Holzbrecher engagiren wollte?"

„Nein," antwortete der Beamte. „Ich wollte mich von hier zu derselben begeben."

„Ich werde den jungen Holzbrecher vernehmen lassen und das Weitere verfügen," entschied der Staatsanwalt. „Ihr Argwohn scheint sehr begründet, aber ich möchte eine so entsetzliche Anklage nicht gegen Jemand aussprechen, ehe mir nichts Anderes übrig bleibt — vielleicht ändert die Auslassung der Habel Ihre Ansicht. Erstatten Sie mir sofort Bericht."

Teiner verneigte sich und verließ das Bureau.

7.

Marie Habel hatte erwartet, daß Holzbrecher trotz ihrer ablehnenden schriftlichen Antwort einen Versuch machen werde, sie umzustimmen, und es war ihr nicht unangenehm, daß Holzbrecher sie im Laufe des Tages noch einmal besuchte. Hatte sie sich doch nur mit schwerem Herzen ent-

schließen können, ein so verlockendes Anerbieten, das sie vor drückender Sorge befreite, auszuschlagen, lebte doch in ihrem Herzen die leise Hoffnung, daß bei mündlicher Auseinandersetzung sich die Sache doch vielleicht so gestalten könne, daß ihr ein anderer Entschluß möglich werde.

Bertha war nicht zu Hause, als Holzbrecher wieder kam, es war ihr das lieb, sie konnte um so unbefangener mit ihm sprechen — sein Wiederkommen verrieth ja, daß er nicht einer momentanen Laune Folge gegeben, sondern daß ihm viel an der Sache lag. Sie konnte es aber auch mündlich besser als schriftlich ausdrücken, wie schwer ihr die ablehnende Antwort gewesen. Abgesehen von den drückenden Sorgen um ihre und Bertha's Zukunft, beschäftigte sie noch eine unerträgliche Plage, die sie ihrem jetzigen Wirth nicht mitzutheilen gewagt, auf die sie aber einen Mann, der das Haus kaufen wollte und ihr Interesse zeigte, aufmerksam machen konnte. Ihre Nachbarin auf demselben Flur vermiethete möblirte Zimmer und war dabei nicht wählerisch. Der Wirth, welcher unten im Hause wohnte, ahnte es nicht, daß hier Personen Obdach fanden, deren Gespräche durch die dünnen Wände von Frau Habel zuweilen gehört wurden und dieselbe mit Grauen erfüllten. Frau Habel hörte nichts Bestimmtes, was sie zu einer Anzeige hätte veranlassen können, aber sie gewann die Ueberzeugung, daß es schlechte Menschen seien, die bei ihrer Nachbarin wohnten. Herr Wandock sah hauptsächlich darauf, daß er den Miethzins erhielt, er hatte Nachsicht mit Frau Habel; sollte diese sich über ihre Nachbarin beschweren und dadurch vielleicht sich der

Rache der Menschen aussetzen, die nebenan wohnten? Sie war zufrieden, daß dieselben sie und ihre Tochter unbelästigt ließen, aber jetzt bot sich vielleicht die Gelegenheit, dem Wirth einen Wink zukommen zu lassen, daß er die Augen öffne.

Holzbrecher zog den Brief aus der Tasche, den ihm Frau Habel geschrieben, um ihr den Inhalt zu widerlegen. Sie bemerkte, daß sich auf dem Couvert ein erbrochenes Siegel befand, während sie ihren Brief doch nur mit Gummiverklebung geschlossen — es fiel ihr auf, aber sie sagte nichts.

„Sie böse Frau," begann Holzbrecher, „ich habe Ihren Brief mitgebracht, ich habe nur das Nein herausgelesen, wir wollen Ihre Gründe besprechen, ich denke, es wird sich Alles so arrangiren lassen, daß Sie ja sagen."

„Gestatten Sie mir zunächst eine Frage," unterbrach ihn Frau Habel. „Haben Sie mit Ihrem Herrn Sohne von Ihrem Plane gesprochen?"

„Ja. Er freut sich, daß ich den Entschluß gefaßt."

„Sagte er Ihnen, daß er meine Tochter kennt?"

„Ja. Er wollte mir mehr erzählen, aber wir wurden gestört. Als ich Ihren Namen nannte, war er überrascht, aber sehr angenehm. Er hat Ihre Tochter in der Familie seines bisherigen Prinzipals gesehen."

„Seines bisherigen? — Ist er nicht der Verlobte des Fräulein Neuhaus?"

„Nein. Er sagte mir, daß er nie die Absicht gehabt, der Dame näher zu treten, und daß er heute seine Stelle gekündigt, weil er fürchtet, man traue ihm ähnliche Absichten zu."

Einen Moment hatte Frau Habel das Gefühl, als beschleiche sie eine frohe Hoffnung, aber sie wies doch den kühnen Gedanken zurück, der Sohn des reichen Mannes könne ihre Tochter lieben, könne ehrliche Absichten haben, der Argwohn griff Platz, Adolph habe seinem Vater zugeredet, ihr das Engagement anzubieten, um eine Intrigue mit Bertha bequemer anspinnen zu können. Die Mutter sorgte, ihr Kind hüten zu müssen.

„Herr Holzbrecher," entgegnete sie, „wäre Ihr Herr Sohn verheirathet oder verlobt, so könnte ich Ihr Anerbieten in Erwägung ziehen, so aber ist mir die Annahme unmöglich."

„Sie ist nicht unmöglich," rief der alte Herr mit Eifer, „ich mache sie möglich. Mein Sohn wohnt nicht bei mir, dieses Bedenken darf Sie nicht verstimmen. Ich sehe es wohl, Sie trauen mir nicht, Sie denken, ich beschließe etwas ohne Ueberlegung, Sie fürchten, ich könne bald wieder anderen Sinnes werden und dann hätten Sie umsonst Ihre ganze Einrichtung verändert. Hier sind dreitausend Thaler. Ich verpfände dieselben bei Ihnen. Das Geld gehört Ihnen, wenn ich Ihnen vor Ablauf dreier Jahre kündige, oder Ihnen einen gerechten Grund gebe, mir Ihre Stellung aufzusagen. Ich lege es in Ihre Hände als Pfand, als Bürgschaft. Ich will mich für alle Fälle schriftlich verpflichten, bei einem Streit die Prozeßkosten zu tragen, so daß Sie Ihr Recht ohne Sorge verfechten können. Aber es wird zu keinem solchen Streit kommen. Sie werden mich kennen lernen und Ihr Vertrauen nie bereuen. Ich werde Ihnen einen Notar

schicken, lassen Sie sich einen Vertrag aufsetzen, in dem Sie Ihre Bedingungen stellen."

„Herr Holzbrecher," versetzte Frau Habel, „vor allen Dingen stecken Sie Ihr Geld wieder ein. Ich verkaufe mein Vertrauen nicht, ich will kein Pfand. Ein solches Anerbieten könnte bei mir eher Argwohn als Vertrauen erwecken. Sie haben excentrische Launen. Gönnen Sie mir, vor Allem aber sich selber einige Tage der Ueberlegung."

Der Rentier hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, daß Frau Doktor Habel, da sie gegen die ihr zugemuthete Thätigkeit keine Abneigung gezeigt, allein durch das Bedenken, ihr Engagement werde vielleicht von keiner Dauer sein und könne ihr mehr Unruhe und Kosten als Vortheile einbringen, von der Zusage abgehalten werde, er bestand daher darauf, ihr durch die Einhändigung einer bedeutenden Summe gleichzeitig den Beweis für den Ernst seines Entschlusses und eine Waffe dagegen, daß sie irgend welchen Nachtheil erleiden könne, zu liefern. Holzbrecher steckte das Geld erst wieder ein, als die Dame ihm endlich erklärte, sie habe kein sicheres Gewahrsam für eine so bedeutende Summe Geldes, wenn eine Einigung stattfinde, möge er dieselbe anderswo sicher deponiren.

Das Drängen des Rentiers, eine Angelegenheit, die man sonst nach allen Seiten hin sorgsam in Erwägung zieht, ehe man bindende Entschlüsse faßt, möglichst rasch zur Entscheidung zu bringen, machte keinen günstigen Eindruck auf Frau Habel, es bestärkte ihren Argwohn, daß er ihr irgend etwas verheimliche, was ihn bewog, so viel

zu versprechen und alle Bedingungen einzugehen, die sie stellen werde, ja, als Holzbrecher sie verlassen und sie alle Möglichkeiten erwog, die sein Benehmen erklären konnten, kam ihr auch der Gedanke, daß er vielleicht entdeckt, wie sein Sohn Interesse für Bertha gefaßt und in der Absicht, eine weitere Annäherung zu verhindern, sie und ihre Tochter in eine abhängige Lage von seiner Person bringen, ihr als Preis dafür, daß Bertha seinen Sohn zurückweise, eine behagliche Existenz bieten wolle.

Die Mutter hatte im Herzen ihrer Tochter gelesen, hatte erkannt, daß jener wunderbare Hauch, welcher dem Dasein des Weibes den schönsten Duft verleiht, das Herz ihrer Tochter berührt. Frau Habel hatte vor dem Gedanken gebebt, durch Annahme des Engagements ihr Kind der Gefahr auszusetzen, vielleicht das Opfer eines tändelnden Spiels zu werden, mit welchem reiche junge Männer wie Schmetterlinge eine Blüthe umgaukeln, Hoffnungen erwecken, an deren Erfüllung sie nicht denken. Jetzt aber erschien es ihr wie bitterer Hohn bei dem Gedanken, Holzbrecher fürchte, sein Sohn könne den Blick auf ein armes Mädchen werfen und er wolle Bertha's Mutter in seinen Dienst nehmen, in Abhängigkeit von seinem Willen bringen, damit Adolph über seine Wahl erröthe.

Die stolze Armuth ist argwöhnisch und empfindlich. Das Anerbieten eines Pfandes von dreitausend Thalern erschien wie eine Art Bestechung oder gar wie eine Abfindung, die Aussicht, diese Summe zu erhalten, sollte Frau Habel bewegen, ihre Tochter zu veranlassen, auf etwaige Hoffnungen, die ihr der Sohn Holzbrecher's ge-

macht, zu verzichten. Der Umstand, daß Holzbrecher es bestritten, sein Sohn sei der Verlobte des Fräuleins Neuhaus, sprach nicht gegen diese Annahme, ja, es war möglich, daß Holzbrecher gerade durch das Auftreten seines Sohnes dieser Familie gegenüber zu dem Argwohn verleitet worden, Adolph habe schon engere Beziehungen zu Bertha angeknüpft, und daß er sich entschlossen, ihn an Fortsetzung derselben dadurch zu hindern, daß er Frau Habel engagirte und Bertha überwachte.

Bertha kehrte erst spät heim, sie hatte bis halb neun Uhr Abends Unterricht ertheilt. Aus ihren Augen strahlte jedoch freudige Erregung, sie flog der Mutter an die Brust und barg ihr Antlitz an deren Busen, als habe sie ihr etwas mitzutheilen, wobei sie sich scheue, daß ihr Blick dem der Mutter begegne.

„Ich habe ihn gesprochen," flüsterte sie, „er liebt mich, er hat es mir gestanden."

Die Mutter schaute bestürzt, erschrocken auf. „Von wem redest Du! Um Gottes willen, was muß ich hören!"

„Du klagst? Du freust Dich nicht meines Glückes? Er hat mir geschworen, daß er nie daran gedacht, die Neuhaus zu lieben. Er ist empört darüber, wie sie mich behandelt hat. Er will es heute noch seinem Vater sagen, daß er mir seine Liebe geschworen."

„Wo habt Ihr Euch gesprochen? Bertha, hätte ich mich in Dir getäuscht? Du hast ohne mein Wissen Zusammenkünfte mit einem jungen Manne?"

„Es war heute das erste Mal. Ich traf ihn am Promenadenplatz, ich hatte meinen Unterricht bei Har-

tungs beendet und es war noch zu früh, um zu Webers zu gehen. Er redete mich an, er wußte schon von dem Anerbieten, welches sein Vater Dir gemacht, und er fragte mich, wie mir sein Vater gefallen. Ein Wort gab das andere, er überraschte mich plötzlich mit der Bemerkung, das Beste sei, er heirathe, und sein Vater zöge zu ihm, er ergriff meine Hand und fragte mich, ob ich ihn wohl lieben, sein Weib werden könne. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Ich weiß nicht, was ich geantwortet habe, aber er preßte meine Hand, er dankte mir, er schwur, daß er nie eine Andere lieben werde als mich. Morgen will er zu uns kommen. Ich konnte bei Webers nur schlechten Unterricht geben. Malchen Weber dachte, ich sei krank. Ich habe ihr nichts gesagt, obwohl mir das Herz voll war zum Zerspringen."

Frau Habel preßte ihr Kind an sich, sie verrieth es nicht, welche Sorge ihr das Herz schwer machte, es war ja möglich, daß sie sich täuschte. Betheuerte doch Bertha, wie Adolph ihr versichert, daß sein Vater sich freuen werde, sie als Tochter zu umarmen, daß sein Vater herzensgut und nichts weniger als geldstolz sei. Die Hoffnung kämpfte in der Mutterbrust mit der Sorge und der Angst, sie fand in dieser Nacht keine Ruhe auf ihrem Lager, das Herz bebte in banger Erwartung.

In später Nachtstunde ertönten schwere Tritte auf der Treppe. Frau Habel hörte, daß ein Trunkener draußen auf dem Korridor herumtappte und polterte, bis er die Thüre zur Nebenwohnung und das Schloß derselben fand. Der Mensch störte aber noch weiter die nächtliche Ruhe.

Er rückte mit den Möbeln, es war, als suche er seine Sachen zusammen, um dieselben einzupacken, sie hörte die schwerfälligen Tritte, bald stieß er hier, bald dort an, dann ließ er Sachen hinfallen, dann klirrte es, als sei ein Glas zerbrochen. Frau Habel wußte, daß der Chambregarnist, welcher das an ihre Wohnung anstoßende Zimmer inne hatte, in einem Droguengeschäft arbeitete, daß er stets verschiedene Waaren, die er wahrscheinlich aus dem Geschäft entwendete, und die er unter der Hand verkaufte, in seinem Zimmer aufbewahrte, und daß darunter leicht feuergefährliche Sachen sein konnten. Er hatte ihr selbst schon Petroleum, Spiritus und ähnliche Waaren, freilich in kleinen Quantitäten, zu sehr billigem Preise aufdrängen wollen, aber wie leicht konnte Feuer entstehen, wenn er in angetrunkenem Zustande bei Licht mit leicht brennbaren Stoffen unvorsichtig umging. Die Angst, welche sie jetzt folterte, ließ sie es bereuen, daß sie aus Furcht vor der Rache des rohen Menschen noch keine Beschwerde beim Wirth geführt, andererseits aber wurde der Wunsch, eine Stütze für sich und ihre Tochter zu finden, in ihr um so lebendiger.

Bertha hatte am folgenden Morgen von neun bis zwölf Uhr Unterricht zu ertheilen, nach zwölf Uhr hatte Adolph Holzbrecher seinen Besuch angekündigt. Frau Habel benutzte die Zeit der Abwesenheit ihrer Tochter, ihre bange Unruhe dadurch zu meistern, daß sie ihre äußerst sauber gehaltene Wohnung noch sauberer zu machen suchte, sie polirte die Möbel, es sollte Alles glänzen und blitzen, da ward sie in ihrer Arbeit durch das Läuten der Außenglocke gestört.

Ein fremder Herr begehrte Einlaß und stellte sich ihr als Kriminalbeamter vor. Berührungen mit der Polizei haben für anständige Leute stets etwas Peinliches, Frau Habel hatte keine Anzeige gemacht, daß sie bestohlen sei oder etwas verloren habe, ihr Gewissen war rein, sie fühlte sich aber doch beunruhigt, die Ahnung stieg in ihr auf, es handle sich um ihre Nachbarn, sie solle ein Zeugniß ablegen oder Auskunft ertheilen und könne dadurch leicht in unangenehme Verwicklungen gerathen.

Herr Teiner bemerkte den Eindruck, den sein Titel gemacht, er sah, daß ein kleiner Schrank von der Wand abgerückt war und es fiel ihm auf, daß eine Frau darüber erröthe, beim Reinigen ihrer Wohnung überrascht zu werden.

„Ich bitte Sie, Frau Doktor," begann er, „mir über die Beziehungen Auskunft zu geben, in denen Sie zu Herrn Holzbrecher stehen."

Frau Habel erröthete heftig, sie war überrascht und verwirrt, was hatte die Polizei mit den Beziehungen zu schaffen, die Herr Holzbrecher mit ihr angeknüpft. Sie gab die geforderte Auskunft, die Fragen Teiner's wurden aber immer auffälliger, er forschte, ob Jemand in ihrer Wohnung gewesen, als Holzbrecher ihr das Geld angeboten, mit wem sie darüber gesprochen, ob Holzbrecher das Geld wieder eingesteckt, er fragte sogar, ob der Sohn des Rentiers um die Sache gewußt, ob sie wisse, wo derselbe zu der Zeit gewesen, in welcher Holzbrecher sie besucht.

Frau Habel sah sich genöthigt, das Geheimniß ihrer

Tochter zu offenbaren, da Bertha ihr erzählt, wo sie mit Adolph gesprochen, und da Teiner die kleinsten Details zu wissen forderte. Das Verhör wurde um so peinlicher für sie, als sie nicht ahnte, zu welchem Zweck es angestellt wurde, und sie fühlte, daß der Beamte ihren Angaben große Wichtigkeit beizulegen schien, denn er forschte nach Allem und erprobte durch Kreuzfragen, ob sie sich auch nicht widerspreche.

Da ward das Gespräch plötzlich unterbrochen. Bertha stürzte herein, sie war nach Hause gekommen, obwohl sie um diese Zeit noch Unterricht zu geben hatte, aber das Gerücht von der Ermordung des Rentiers, welches die Stadt durchlief, war zu ihren Ohren gedrungen, man hatte ihr sogar erzählt, der Sohn des Rentiers sei als verdächtig des Vatermordes verhaftet — da konnte sie keinen Unterricht ertheilen, da war sie nach Hause geflüchtet, der Mutter das Entsetzliche zu klagen.

Teiner bestätigte den Tod des Rentiers, er beobachtete das junge Mädchen scharf, als er sagte, daß der Verdacht auf die Angehörigen des Rentiers fallen müsse.

„Nein," rief Bertha, kaum ihrer Stimme mächtig, „das ist nicht möglich, das ist Wahnsinn, ist wider die Natur. Der Unglückliche — er sagte mir noch gestern, wie er seinen Vater liebt und man sollte ihn in seinem Schmerze von der Leiche wegzerren, das kann Keiner vor Gott verantworten, das wäre mehr wie schändlich!"

Der Beamte zuckte die Achseln, aber die Worte des jungen Mädchens schienen auf ihn einen erschütternden Eindruck zu machen.

„Ja," sagte er nach einer Pause, „es ist hier schwer, der Pflicht zu gehorchen. Sie gebietet, Jeden, auf den ein Argwohn fallen kann, daran zu hindern, daß er die Spuren seiner That verwischt, daß er mit seinen Mitschuldigen Verabredungen trifft. Diese Pflicht ist entsetzlich grausam, wenn sie einen Unschuldigen trifft. Aber wo ist eine andere Spur zu finden? Die kranke Schwester des Ermordeten ist stark verdächtig, sie war aber ohnmächtig ohne Helfer. Der Ermordete ist auf dem Wege von Ihnen nach Hause betäubt und beraubt worden. Es ist fast zweifellos, daß dieses Verbrechen das größere vorbereiten, den Argwohn auf Fremde leiten sollte. Nur die Schwester, der Sohn des Ermordeten und Sie, Frau Habel, konnten Kenntniß davon haben, daß der Rentier eine bedeutende Summe Geldes bei sich hatte. Den ersten Besten fällt kein Straßenräuber an, Derjenige, der den Rentier betäubte, wußte, daß der Raubanfall sich der Mühe lohnte. Die Arsenikvergiftung später ist dann wieder leicht dadurch zu erklären, daß der Mörder gedacht, die Schuld werde auf den unbekannten Straßenräuber geschoben werden."

„Darf ich eine Bemerkung machen," nahm Frau Habel, die in großer Erregung den Bemerkungen des Beamten gelauscht, das Wort. „Ich habe etwas gesehen, es ist vielleicht nicht von Bedeutung, aber es war mir auffällig."

„Ich bitte, reden Sie," versetzte Teiner, „das Geringste ist bei derartigen Untersuchungen von Bedeutung."

„Herr Holzbrecher," berichtete Frau Habel, „zog den Brief aus der Tasche, den ich an ihn geschrieben, derselbe

befand sich noch in meinem Couvert, aber ich sah ein Siegel auf demselben und ich hatte das Couvert nur verklebt. Es fiel mir das auf, es hatte den Anschein, als habe Herr Holzbrecher, nachdem er meinen Brief gelesen, denselben wieder in's Couvert gethan und mit Siegellack verschlossen, um ihn einem Dritten zuzusenden, aber er sagte mir, daß er im Laufe des Nachmittags nicht zu Hause gewesen, daß er mein Billet bei der Rückkehr vorgefunden und sofort zu mir geeilt sei, meine Antwort mit mir zu besprechen. Ich hatte den Brief durch einen Dienstmann Herrn Holzbrecher geschickt."

„Stand in Ihrem Briefe etwas, woraus ein Dritter schließen konnte, daß Herr Holzbrecher mit einer Geldsumme zu Ihnen kommen werde?"

„Nein, im Gegentheil, ich lehnte darin das Anerbieten des Herrn Holzbrecher ab."

„Das ist höchst sonderbar!" murmelte Teiner in Nachdenken verloren. „Frau Habel," rief er, plötzlich aufschauend, „vielleicht existirt doch Jemand, der sich um Ihre Verhandlungen mit Herrn Holzbrecher bekümmert, dem daran lag, dieselben zu hintertreiben, der Sie belauscht, der den Brief erbrochen."

Der Beamte fixirte, während er also zur Mutter sprach, die Tochter, aber Bertha schien kaum zu hören, was gesprochen wurde, sie war entweder von dem, was vorgefallen, so benommen und betäubt, daß sie unfähig war, an Erörterungen theilzunehmen oder — sie spielte diese Rolle, und der Beamte schien das Letztere zu argwöhnen, denn noch ehe Frau Habel antworten konnte, richtete er,

urplötzlich Bertha's Hand ergreifend, als wolle er sie zwingen, ihn anzuschauen, das Wort an diese. „Gestehen Sie die Wahrheit," rief er, „Sie haben den Sohn des Rentiers von dem Schreiben Ihrer Mutter benachrichtigt."

Bertha erschrak so heftig, daß ihre Verwirrung den Argwohn des Beamten bestärken konnte, sie fand keine Antwort auf eine derartige Beschuldigung, welche den schlimmsten, verletzendsten Vorwurf errathen ließ, und es vermehrte ihre Verwirrung, daß die Mutter sie bestürzt und erschrocken anstarrte, als zweifle auch sie an ihrer Tochter.

„Gestehen Sie," herrschte der Kommissär. „Ich will glauben, daß Sie sich bei der Sache nichts Böses gedacht, daß der junge Holzbrecher Ihr Vertrauen gemißbraucht. Er hat von Ihnen erfahren, daß sein Vater Ihrer Mutter Geld angeboten, Sie haben ihn von allen Vorgängen unterrichtet."

War es die harte, drohende Sprache des Beamten, die Bertha erschreckte, und gleichzeitig das Gefühl hervorrief, in einem gewissen Grade seinen Vorwurf zu verdienen, denn sie hatte ja mit Adolph über die Angelegenheit gesprochen, genug, in ihrem Antlitz malte sich ein Geständniß der Schuld; ihr Erbleichen, der Ausdruck der Angst, der Verwirrung, der Bestürzung, Alles vereint war für den Kriminalisten eine Schrift, in der er sich nicht täuschen zu können glaubte, und Teiner lächelte spöttisch, als sie endlich Worte fand, den Vorwurf zurückzuweisen.

„Die Untersuchung wird die Wahrheit an den Tag

bringen," unterbrach Teiner das junge Mädchen, er wies Frau Habel, die eine Vorstellung, eine Frage an ihn richten wollte, ziemlich schroff ab und verließ das Gemach.

8.

Der Beamte mußte die beiden Frauen mit der Ueberzeugung verlassen, daß sein Argwohn, mit dem er sich das Verbrechen erklärte, ihn nicht getäuscht, er mußte glauben, daß Adolph Holzbrecher durch Bertha über die Verhandlungen zwischen seinem Vater und Frau Habel unterrichtet, von dieser erfahren, daß der alte Herr sich mit einer bedeutenden Geldsumme bei Frau Habel befinde.

Es war in der Stadt seit langer Zeit kein größeres Verbrechen verübt worden, ein Raubanfall auf offener Straße, zu früher Abendstunde vermittelst Betäubung des Opfers vollführt, konnte nur von Jemand begangen sein, der genau gewußt, daß Holzbrecher viel Geld bei sich habe und der einen Anschlag gegen den reichen Mann bereits früher geplant und die günstige Gelegenheit zur Ausführung abgewartet. Gewöhnliche Verbrecher beginnen ihre Thätigkeit mit Einbrüchen, sie schaffen sich nicht von vornherein und auf's Gerathewohl Betäubungsmittel an.

Die Erklärung des Verbrechens schien hier auf der Hand zu liegen. Die einzigen Erben eines reichen Mannes lebten vielleicht schon lange in der Besorgniß, daß Holzbrecher mit dem Gedanken umgehe, sich eine Haushälterin anzuschaffen, deren Einfluß den alten Herrn dahin bringen konnte, sich wieder zu verheirathen, es war nicht unmöglich, daß Holzbrecher diese Absicht offen aus-

gesprochen. Adolph Holzbrecher hatte die Bekanntschaft Bertha's wohl nur angeknüpft, um das Verhältniß seines Vaters zu deren Mutter zu beobachten, es war kein Beweis dafür vorhanden, daß Holzbrecher Frau Habel nicht schon seit längerer Zeit gekannt; wenn die Betroffenen jetzt andere Angaben machten, so erschien das eher verdächtig als wahrscheinlich, es war kaum anzunehmen, daß der alte Herr urplötzlich Alles in Bewegung gesetzt haben sollte, eine Frau zu engagiren, die er kaum kennen gelernt. Es war glaubhafter, daß Holzbrecher schon lange insgeheim Beziehungen zu Frau Habel unterhalten.

Die Erregung Bertha's, als sie in das Zimmer ihrer Mutter getreten und die Schreckenskunde gebracht, war schwerlich eine erheuchelte gewesen, es war aber auch durchaus wahrscheinlich, daß sie gar keine Kenntniß von dem düsteren Vorhaben Adolph's gehabt, daß sie harmlos in ihrem Vertrauen gewesen und an Adolph's Unschuld glaubte. Aber ihr Erbleichen beim Verhör hatte Teiner bewiesen, daß bei seinen Fragen ein Argwohn ihr Herz beschlichen, den sie wegzuleugnen versucht, als sie sich von der ersten Bestürzung erholt. Er zweifelte daher in dem Moment, wo er die Frauen verließ, nicht mehr daran, daß Adolph der Mitschuldige seiner Tante, daß Adolph selber oder ein Spießgeselle von ihm den alten Herrn betäubt und beraubt, da hörte er in dem Momente, wo er die Thüre hinter sich schließen wollte, ein Klirren, als werde ein Glas zerbrochen, und einen Aufschrei. Er schaute nach den Frauen, aber seltsam, diese befanden sich in der Stellung, wie er ihnen den Rücken

gekehrt, und doch hatte sein Ohr ihn nicht täuschen können.

„Was war das?" fragte er, seinem Auge nicht trauend. Waren die beiden Frauen solche Meister in der Verstellung, daß sie sich den Anschein geben konnten, als hätten sie sich nicht bewegt, und doch hatte Eine einen Schrei ausgestoßen, weil ihr ein Glas oder eine Flasche entfallen und zerbrochen!

„Das Geräusch war nebenan," erklärte Frau Habel mit Ruhe, „man hört hier Alles sehr deutlich, denn dort ist eine Thüre nur mit einer Tapetenwand verkleidet."

Frau Habel hatte keine Ahnung, wie folgenreich dieser Zufall sein sollte. Hätte das Geräusch eine Minute später stattgefunden, so wäre der Beamte auf der Treppe gewesen, hätte es nicht mehr gehört. Jetzt wurde aber auch die Thüre des Nebengemachs nach dem Korridor geöffnet und ein scharfer Geruch drang aus dem Zimmer in den Flur.

Der Beamte ward stutzig. Man hörte jedes Geräusch, also auch jedes laut gesprochene Wort durch eine Tapetenwand, und aus dem Gemach neben der Wohnung der Frau Habel drang der scharfe Geruch flüchtiger Gase.

Eine Frau trat mit dem Besen in der Hand auf den Korridor hinaus. Es war die Wirthin der Chambregarnisten, sie hatte beim Ausfegen der Stube mit dem Besen an einen Kasten gestoßen, der unter dem Bette ihres Miethers stand, aber früher einen anderen Platz gehabt, weshalb sie ihn dort nicht vermuthet. Durch das Anstoßen an den Kasten aber hatte sie eine Flasche zer-

brochen, die hinter dem Kasten, zwischen diesem und der Wand gestanden.

„Solche Dummheit," brummte sie, als Teiner zu ihr trat, „stellt der Mensch da seine Flaschen mit dem stinkenden Zeug unter's Bett an die Wand und den leeren Kasten davor, da muß man ja etwas zerbrechen."

„Wer wohnt hier?" forschte Teiner. „Wissen Sie nicht, daß Sie auch straffällig sind, wenn Sie dulden, daß in Ihrer Wohnung auf unvorsichtige Weise so feuergefährliche Flüssigkeiten wie Ligroin aufbewahrt werden?"

„Kann ich dafür?" versetzte die Frau. „Herr Brant hatte die Flaschen sonst immer in dem Kasten oder dort auf dem Tische, da konnte man sich vorsehen."

„Was ist Herr Brant?" forschte Teiner.

„Nun, er ist im Geschäft bei Waller & Comp."

„Ah, bei den Droguisten. Rücken Sie das Bett ab. Ich will die Flaschen sehen."

Die Frau wollte protestiren, aber kaum gab sich Teiner als Kriminalbeamter zu erkennen, da wurde sie ängstlich. Sie betheuerte, daß sie sich um das Thun und Treiben ihrer Miether nicht bekümmere, daß sie aber schon beschlossen, Herrn Brant zu kündigen, es sei mit ihm nicht Alles richtig.

Frau Habel, welche herausgetreten war, nahm jetzt Gelegenheit, ihre Besorgnisse zu schildern, die besonders in der vergangenen Nacht sehr lebhaft geworden seien.

„War Herr Brant gestern Nachmittag zu Hause?" fragte Teiner die Wirthin.

„Er war den ganzen Tag über zu Hause," lautete die

Antwort. „Er hatte ein Zahngeschwür, ich mußte ihm einen Brei zu Umschlägen kochen, er war der Schmerzen halber nicht in's Geschäft gegangen. Aber er ist ein toller Mensch. Anstatt ruhig auszuhalten und zu Hause zu bleiben, läuft er plötzlich gegen Abend fort und sagt, er wolle sich die Schmerzen wegtrinken. Des Nachts kommt er denn auch betrunken nach Hause. Jeder Andere hätte sich etwas geholt, er hat sich damit kurirt."

„Um welche Zeit ging er fort?"

„Ich weiß es nicht genau anzugeben, aber es war gerade zu der Zeit, wo der dicke Herr bei der Frau Doktorin war."

Teiner visitirte die Wohnung Brant's. Er stellte einige der Flaschen, die unter dem Bette standen, bei Seite, und befahl der Wirthin, die Wohnung unter Verschluß zu halten, ihr Miether, sagte er, werde wohl nicht nach Hause kommen. Ehe er sich aber entfernte, gab er Frau Habel den Trost, daß Herr Adolph Holzbrecher vielleicht doch unschuldig befunden werde. Das ganze Wesen des Beamten war verändert, er bat Bertha um Enschuldigung, wenn er sie durch sein rauhes Benehmen erschreckt habe.

Dieser Zufall rettete Adolph Holzbrecher vor der Schande einer entsetzlichen Anklage. Die Augen des Beamten hatten eine andere Spur entdeckt. Teiner beeilte sich, Brant, den er im Droguengeschäft der Herren Waller & Comp. fand, zu verhaften. Der Schuldige entfärbte sich, als Teiner ihm in's Gesicht sagte, er habe das Gespräch zwischen Holzbrecher und Frau Habel be-

lauscht, habe den Rentier betäubt und beraubt. Man fand bei ihm einige Banknoten und, als man seine Wohnung genauer untersuchte, im Strohsack des Bettes ein Blechkästchen, in welchem Werthpapiere aufbewahrt waren. Er gestand seine Schuld.

Es lag auf der Hand, daß der jugendliche Verbrecher, dem der Gedanke, einen Raub zu vollführen, in dem Moment gekommen, wo er hörte, daß ein alter Herr dreitausend Thaler bei sich in der Brusttasche trage, nicht in Verbindung mit Adolph Holzbrecher gestanden haben könne. Man fand unter den Sachen des Ermordeten den Brief der Frau Habel, und ebenso fand man die Nadeldose und den Siegellack, welche Minna benutzt, den von ihr geöffneten Brief wieder zu verschließen.

Die völlige Unschuld Adolph's wurde jedoch erst konstatirt, als Minna Holzbrecher ein offenes Bekenntniß ablegte. Als sie einsah, daß man Alles entdeckt, daß sie ihre Schuld nicht mehr leugnen könne, da warf sie die Maske ab, und es schien ihr einen boshaften Triumph zu gewähren, darthun zu können, daß sie ihre That nicht bereue.

„Er wollte mich unterdrücken," rief sie, „er wollte mich verlassen, mich armes sieches Wesen mit einem Almosen abfinden. Er hatte keine Liebe, kein Mitleid mit mir, ich sollte vielleicht das Gnadenbrod annehmen von einer Intrigantin, die ihn in ihr Netz gelockt. Ich wollte ihn nicht tödten, ich wollte nur, daß er erfahre, was Schmerzen und Siechthum und Hilflosigkeit bedeuten, daß man da nicht immer heiter und guter Laune ist. Er

schalt mich, wenn ich die schlechten und naseweisen Dienstboten wegjagte, ich hätte das Leben nicht ertragen, wenn eine Person den Haushalt führte, der er mehr Einfluß einräumte als mir."

Es ward angeordnet, die Mörderin in das Spital des Gefängnisses zu transportiren, aber sie kam ihrer Verhaftung zuvor. In einem unbewachten Augenblick hatte sie sich mit einer seidenen Schnur, die sie am Bettpfosten befestigt, erdrosselt, indem sie sich, nachdem sie den Hals in die Schlinge gelegt, aus dem Bette auf die Erde geworfen. Das Gutachten der Aerzte gestattete es, den Mord vor der Welt die That einer Unzurechnungsfähigen zu nennen, die in krankhafter Ueberreizung der Nerven die Folgenschwere ihrer Handlungsweise nicht zu ermessen vermocht.

Bertha Habel reichte Adolph Holzbrecher nach einiger Zeit froh und vertrauensvoll zum Bunde die Hand. Wie furchtbar für ihn die Stunde gewesen, in welcher als Konsequenz verschiedener Zufälligkeiten und Umstände ein entsetzlicher Verdacht auf ihm gelastet, der ihn in seiner Trauer um den Verlust des Vaters doppelt schwer niedergedrückt, um so größer war ihm der Trost, daß Bertha keinen Moment an seiner Unschuld gezweifelt. Frau Habel lebte glücklich und zufrieden bei ihren Kindern; nie hörte sie auf, dankbaren Herzens das höhere Walten zu preisen, welches so sichtlich die Liebe der Beiden behütet, Adolph's Unschuld an's Licht gebracht und seine Vereinigung mit Bertha ermöglicht hatte.

Ines de Castro.

Aus dem Leben einer unglücklichen Frau.

Skizze von

Florian Greif.

(Nachdruck verboten.)

Der Infant Don Pedro, geboren 1320, der einzige Sohn König Alfons' IV. von Portugal, war als Jüngling eine stattliche Erscheinung von lebhaftem Sinn, gewandt in allen ritterlichen Uebungen, ein Freund der Jagd und ein Verehrer der Dichtkunst, von starker Willenskraft und beseelt von lebendigem Rechtsgefühl, genug ein Thronerbe, der zu den schönsten Erwartungen berechtigte. Vielleicht wäre er auch wirklich zum Segen für sein Land geworden, wenn er nicht schon in der Blüthe seiner Jugend zu einer Ehe getrieben worden wäre, die nach den Erwägungen seines Vaters und dessen Räthen recht vortheilhaft erscheinen mochte, den Herzensneigungen des Prinzen aber nicht entsprach und ihn das Glück der Liebe vermissen ließ. Zwanzig Jahre alt, wurde Don Pedro mit Konstanze, der reichen Erbtochter des Herzogs von Kastilien, vermählt. Dieser Tag sollte verhängnißvoll werden.

Unter dem Gefolge der Kastilianerin war ein Hoffräulein aus altem Adelsgeschlechte mit nach Lissabon gekommen, deren seltene Schönheit das feurige Herz des

Kronprinzen sogleich mit leidenschaftlicher Liebe erfüllte. Ines (Agnes) de Castro war ihr Name. Sie war mit dem kastilischen Königshause verwandt, und der hohe Liebreiz ihrer äußeren Erscheinung wurde durch Tugend, Bescheidenheit, Sanftmuth und ein edles, der treuesten Liebe und einer schwärmerischen Hingebung fähiges Gemüth verklärt. Don Pedro fühlte sich mächtig zu der schönen Hofdame hingezogen und vermochte sein Herz nicht zu bezwingen. Die Beziehungen, in die der Infant alsbald zu der schönen Ines trat, blieben auch nicht verborgen. Binnen Kurzem war es ein öffentliches Geheimniß, daß Don Petro in leidenschaftlicher Liebe zu der Hofdame seiner Gattin entbrannt sei, aber Konstanze wie auch der König vermieden es, mit gewaltsamen Maßregeln dagegen einzuschreiten, wenn es auch Beiden und namentlich der rechtmäßigen Gemahlin Don Pedro's nahe genug gehen mochte, zumal Konstanze dem Letzteren aufrichtig zugethan war. Die Leidenschaft des Kronprinzen für das Hoffräulein wuchs immer mehr, und wenn Don Pedro auch seiner Gemahlin mit vollster Achtung begegnete, so ließ er sich doch nicht abhalten, alle Hemmnisse hinwegzuräumen, die ihn von dem Gegenstande seiner glühenden Liebe trennen sollten. Konstanze sah dies, und obwohl sie ihren Kummer darüber zu verbergen strebte, so vermochte sie sich desselben doch nicht zu entschlagen. Der Gram nagte an ihrem Lebensmarke und verzehrte sie. Bereits am 13. November 1345, ein Jahr nachdem sie dem Infanten Ferdinand das Leben geschenkt, erlöste sie der Tod von ihren Leiden.

Jetzt kannte Don Pedro keine Rücksichten mehr und zeigte seine Liebe zu Ines ohne jede Scheu vor der Oeffentlichkeit. Wer der Donna nicht die gewünschte Ehrerbietung zollte, der hatte seine Ungnade zu befürchten. Der König aber wünschte für seinen Thronerben so bald als möglich eine neue standesgemäße Verbindung, und machte ihm deshalb verschiedene Vorschläge, allein der Infant lehnte sie entschieden ab. Bald ging das Gerücht, der Segen der Kirche habe ihn mit seiner Ines vereinigt, was er jedoch seinem Vater gegenüber hartnäckig ableugnete. Er ahnte freilich nicht, welch ein schreckliches Schicksal er durch dieses Verhalten über sein Liebesglück heraufbeschwor und daß er noch in die Lage kommen werde, mit dem Geständniß des Gegentheils hervorzutreten, wenn es bereits zu spät sein würde.

Eifersüchteleien gesellten sich im Laufe der Jahre hinzu, um die unter der Asche glimmenden Funken der Unzufriedenheit zur verderbenbringenden Flamme anzufachen. Durch die Begünstigung, welche der Infant den beiden Brüdern der Ines, Don Alvaro Perez und Ferdinand, sammt ihrer übrigen Verwandtschaft am Hofe zu Lissabon einräumte, fühlten sich mehrere einheimische Adelige zurückgesetzt und wurden von Neid und Haß gegen die Bevorzugten erfüllt. Intriguen über Intriguen wurden in's Werk gesetzt, um den Fremdlingen den Aufenthalt in Portugal zu verleiden, und als das nicht gelang, wandte man sich gegen ihren Protektor und gegen Ines selbst. Ein gewichtiges, scheinbar wohlgegründetes Motiv war bald gefunden. Unter den vier Kindern, welche Ines dem

Prinzen geschenkt, befanden sich, nachdem der Aelteste, Namens Alfons, bereits in der Wiege gestorben, noch zwei Söhne, Johann und Dionys (Diniz), welche auf's Gedeihlichste heranwuchsen. Es fiel nicht allzu schwer, den Sinn des Königs durch anhaltende Ohrenbläsereien mit Argwohn zu erfüllen und ihn glauben zu machen, daß die legitime Thronfolge Portugals bei der offenkundigen Vorliebe des Infanten für die Kinder der Ines sehr in Zweifel gestellt sei, und daß man befürchten müsse, der hinterlassene Sohn der Konstanze, Ferdinand, werde dereinst seiner berechtigten Ansprüche auf die Krone zu Gunsten eines der Söhne der Ines beraubt werden. Ruhe und Wohlfahrt des Landes seien dadurch gefährdet, und der König müsse diese durch geeignete Vorsichtsmaßregeln sichern. Natürlich wurde dabei der Charakter der Ines so schwarz wie möglich hingestellt und sie als das hochmüthigste und herrschsüchtigste Weib geschildert, das je einen Prinzen in ihre Netze gelockt habe.

Der Umstand, daß um diese Zeit viele Kastilianer vor der Despotenwirthschaft Peter's des Grausamen ihr Vaterland verließen und in Portugal durch den Infanten die bereitwilligste Aufnahme fanden, war nur geeignet, der herrschenden Mißstimmung noch mehr Nahrung zuzuführen. Auf's Neue drangen die vertrauten Räthe in den König, Land und Volk vor den fremden Eindringlingen zu schützen und für eine standesgemäße Wiedervertheirathung des Infanten Sorge zu tragen. Alfons IV. gab den Bestürmungen zunächst in so weit nach, als er seinem Sohne nochmals Vorstellungen wegen einer neuen Vermählung

machte. Allein natürlich auch diesmal ohne jeden Erfolg. Der König konnte seinen Räthen nur den Bescheid geben, daß Don Pedro den Vorschlag energisch abgelehnt habe.

Dies führte zu einem festen Entschluß. Die Feinde der Ines entschieden sich für deren Untergang. Nach dem Prinzip, daß der beharrlich auffallende Tropfen allmählig den Stein aushöhle, ließen die erbitterten Räthe nicht nach, den König mehr und mehr mit dem Plane vertraut zu machen, daß Ines als die Ursache aller Gefahren unschädlich gemacht und aus der Welt geschafft werden müsse, denn ein anderes Mittel zu ihrer Beseitigung sei bei der zähen Anhänglichkeit, die ihr Don Pedro bewahre, undenkbar.

Alfons IV. sträubte sich lange gegen diesen Gedanken. Aber endlich ward er doch der Bestürmungen müde und unterließ es, dagegen anzukämpfen. Im Jahre 1355 ging er in Begleitung vieler Großen und Adeligen des Landes, unter Anderen des Alvaro Gonçalves, des Großseneschalls, des Pedro Coelho und Diego Lopes Pacheco, des Herrn v. Ferreira, welche den schwarzen Anschlag besonders betrieben hatten, nach Coimbra. Dort, im Kloster St. Klara, lebte Donna Ines mit ihren drei Kindern in anspruchsloser Zurückgezogenheit.

Der Infant war von den Intriguen, die gegen ihn und seine Liebe gesponnen wurden, nicht ohne Kunde geblieben. Seine eigene Mutter, die Königin Beatrix, sowie sein ehemaliger Lehrer, der Erzbischof von Braga, Gonçalo Pereira, hatten ihm insgeheim längst Nachricht zukommen lassen, daß man Arges gegen ihn im Schilde führe, und

ihn gewarnt, vor den Räthen des Königs auf der Hut zu sein. Allein das Vertrauen auf die Rechtlichkeit seines Vaters ließ ihn nicht daran glauben, daß man sich an einer Frau vergreifen würde, die ihm, dem Kronprinzen, so nahe stehe. Und so kam es, daß Don Pedro jetzt voll Sorglosigkeit für mehrere Tage den Freuden der Jagd nachgegangen war, ohne zum Schutze der in Coimbra zurückgebliebenen Ines die geringsten Vorkehrungen getroffen zu haben. Dieser Umstand war dem König und seinen Begleitern wohl bekannt.

Als die unglückliche Frau den König mit einer Schaar Bewaffneter herankommen sah, durchzuckte eine schreckliche Ahnung ihre Seele. Aber jeder Ausweg, um sich und ihre Kinder zu retten, war abgeschnitten. Bleich wie ein Bild des Todes, zwei ihrer Kinder auf den zitternden Armen, warf sie sich dem König zu Füßen, als er zu ihr in's Gemach trat.

„Herr," rief sie mit bebender Stimme, während Thränen über ihre Wangen rannen, „Herr, warum willst Du mich tödten ohne Ursache? Habe Erbarmen mit mir, dem Weibe Deines Sohnes! Tödte mich nicht ohne Grund! Und hast Du kein Mitleid mit mir, so habe es mit diesen, Deinen Enkeln, Deinem Blute!" ...

Diese von der Todesangst eingegebenen Worte und der Anblick des schönen Weibes, an das sich weinend die Kinder schmiegten, ließen den König nicht ungerührt. Seine Bewegung zu verbergen, wandte er der Flehenden alsbald den Rücken und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Seine Diener mußten ihm natürlich

folgen. Die Macht der Unschuld, der Zauber der Schönheit, die achtunggebietende Mutter- und Gattenliebe schienen des Königs Herz bezwungen zu haben. Aber noch war der Triumph kein vollständiger.

Kaum hatte Alfons das Kloster verlassen, als sich auch die bösen Rathgeber sogleich wieder an seine Seite drängten und ihm vorhielten, welche schweren Nachtheile es haben würde, daß er sich so schnell von seinem Entschlusse habe abbringen lassen, ja, sie scheuten sich nicht, ihm schwächlichen Wankelmuth vorzuwerfen und das Schlimmste als unvermeidliche Folge hinzustellen. Natürlich, sie, die Entzünder und Schürer der Flamme, fürchteten jetzt für sich selber, wenn Don Pedro von dem Anschlag auf die Sicherheit der Ines Kenntniß erhalten würde. Darum drangen sie mit einem wahren Wetteifer in den König, und dieser hatte die Kraft schließlich nicht mehr, ihren teuflischen Einflüsterungen Schweigen zu gebieten. „Sind wir hergekommen," raunten sie dem Könige zu, „um zum Gespötte zu werden? Soll Portugal untergehen um dieses Weibes willen?" ...

„Thut, was Ihr wollt!" stieß Alfons endlich voll Unmuth hervor, als man ihn gar nicht zur Ruhe kommen ließ, und dieses kurze, in seiner Tragweite schwerlich überlegte Wort genügte den blutdürstigen Hofschranzen. Alvaro Gonçalves, Pedro Coelho und Diego Lopez Pacheco stürzten sogleich in das Zimmer der Ines zurück und erdolchten sie in den Armen ihrer Dienerinnen.

Die entsetzliche That, womit Alfons IV. einen so dunklen Flecken auf seinen Namen heftete, war geschehen;

dieselben Ritter, die den Plan dazu entworfen, hatten sie mit eigenen Händen verübt.

Als der Infant, von der Jagd zurückkehrend, den blutigen Leichnam des geliebten Weibes fand, ergriff ihn ein unsäglicher Schmerz. Sobald er sich aber einigermaßen gefaßt hatte, kochten auch die unbändigsten Rachegedanken in ihm auf. Bisher war er seinem Vater mit aller schuldigen Achtung begegnet, jetzt schien mit einem Male jedes kindliche Gefühl in ihm erstickt zu sein. Alles Zureden seiner Freunde blieb erfolglos. Mit den Brüdern der Ines, den beiden de Castro und deren Verwandten, sammelte er schleunig eine Kriegerschaar und fiel, da er die in Schutz genommenen Mörder nicht ergreifen konnte, sengend und brennend in die Provinzen Entre Douro e Minho und Tras os Montes ein, ganz nach damaliger Sitte die Unterthanen für das Unrecht des Landesherrn bestrafend. Erst als er bis Porto vorgerückt war und hier auf den energischen Widerstand des Bischofs von Braga stieß, der ihn mit Schonung und Wohlwollen zur Umkehr mahnte, und als endlich seine Mutter ihn mit flehentlichen Bitten beschwor, den Verwüstungen Einhalt zu thun, erst dann kam es am 5. August 1355 in Canaveses zwischen Vater und Sohn zum Frieden.

In dem Vertrag, der dabei geschlossen wurde, versprach der Infant Allen, die an dem Tod der Ines mit Rath und That sich betheiligt, Verzeihung, und ebenso gelobte der König, Jedem zu vergeben, der mit seinem Sohne Partei gegen ihn ergriffen habe. Zugleich verpflichtete sich Don Pedro, künftig wie ein treuer Vasall

des Königs sich zu halten und alle Unzufriedenen und Verdächtigen aus seiner Umgebung zu entfernen. Vater, Mutter und Sohn bekräftigten den Vertrag durch einen feierlichen Eid.

Nicht ganz zwei Jahre überlebte Alfons die Versöhnung mit seinem Thronfolger. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er die Mörder der Ines nach Lissabon kommen und rieth ihnen, sich so schleunig als möglich, wäre es auch mit dem Verlust ihrer Güter, durch die Flucht in's Ausland zu retten. Sie befolgten auch den Rath und flohen nach Kastilien. Bald darauf, am 28. Mai 1357, starb der König. Das unschuldig vergossene Blut der Ines scheint in seinen letzten Lebensstunden schwer auf seinem Gewissen gelastet zu haben.

Was er vor seinem Hinscheiden geahnt, das geschah. Don Pedro hatte kaum den Thron bestiegen, als er die Auslieferung der Mörder seiner Ines verlangte und sich deshalb an den König von Kastilien wandte, der sich denn auch hierin willfährig zeigte. Die Portugiesen Gonçalves und Coelho wurden 1360 ihrer Güter beraubt und gefangen nach Santarem geführt, wo ohne Weiteres das Todesurtheil über sie gesprochen wurde. Allein Pedro begnügte sich nicht mit ihrer einfachen Hinrichtung, sondern ließ sie auf das Grausamste umbringen. Dem Pedro Coelho befahl er das Herz durch die Brust, dem Alvaro Gonçalves dasselbe durch die Achsel herauszuziehen. Sie ertrugen übrigens diese ausgesuchten Qualen mit großer Standhaftigkeit.

Nur einer von den drei Schuldigen, Pacheco, hatte

sich zu retten gewußt. Ein Bettler, dem er öfters Almosen gegeben hatte, hörte rechtzeitig von der Gefahr, welche seinem Wohlthäter drohte und eilte, ihn davon zu benachtigen. Auf des Bettlers Rath hüllte sich der Ritter in dessen Lumpen, entkam auf diese Weise den Häschern und erreichte die Grenzen von Frankreich, wo er bei dem Grafen Henri de Trastamara eine Freistätte fand. Später stellte sich heraus, daß Pacheco an dem Morde keinen thätlichen Antheil genommen hatte, weshalb Pedro von Portugal ihm verzieh und sein Sohn Ferdinand ihn wieder in Gnaden aufnahm.

Als Pedro die Regierung übernahm, erfreute sich das Reich der Ruhe im Innern, wie des Friedens mit den Nachbarstaaten, und Pedro erhielt den Frieden bis an sein Ende. Betreffs der Ermordung seiner theuren Ines aber war ihm und ihr noch nicht volle Genugthuung geworden. Er beschloß jetzt, die Ehre der Unglücklichen noch über ihrem Grabe zu retten, indem er vor allen Großen des Reiches und vor seinem ganzen Volke das Geheimniß löste und seine Vermählung mit der Hingeschiedenen öffentlich bekannte. Die Hände auf das Evangelienbuch legend, schwur der König einen feierlichen Eid, daß er mit Ines ganz nach kirchlichem Brauche in Braganza sich habe trauen lassen und als ihr rechtmäßiger ehelicher Gemahl bis zu ihrem Tode mit ihr gelebt habe; nur aus Rücksichten gegen seinen Vater, dessen Einwilligung zu diesem Schritt nie zu erhoffen gewesen, habe er bei dessen Lebzeiten Schweigen darüber beobachtet. Die bei der Trauung zugegen gewesenen Zeugen, darunter der Bischof

von Guarda, bestätigten diese Erklärung ebenfalls durch feierlichen Eid.

Und nun, nachdem dies allem Volke bekannt geworden war, ließ der König in wehmüthiger Erinnerung an die Frau, die ihm das Theuerste auf Erden gewesen, eine glänzende Todtenfeier in Scene setzen. Er ließ in Alcobaca, dem königlichen Kloster, wo sich die Ruhestätte seiner Ahnen befand, ein prachtvolles Grabmal von weißem Marmor errichten. Ein Standbild auf demselben stellte Ines mit der Krone auf dem Haupte als Königin dar. Darauf wurde die Leiche der Verblichenen in dem Kloster Santa Klara, wo sie bisher geruht hatte, der Gruft entnommen, empórgerichtet, mit den Zeichen der königlichen Würde geschmückt und in kostbare Gewänder gehüllt, ja, wie einige portugiesische Geschichtschreiber berichten, auf einen Thron gesetzt, wo die Ritter und Großen des Reiches vor ihr niederknieten und zum Zeichen der Unterthänigkeit den Saum ihres Gewandes küssen mußten. Alsdann legte man sie in einen reich gezierten, mit goldgestickten Tüchern bekleideten Sarg, der von Coimbra bis Alcobaca, siebenzehn Legoas (Meilen) weit, von Rittern getragen wurde, während die Edelleute sammt ihren Frauen, die Prälaten und viele Tausende von Menschen dem langen Zuge zu Fuße folgten. An der Grabstätte angelangt, wurden die Ueberreste unter großer Feierlichkeit in die Gruft gebettet, und Pedro ließ dicht daneben eine ähnliche für sich selbst errichten, damit er im Tode an der Seite seiner Gemahlin ruhe.

Der Schmerz über die Ermordung derselben hatte den

König tief gebeugt, und sein vordem so milder Charakter zeigte sich seitdem hart und streng, so daß er vom Volke mehr gefürchtet als geliebt wurde. Trotzdem war seine Regierung eine segensreiche, besonders suchte er Achtung vor Gesetz und Recht bei seinen Unterthanen zu wecken und machte sich durch mancherlei treffliche Verordnungen und Einrichtungen um das Land verdient. Pedro starb am 18. Januar 1367 zu Estremos. In dem Testament, das er vor seinem Tode niedersetzte, wiederholte er, was er sieben Jahre zuvor feierlich beeidigt hatte, und nannte Ines seine rechtmäßige Gemahlin. Seine Mutter, die Königin Beatrix, hatte von Anbeginn um die Ehe Pedro's mit der Kastilianerin gewußt und bereits mehrere Jahre vor dem öffentlichen Bekenntniß der erfolgten Trauung die Rechtmäßigkeit der Ines als Gemahlin ihres Sohnes anerkannt; auch bedachte sie in ihrem Testamente (1368) die Kinder derselben wie legitime Erben.

Trotz alledem hat es nicht an Böswilligen gefehlt, welche die Vermählung Pedro's mit der Geliebten für unwahrscheinlich und die ganze Ceremonie der nachträglichen öffentlichen Anerkennung für eine bloße Komödie erklärten.

Doch ist dieser ganze Streit sicher lediglich aus Partei-Intriguen hervorgegangen, indem sich schon bei Lebzeiten des Königs Alfons theils für, theils gegen die Söhne der Ines Parteien bildeten, die einander lange befehdeten. Auch wenn man dem Eidschwur König Pedro's vor versammeltem Volke Mißtrauen entgegensetzen wollte, so dürfte doch der Umstand, daß er am Tage vor seinem Tode die Thatsache nochmals wiederholte und testamen-

tarisch niederlegte, alle Zweifel zu heben geeignet sein, denn in solchen Stunden verlangt die Wahrheit gebieterisch ihr Recht.

Zwei Parteien also standen einander gegenüber, deren eine die Vermählung leugnete oder entstellte, während die andere mit aller Entschiedenheit dafür eintrat. Dies verwirrte allmählig die öffentliche Meinung. Noch schroffer machten sich aber die Parteigegensätze geltend, als im Jahre 1383 Pedro's Nachfolger Ferdinand starb, mit ihm der Mannesstamm des burgundischen Hauses in Portugal erlosch und man nun den Versuch machte, einen der Söhne der Ines auf den Thron zu setzen. Ueber dessen Rechte und Ansprüche entstand ein heftiger Kampf, der damit endete, daß man den beiden Söhnen der Ines, welche übrigens unterdeß gefangen gehalten wurden, den Weg zur Herrschaft für immer abschnitt, indem man den tapferen Johann I. auf den Thron hob. Mit diesem kam die Linie der sogenannten unechten Burgunder zur Regierung, welche bis 1580 über Portugal das Scepter schwangen.

Ines de Castro aber gehört zu jenen glänzenden historischen Frauengestalten, deren Bilder im duftigen Kranze der Dichtkunst verewigt sind. Portugiesische, deutsche, niederländische und französische Poeten haben ihre Liebe und ihr trauriges Schicksal besungen; das schönste Denkmal jedoch hat ihr der große portugiesische Dichter Camoëns in einer der herrlichsten Episoden seiner „Lusiaden" errichtet.

Der Spiegel der Seele.

Betrachtungen über den ästhetischen und psychologischen Werth des Auges.

Von

Gottfried Pfeuffer.

In den Dichtungen aller Nationen und aller Zeiten ertönt das begeisterte Lob des **Auges** und seiner Schönheit, und zwar sind es Form, Farbe und Feuer des Auges, wonach fast ausschließlich die Schönheit, der ästhetische Werth desselben bemessen wird. Unter der Form des Auges darf man nicht blos die Form des Augapfels verstehen, welcher — weil er bekanntlich bei allen Menschen nahezu von gleicher Größe ist — für den ästhetischen Werth des Auges nicht sehr in Betracht kommt; vielmehr sind es hauptsächlich die Lider und die Brauen, welchen das Auge seine schöne und gewinnende Form verdankt. Die Lider sind es, welche vermöge ihrer vermehrten oder verringerten Oeffnung, ihrer höheren oder flacheren Wölbung den Augapfel groß oder klein erscheinen lassen. In der bildenden Kunst und der Poesie der alten Griechen wurde dem Auge eine große Bedeutung zuerkannt und den Augen der Gottheiten ein typischer Charakter beigelegt. Jupiter wird stets großaugig dargestellt; ebenso Juno, deren „Ochsen-

augen" Homer preist. Auch Apollo hat hoch aufgeschlagene, Minerva zwar große Augen, jedoch mit gesenkten Augenlidern. Nur Venus erscheint mit kleinen Augen, das untere Augenlid mit schmachtendem Ausdrucke in die Höhe gezogen. „Jupiter, Apollo und Juno," sagt Winkelmann, „haben die Oeffnung der Augenlider groß und rundlich gewölbt und enger als gewöhnlich in der Länge, um den Bogen derselben desto erhabener zu halten." Von den Alten wurden die großen Augen nicht blos als besondere Merkmale der Schönheit gepriesen, sondern sie galten auch als sichere Zeichen eines großen und erhabenen Geistes. Auch den Dichtern fast aller Nationen gilt die Größe als eine der höchsten und vollendetsten Schönheiten des menschlichen Auges.

Besonders sind es die arabischen Dichter, welche der erhabenen Größe des Auges in den beredtesten Worten huldigen. Schon der Koran weist die entzückten Gläubigen auf die Schönheit des großen Auges hin: „Neben ihnen (den Seligen im Paradiese) werden sein Jungfrauen mit keuschen Blicken und großen schwarzen Augen." An einer anderen Stelle verspricht der Prophet seinen Anhängern: „Vermählen werden wir sie mit Jungfrauen, begabt mit großen schwarzen Augen."

Goethe, Joseph II., Friedrich der Große, Thorwaldsen und Lichtenberg zeichneten sich beispielsweise durch Größe der Augen, durch hohe Wölbung der Lider hervorgebracht, aus; auch dem Sokrates, der doch sonst von Gesicht nicht schön war, werden große Augen nachgerühmt, und sie verliehen dem Ausdrucke seines Gesichtes Erhabenheit.

Die Augen der Italiener und namentlich jene der Spanier sind hochberühmt durch ihre klassische und ovale Form. Einer ganz besonderen Verehrung erfreute sich das länglich gestaltete Auge bei den Indern und den alten Egyptern; die zahllosen Bildwerke, welche wir auf den egyptischen Bauten antreffen, zeigen alle die längliche Gestalt des Auges in ausgeprägtester Weise. Dasselbe gilt von den assyrischen Bildwerken, an welchen das Auge oft so in die Länge gezogen ist, daß es bis dicht an das Ohr heranreicht. Soll das ovale Auge unseren ästhetischen Ansprüchen vollständig genügen, so darf der äußere Augenwinkel nicht merklich höher stehen, als der innere. Sowie nämlich der äußere Winkel höher rückt, als der innere, so nimmt das Auge eine Form an, welche unserem Schönheitsgefühle geradezu widerspricht. Wegen solch' langgeschlitzter und schiefgestellter Augen haben auch die Tataren, Kalmücken und Chinesen einen uns so befremdenden Gesichtstypus. Schon Aristoteles bezeichnet diese Form des Auges als sicheres Kennzeichen eines hinterlistigen Gemüthes.

Für die Form des Auges sind wie gesagt die Augenbrauen von größter Bedeutung, da durch dieselben die ganze Augenparthie in ausgesprochener Weise markirt wird. „Die Augenbrauen," sagt Buffon, „sind der Schatten in einem Gemälde, der die Farben und Züge hebt." Wohlgeformte Augenbrauen sind zur Schönheit des Auges unumgänglich nothwendig; sie sollen schmal gezogen, lang, dicht, ebenmäßig gerundet sein. Starkbuschige Brauen verleihen dem Auge stets einen finsteren Ausdruck; die

Chinesen pflegen darum allzu kräftige und buschige Brauen bis auf einen feinen Bogen zu rasiren. Zwischen dem inneren Ende beider Brauen soll stets ein breiter Zwischenraum liegen; in dem Mangel desselben sahen die alten Physiognomiker in Uebereinstimmung mit dem Volksglauben das sichere Merkmal eines heimtückischen Wesens. Bei den Arabern jedoch gelten die zusammengewachsenen Brauen für ein so wichtiges Erforderniß eines schönen Gesichtes, daß die Frauen, wenn die Natur ihnen diesen Vorzug versagt hat, künstlich durch Anwendung von Farbe diese Form der Brauen herzustellen sich bemühen. Auch die Chinesen suchen die Form und Zeichnung der Brauen durch Tusche zu verbessern, ohne jedoch eine Verbindung derselben über der Nase herzustellen.

Die Farbe des Auges ist ein weiterer hochwichtiger Faktor für die Schönheit desselben. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die dunklen Augen der heißen Zone, dem Süden, die hellen hingegen den gemäßigten Zonen und dem Norden angehören; ehe die Völkerwanderung und der große Weltverkehr die Nationen mischte, mag wohl der Nationaltypus der Augenfarben ein feststehenderer gewesen sein, als in der Gegenwart. In der Schilderung, welche Tacitus von den alten Germanen entwirft, heißt es: „Bei Allen derselbe Körperbau, glänzende blaue Augen, röthliches Haar u. s. w." Jetzt sehen wir in Deutschland alle Abstufungen des germanischen Blau in Grau und Grün, und Liebende im Norden unseres Vaterlandes, welche sich lieber den dunklen romanischen Augen gefangen geben, haben auch nicht vergeblich zu schmachten.

Den blauen Augen schreibt man zwar viel Sanftmuth zu und hält sie für aufrichtiger als andere, allein mit Unrecht. Es mag sein, daß die blaue Farbe auch hier einen lieblichen Eindruck macht, aber sonst ist es von keinem Belange. Solche Augen und die dunklen, schwarzen den anderen ausdrücklich vorzuziehen, ist eine schreiende Ungerechtigkeit gegenüber den Besitzerinnen gelblicher, grünlicher und grauer Augen, welche doch ebenso viel Sanftmuth ausstrahlen können, wie die blauen. Hier hat man es mit nichts Anderem, als mit einer Geschmackssache zu thun, und der Geschmack richtet sich in diesem Falle nach der Zeit und den Breitegraden. Noch weniger als auf Charakter und Temperament kann man aus den Augen auf die Nationalität schließen. Ueberhaupt kann der Farbe des Auges nur insofern eine Bedeutung beigemessen werden, als der Kontrast zwischen dem weißen und farbigen Theile des Auges ein größerer oder geringerer ist. Meistentheils ist man geneigt, für das etwaige Mißbehagen, welches man beim Anblicke von unbestimmt gefärbten grünlichen, gelblichen und graulichen Augen empfindet, den Besitzer dieser Augen verantwortlich zu machen und das Schwankende und Unbestimmte der Augenfärbung auf den Charakter und den moralischen Zustand des Besitzers derselben zu übertragen. Im Volksmunde heißen solche Augen „Katzenaugen". Aber die Farbe des Auges hat keineswegs einen Bezug auf die moralische Beschaffenheit des Individuums. Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß die Vorliebe für diese oder jene spezielle Färbung des Auges rein national resp. individuell ist.

So finden wir, daß alle nordischen Völker dem blauen Auge zugethan sind. Auf uns Deutsche scheint das Letztere eine ganz besondere Anziehungskraft auszuüben; das begeisterte Lob desselben ertönt in allen Epochen unserer Literatur. Auch in der englischen und skandinavischen Poesie finden wir eine ähnliche Verehrung des blauen Auges. Im Gegensatze zu der Geschmacksrichtung der nordischen Völker huldigen die Südländer durchgängig der Schönheit des dunklen Auges. Das starkglänzende und feurige braune und braunschwarze Auge erscheint ihnen als der Typus, als das Ideal eines schönen Auges, während das mildere und sanfte blaue kaum der Beachtung für würdig gehalten wird. Auch die Chinesen erkennen dem dunklen Auge einen ganz besonderen Schönheitswerth zu, und der arabische Dichter Abulala sagt geradezu: „Die schönsten Augen sind die schwärzesten."

Das Feuer des Auges, das für die Schönheit desselben als dritter bedeutsamer Faktor zu gelten hat, wird erheblich von der Form und Farbe desselben beeinflußt. Die Erhöhung oder Verminderung des Augenfeuers, welche man bei den verschiedenen Affekten beobachten kann, wird einzig und allein durch die Form des Auges bedingt. Je weiter nämlich die Lidspalte geöffnet ist, ein um so größerer Theil von dem Hornhautspiegel tritt zu Tage, um so glänzender und feuriger erscheint also auch das Auge selbst. Darum wird vor Allem am großen Auge ein reichliches Feuer, ein sprühender Glanz bemerkt, und darum wird die Klarheit und der Glanz gerade des großen Auges als etwas ganz besonders Schönes und Prächtiges gerühmt.

Viel mehr als aus der Farbe des Auges ist aus dessen Glanz, sowie aus der Art des Blickes auf Charakter und Temperament des Besitzers zu schließen. Die Farbe bleibt immer gleich und läßt sich nicht ändern, die Bewegung des Auges dagegen ist beständig wechselnd. Freude, Begeisterung und Wahrheit lassen den Augapfel weiter hervortreten und verleihen ihm die glänzende Feuchtigkeit, welche bei jeder Bewegung das Licht reflektirt, daher der schöne brillante Blick, der uns so viele Freude macht. Der Augapfel des Bedrückten, Hoffnungsarmen und Unaufrichtigen zieht sich zurück und wird, von den Lidern halb verdeckt, vom Lichte wenig wiedergespiegelt. Zwischen dem Blicke des Betrübten und dem des noch nicht gänzlich verhärteten Unwahrhaftigen ist aber ein recht bemerkbarer Unterschied; während Jener in seinem Kummer mit dem verschleierten Auge noch gerade und stät schaut, vermag dieser es zu Ruhe und gerader Richtung nicht zu bringen, und wenn man mit ihm den Blick wechselt, weicht der seinige seitwärts dem des Betrachters aus. Interessant aber ist es, einem abgefeimten Lügner in die Augen zu sehen; er blickt so fest, so gerade und leuchtend in die Welt hinein, und man würde ihm kaum die Unwahrheit anmerken, vermöchte er auch seiner Mundwinkel Meister zu sein; doch dies gelingt ihm kaum, sie werden ihm oft zu Verräthern.

In der Sonne des inneren und äußeren Friedens, bei ruhigem Pulsiren des Herzens ist auch der Blick klar, hell, mild, sanft, still, heiter, ruhig, offen, frei, munter, lachend, glänzend, warm, liebreich, hingebend, schmach-

tend, forschend, schalkhaft, verstohlen u. s. w. Wenn aber das Blut wallt und die Leidenschaften überschäumen, wenn das Schicksal Wolken aufthürmt, dann werden die Blicke wild, falsch, funkelnd, feurig, glühend, sprühend, blitzend, trüb, düster, lieblos, finster, mißtrauisch, brütend, rollend, grollend, umwölkt, grinsend, tückisch, trotzig, drohend, wüthend, starr, stier, verstört, verzweifelnd. Der in den Augen wohnende Dämon ist auch zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein Born für die Dichtkunst gewesen, der nie ausgeschöpft werden wird. Namentlich ist ja das Auge der feurige Brand, an dem sich von jeher die Liebe entzündet hat.

Zum Schlusse unserer Plauderei wollen wir noch die Sehorgane der Thierwelt einer kurzen Betrachtung unterziehen. Dem feingeschlitzten Auge der Schlange hat schon die älteste Schöpfungsgeschichte mehr List zuerkannt, „denn allem Thier auf dem Felde". In den Schlangenaugen sieht man auch zuerst jene räthselhafte dämonische Macht des Blickes, welche sich bis zum Menschen hinauf bei allen Geschöpfen zu Zeiten findet und theils als liebenswürdiger Zauber, theils als der vom Volke so gefürchtete „böse Blick" allerwärts bekannt ist. Des Frosches und seiner kaltblütigen Genossen Auge wird dadurch schon etwas menschenähnlicher, daß ihm ein Augenlid zu Gebote steht. Bei den Vögeln ist, um mit Goethe zu reden, das Auge schon viel „sonnenhafter"; sonnenhaft vor Allem ist das Auge des Adlers. Charakteristisch ist demselben und jenen der ganzen Sippe der gefiederten Räuber, bis zum Taubenstößer herab, der darin ausge-

sprochene unbezähmbare Menschenhaß, der Grimm gegen seinen mächtigeren ungefiederten Konkurrenten. Ein ganzer Schatz von Liebenswürdigkeit ist uns dagegen erschlossen in den munteren Gesellen, den Singvögeln; in ihren Aeuglein sehen wir Schüchternheit und Vertraulichkeit häufig im Kampfe. Jungfräuliche Schüchternheit spricht sich im Auge der Taube, dumme Eitelkeit in dem des Pfauen aus, während der von dem stolzen Kamm beschattete Blick des Truthahns ein Gefühl von wohlbewußter Würde ausstrahlt. Das Auge der Säugethiere ist von Augenwimpern und theilweise auch von Augenbrauen beschattet. Wie erhöhen nicht die Augenbrauen das Mienenspiel des Affen, wie verfinstert er durch sie sein Auge, wenn der Zorn ihn packt! Und welche Majestät hat der Blick des Löwen, des Königs der Thiere; es liegt, wenn er uns fixirt, etwas wahrhaft Niederschmetterndes in seinem Blicke. Dagegen wird noch kein Auge die hingebende Treue besser ausgesprochen haben, als das des Hundes. Während das Schaf einen bornirt unschuldigen Blick zeigt, verräth das Auge des Schweins den eigensinnigen, jeder Kultur unzugänglichen Cyniker. Das Auge des „Meister Reineke" bietet das Bild der verschlagensten Bosheit; das große runde und hervorstehende Auge des harmlosen „Lampe" hingegen, das wimpernlos auch im Schlafe offen bleibt, zeigt die größte Schüchternheit, und wenn ein Dichter seine Geliebte wegen ihrer frommen treuen Rehaugen preist, so wird er dieses Thieres Augenausdruck wohl richtig bezeichnet haben. In erster Linie sind es die arabischen Poeten, welche das Auge des Rehes, der Gazelle und des

Hirsches als besonders schön bezeichnen. Die großen, weitgeöffneten und schön gerundeten Augen dieser Thiere entsprechen ganz dem Ideal, welches sich die semitischen Völker von der Schönheit des Auges machen.

Hat also das Auge des Thieres sowohl die Schönheit, als Ausdrucksfähigkeit mit dem des Menschen gemein, so geht ihm doch eines ab, was eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Menschenauges bildet: es ist die Thräne. Nur dem Menschen ist es gegeben, in freudigen wie traurigen Affekten zu weinen, als psychisches Erleichterungsmittel, wenn die innere Spannung die Brust zu sprengen droht. Der seltsame Vorgang des Weinens ist noch unaufgeklärt und daher auch der Punkt, an dem wir unsere kleine Plauderei über den Spiegel der Seele schließen wollen.

Die Schule des Geizes.

Skizze aus der französischen Literaturgeschichte.

Von

Georg Jachmann.

(Nachdruck verboten.)

Unfern dem Kreuzungspunkte der beiden glänzendsten Straßen des modernen Paris, der Rue Rivoli und des Boulevard de Sebastopol, der Place du Chatelet, gerade dort, wo die ganze verschwenderische Pracht der Weltstadt dem erstaunten Auge des Fremden sich am überraschendsten zeigt, befand sich noch vor hundert Jahren das elendeste und schmutzigste Quartier von ganz Paris, das der „Hallen", mit baufälligen kleinen Häusern aus Fachwerk oder verwittertem, rauchgeschwärztem Sandstein, in deren Erdgeschossen die berüchtigten Pariser Hökerfrauen ihre Waaren feilboten. Im 17. Jahrhundert, in dessen erste Hälfte wir den Leser führen, war der Ruf des Quartier und der Rue des Halles ein noch viel schlimmerer, und es zog Niemand in diese Gegend, den nicht seine Armuth zwang, die billigsten Wohnungen in der Stadt zu suchen. Die Kirche von St. Jacques de la Boucherie, die 1789 bis auf den einsamen gothischen Thurm mit seiner prachtvollen Rundsicht niedergerissen und als Nationalgut verkauft worden ist, bildete in früheren Jahrhunderten so-

zusagen den Eingang zu diesem ehemaligen Quartier des Pariser Proletariats. Unmittelbar an die Mauern der Kirche war ein kleines ärmliches Häuschen gebaut, welches von den übrigen Gebäuden der Straße der Hallen dadurch sonderbar abstach, daß sämmtliche Fenster der Frontseite jahraus jahrein mit grünen, altersschwachen Läden fest verschlossen waren und im Souterrain sich keine Verkaufshalle befand. So eigenthümlich das Haus in seinem Aeußeren war, ebenso wunderlich war sein Besitzer, der alte Pierre Paron. Er hatte eine lange hagere Gestalt, auf dürren eingeknickten Beinen und mächtigen Füßen ruhend, mit einem vornübergeneigten Kopf, so scharf und kantig, als wäre er aus braunem Holz gedrechselt, und nur an den großen, weitabstehenden Ohren und im Nacken mit einem spärlichen Kränzchen weißer Haare umrahmt, dazu als Kleidung ein fadenscheiniges, ehedem grünes, aber nun in Gelb abgebleichtes Wamms, schwarze Kniehosen, stets schmutzige weiße Strümpfe und einen Hut, wie ihn die Stutzer fünfzig Jahre vorher getragen hatten. Was man in der Rue des Halles sonst noch von Pierre Paron wußte, war sehr wenig; er galt allgemein für einen Gelehrten, aber wovon er lebte, ob er reich oder arm sei und womit er sich den ganzen Tag über beschäftigte, das hätte uns selbst die neugierigste der Hökerfrauen nicht anvertrauen können. Seine Wirthschaft führte der Alte mit Hilfe eines Dieners, zu welchem Posten er stets einen kaum der Schule entwachsenen Knaben wählte. Herr Paron, werden unsere Leser daraus sehen, war also zum mindesten sparsam; die Burschen aber, die ihm gewöhn-

lich nur sehr kurze Zeit dienten und dann entweder zum Hause hinausgeworfen wurden oder sich eigenmächtig eilends davonmachten, behaupteten, derselbe sei ein Geizhals, wie es in Paris keinen zweiten gäbe, und ließe seinen Diener hungern, während er selbst wie ein Drache über seinen gefüllten Geldsäcken brüte. In dem letzten Jahre hatte übrigens Pierre Paron seinen Diener nicht zu wechseln brauchen, denn seit nahezu vierzehn Monaten war ein fünfzehnjähriger Bursche, Jean Chapelain mit Namen, in seinem Dienste, mit dem er zum ersten Male in seinem langen Leben vollkommen zufrieden war.

Jean Chapelain war im Jahre 1595 in Paris geboren, hatte eine verhältnißmäßig gute Erziehung genossen, war aber durch den plötzlichen Tod seines Vaters so mittellos geworden, daß er, um nicht verhungern zu müssen, sich bei dem alten Pierre Paron, den er zufällig kennen gelernt hatte, um ein Geringes als Diener verdang. Als Tanzmeister, Fechtmeister oder auch als Page und Lakai gab es damals in dem glänzenden Paris Stellen genug, aber der junge Chapelain hatte weder diese schönen Künste, die unser prosaisches Zeitalter die brodlosen nennt, inne, noch hätte er bei seiner abschreckenden Häßlichkeit Pagendienste übernehmen können. Er war sehr klein und mager von Figur, und auf seinen hochstehenden Schultern saß ein silenenhafter Kopf mit lederfarbenem Gesichte und schielenden Augen, der ihm nirgends zur Empfehlung dienen konnte. Chapelain war aus diesen Gründen gezwungen, bei Paron auszuhalten, so schlimm seine Stellung auch in dessen Hause war und wiewohl er stets hungrig zu Bett

gehen mußte. Ueber das Traurige seiner Lage tröstete ihn nur die reiche Bibliothek seines Herrn, die er in seiner freien Zeit durchstudiren konnte, und der bereitwillige Unterricht des gelehrten Paron, wenn Chapelain über einen Wissenszweig aufgeklärt zu werden wünschte. So hatte sich der junge Mann allmählig an seine Stellung gewöhnt, und nur sein mit den Jahren wachsender Appetit wurde mit den schmalen Bissen, die es in Paron's Hause gab, immer unzufriedener; bei allem Wissensdurst, der Chapelain beseelte, mußte dies doch auf die Dauer seine Lage unerträglich machen, und alle seine Klagen beantwortete der Geizhals mit dem theoretischen Grundsatze, daß das viele Essen nur Angewöhnung sei. So fastete und studirte der junge Chapelain im Hause des Geizhalses Tag für Tag geduldig weiter, bis ein höchst drolliges Vorkommniß seine Entfernung veranlaßte.

Im Jahre 1611 kamen für Paris sehr theure Zeiten, und infolge dessen wurden die an und für sich schon sehr mageren Mahlzeiten im Hause Paron's noch karger bemessen, so daß Chapelain an permanentem Hunger litt, und die philosophischen Gründe des geizigen Alten nicht mehr genügten, den knurrenden Magen des jungen Mannes zu beschwichtigen. Da erschien der Namenstag Paron's, und um denselben würdig zu feiern, hatte es der Geizhals über sich gebracht, ein Huhn und eine halbe Flasche Wein für sein Mittagsmahl zu kaufen. Als Mann der weisen Vorsicht klebte er eine große Etikette auf die letztere mit der drohenden Aufschrift „Gift“, um alle Annäherungsversuche seines Dieners im Keime zu ersticken.

Dann übergab er das Huhn Chapelain zum Braten und schritt würdevoll zur Messe, wie er es alljährlich an diesem Tage zu thun pflegte. Der arme Bursche sah sehnsüchtig auf das Huhn, wie es in der Pfanne brodelte und sich bräunte, und mit dem lockenden Anblick stieg sein Hunger zu einer solchen Höhe, daß er ihn nicht mehr bändigen konnte. Ob es sein Herr wohl merkte, wenn das Hühnchen nur mit einem Bein auf den Tisch kam? Er mußte doch kosten, ob es gar gebraten und schmackhaft sei; leise schnitt er ein Bein ab, aber das schmeckte so trefflich, daß er auch an dem zweiten seine Zunge versuchte, und so verschwand allmählig das Hühnchen aus der Pfanne. Erst jetzt wurde sich Chapelain klar über das, was er gethan hatte, und in der Angst der Verzweiflung über die Folgen griff er zu der Giftflasche und leerte sie aus. Nun erwartete er den Tod, aber der blieb aus, dagegen aber kam sein Herr, um sein lukullisches Mahl einzunehmen. Das Ende vom Liede war, daß der Geizhals den armen Chapelain zum Hause hinauswarf.

Eine Zeit lang schlug sich der junge Mensch in Paris so gut es für einen Mann von gesundem Magen und keinem Verdienste gehen mochte, durch; als später seine Geschichte mit Monsieur Paron bekannt geworden war, brachte ihn der witzige Herr v. Mezirac unter der Miene des aufrichtigsten Wohlwollens zu dem berühmten Kritiker Franz Malherbe, der ebenfalls wegen seiner Sparsamkeit berühmt war, und dem er den jungen Burschen als einen trefflichen Diener empfahl, natürlich in keiner anderen Absicht, als um den armen Chapelain vom

Regen in die Traufe zu bringen und dem sensationslustigen Publikum über Malherbe und seinen viel bespöttelten Geiz etwas Neues zum Lachen zu geben. Doch traf diese Hoffnung zum Glück für den hart geprüften Chapelain nicht ein, denn das scharfe Auge Malherbe's erkannte in wenigen Tagen, daß der junge Mann mit seinen Kenntnissen und ungewöhnlichen Geistesgaben denn doch zu gut für einen Diener sei. Er empfahl ihn infolge dessen der Marquise de la Trousse zum Lehrer ihres Söhnchens. Zugleich gab er sich alle Mühe für das Fortkommen Chapelain's, dessen poetisches Talent ihm namentlich der Ermunterung werth schien; er sah dessen erste literarische Arbeiten durch, ließ die ersten Oden desselben drucken, machte ihn mit seinen gelehrten Freunden bekannt und hielt bis an seinen Tod im Jahre 1628 seine schützende Hand über den jungen Dichter. Das wichtigste Ereigniß für Chapelain's Zukunft war es dabei, daß sein väterlicher Freund ihm auch den Verkehr mit der großen Welt erschloß, indem er ihn der Marquise v. Rambouillet empfahl.

Das Haus der Marquise v. Rambouillet war um diese Zeit der Sammelplatz der vornehmen Welt. Neben den Prinzen des königlichen Hauses, den Condé und Conti, der Herzogin v. Longueville, dem Kardinal Retz und selbst dem großen Richelieu sah man im Hotel Rambouillet auch die bedeutendsten Vertreter der geistigen Aristokratie, wie Malherbe, Jean Louis de Balzac, Voiture, kurz die geistreiche Frau vereinte bei sich einen Kreis von Männern und Frauen, die zu den Besten des Landes gehörten

und eine Zierde des Jahrhunderts bildeten. Mademoiselle de Scudéry, die zu den täglichen Besuchern des Palastes gehörte, schildert in ihrem Romane „Cyrus“ denselben als einen wahren Zauberpalast und rühmt besonders den blauen Salon, einen Saal mit blauen Vorhängen, blauen Möbeln und mit blauem, goldgesticktem Sammt ausgeschlagen. Neben diesem blauen Salon befand sich das Schlafzimmer der Marquise, das mit vergoldeten Säulen und prächtigen Gobelins geschmückt nach der Sitte der damaligen Zeit das Empfangszimmer der geistreichen Frau bildete. Der Etikette gemäß empfing die Dame des Hauses, auf dem Ruhebett, das auf einer kleinen Estrade stand, sitzend, ihre Gäste; die besuchenden Damen reihten sich auf Sesseln und Stühlen um die Marquise, während die Herren standen, oder, wenn sie sehr galant sein wollten, ihre Mäntel auf dem Boden vor den Schönen ausbreiteten und sich zu deren Füßen niederließen. In zwangloser Unterhaltung besprach man hier die Tagesereignisse, die Literatur, und ab und zu die Politik, hier wurden von Dichtern ihre Erzeugnisse vorgelesen, gelehrte Arbeiten kritisch besprochen — kurz, das Zimmer der Marquise bildete das neutrale Terrain für den Austausch der verschiedenen Ansichten und Urtheile der bedeutendsten Männer der Nation.

So wenig Jean Chapelain in seinem Aeußeren für einen eleganten Salon zu passen schien, so sehr zeichnete er sich bei diesen Unterhaltungen bald durch seinen sprühenden Witz und seine scharfe Kritik aus. Gelehrte und Dichter wurden auf den geistreichen jungen Mann mit dem abschreckenden Aeußern aufmerksam und suchten seine

Freundschaft. Richelieu begann sich lebhaft für Chapelain zu interessiren, und ein Nachkomme des tapferen Dunois, der Herzog v. Longueville, trug ihm gegen ein großes Jahrgehalt die Abfassung eines Epos über die Jungfrau von Orleans auf. Dadurch war es Chapelain möglich gemacht, seine subalterne Stellung aufzugeben und sich auf eigene Füße zu stellen. Es gelang seinem kritischen Talente bald, sich eine so diktatorische Stellung in der französischen Literatur zu erobern, daß die zeitgenössischen Dichter ehrerbietig auf die Worte des kleinen Literaturtyrannen lauschten, und der berühmte Balzac den „weisen und gelehrten" Herrn Chapelain als das Orakel der Kritik und des Wissens pries. Mit seinem wachsenden Ansehen stieg auch sein Selbstbewußtsein und, wie das so oft zu geschehen pflegt, rechnete Chapelain die Ovationen, die er seinem Talent verdankte, der Macht seiner eigenen Persönlichkeit zu.

Die gefeiertste Dame in diesen Kreisen war Julie, die älteste Tochter der Marquise v. Rambouillet. Die junge Marquise war eine sehr fein angelegte Natur, ausgestattet ebenso sehr mit geistigen Anlagen, wie mit den Vorzügen jugendlicher Schönheit, und es war ganz natürlich, daß sich um sie wie um eine Königin ein großer Verehrerkreis bildete. Julie schien jedoch blind gegen alle Huldigungen zu sein und wies ostentativ jede Annäherung an ihre Person, die den Charakter einer Werbung um ihre Hand zu tragen schien, zurück. Dagegen verkehrte sie mit besonderer Vorliebe mit den literarischen Kapazitäten, die ihren Sammelplatz in dem Palais ihrer Mutter fanden, und sie

gestattete sich ihnen gegenüber eine um so größere Vertraulichkeit, je weniger sie von dieser Seite aus ernstliche Absichten um ihre Hand fürchten zu müssen glaubte. Eine wahrhaft abschreckende Häßlichkeit, mit der die Natur Chapelain beladen hatte, prädestinirte vor allen Anderen diesen zum Vertrauten der jungen Marquise; aber der eingebildete Dichter, der damals auf der Höhe seines Rufes stand, war kurzsichtig genug, aus dem zutraulichen Wesen Juliens auf eine ernste Herzensneigung zu seiner Person zu schließen. Chapelain hatte ein zu weiches Herz, um die Dame grausam schmachten zu lassen, und es muß einer der drolligsten Momente gewesen sein, in dem der Dichter, der Gegenliebe seiner Angebeteten nach seiner Meinung vollkommen sicher, Julien v. Rambouillet seiner Liebe versicherte. Die junge Marquise war über den unerwarteten Heirathsantrag so erstaunt, daß sie Chapelain, der mit vollem Siegesbewußtsein vor ihr stand, zuerst sprachlos anstarrte und dann mit dem übermüthigen Ausruf: „Ich, Madame Chapelain!“ in ein so helles Lachen ausbrach, daß der arme Bewerber über den Erfolg seiner Liebeserklärung nicht zweifelhaft bleiben konnte. Er schlich sich denn auch eilends davon, ohne es jedoch dadurch vermeiden zu können, daß Wochen lang halb Paris nur von dem Heirathsantrag Chapelain's sprach. Seine Angebetete vermählte sich später mit dem Herzoge v. Montausier, hatte aber Chapelain's Kühnheit so wenig übel aufgenommen, daß sie bis zum Tode desselben mit ihm in freundschaftlichem Verkehr blieb; für unseren Dichter aber hatte diese Niederlage in der Liebe die gute Folge, daß er in Zukunft

gegen Angriffe auf sein Herz gefeiet schien. Wenigstens heirathete Chapelain nie und galt später allgemein als Weiberfeind. Wenn man ihn hin und wieder nach den Gründen dieser Abneigung fragte, war er mit der Antwort stets schnell bereit: „Das geistreichste Frauenzimmer habe doch nur einen halben Verstand.“ Andere freilich, welche seine Vergangenheit besser kannten, meinten, daß ihrem Freunde Chapelain nur die Trauben zu sauer seien, und damit hatten sie Recht.

Eine zweite Folge dieses Ereignisses im Hause der Marquise v. Rambouillet war eine merkwürdige Veränderung, die sich seit dieser Zeit im Charakter Chapelain's vollzog. Man sollte meinen, daß die ideale Beschäftigung eines Poeten denselben vor allzu großer Werthschätzung des Geldes schützen müsse, und die schwere Schule, die er im Hause des Geizhalses Paron durchlebt hatte, gerade Chapelain davor gesichert haben würde, selbst einmal geizig zu werden. Trotz alledem wurde Chapelain noch ein weit größerer Harpagon, als sein Lehrmeister Paron war, und sein Name ist in Frankreich in dieser Beziehung sprichwörtlich geworden.

Sein sehr bedeutendes Einkommen, welches er aus dem Verkauf seiner Poesien und Kritiken, sowie aus den ansehnlichen Pensionen des Kardinals Richelieu und des Herzogs v. Longueville sein Leben lang bezog, betrug etwa 20,000 Francs, eine stattliche Jahresrente, die den Dichter in den Stand gesetzt haben würde, ein glänzendes Leben zu führen, aber Chapelain war nicht der Mann der Verschwendung. Er miethete sich in einer der schmutzigen

und ärmlichen Vorstädte von Paris ein kleines Dachstübchen, und dort hauste er jahraus jahrein, ohne einen Menschen um sich zu dulden, der ihn mit seinen Handreichungen unterstützt hätte. Um die Ausgabe für den Tisch zu sparen, bedang sich Chapelain bei seinen Erben sein Leben lang freies Essen aus, und sobald er einmal ausgebeten war, zog er von denselben eine bestimmte Abfindungssumme dafür, daß er nicht bei ihnen gegessen hatte, ein. Mitten im Sommer ging der Geizhals in einem großen blauen Tuchmantel von ehrwürdigstem Alter, mochte es auch noch so heiß sein, und wenn man ihn nach der Ursache dieser sonderbaren Tracht fragte, so antwortete er stets, daß er sich nicht wohl befände. Der Schriftsteller Conrart sagte ihm daher einmal lachend: „Lieber College, seien Sie doch etwas offener, ich glaube, Ihr Rock ist es, der sich nicht wohl befindet.“ Und er hatte Recht, denn Chapelain trug sein Leben lang ein so geflicktes und aus den verschiedensten Stücken zusammengesetztes Kleid, daß die Fäden an demselben den Spinngeweben in ihrer kunstvollen Mannigfaltigkeit glichen, infolge dessen ihn die Mitglieder der französischen Akademie der Wissenschaften nicht anders wie den „Ritter vom Spinnenorden“ nannten.

Der Kardinal Richelieu, der die merkwürdige Schwäche hatte, seinem hohen Ruhme als Staatsmann auch den eines berühmten Schriftstellers hinzufügen zu wollen, glaubte in Chapelain die beste Hilfe für seine ehrgeizigen Zwecke zu finden, und trat mit ihm in sehr intimen Verkehr. So unbeliebt dieser auch wegen seines widerlichen

Geizes war, so sehr fürchtete man doch in literarischen Kreisen seine scharfsinnige Kritik und maßgebendes Urtheil, und man beeilte sich, den Mann, der zwanzig Jahre lang wie ein unantastbarer Richter über alle Geisteserzeugnisse des damaligen Frankreich den Stab brechen sollte, für die Akademie der Wissenschaften zu gewinnen; Chapelain täuschte die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, in der That nicht, er wurde eines der hervorragendsten und thätigsten Mitglieder derselben. In demselben Maße aber, wie seine Würden und Ehren stiegen und sein Einkommen sich rapide vermehrte, wuchs auch des Dichters Geiz, und je älter er wurde, mit desto größerer Schroffheit trat dieser Charakterzug an ihm hervor. In der Akademie war es Brauch, daß der jedesmalige Direktor derselben, wenn ein Akademiker starb, aus seinen Privatmitteln 500 Francs für das Begräbniß auswarf, und dies war Grund genug, um Chapelain gegen die Wahl zum Direktor sich stets sträuben zu lassen. Nur durch eine List wurde der Geizhals während der Krankheit des Kanzlers Seguier von der Akademie zu diesem Amte designirt, und von da an war es um Chapelain's Ruhe geschehen, da er in steter Besorgniß schwebte, daß der Kranke vielleicht während seiner Amtsdauer sterben könnte. Als nun das gefürchtete Ereigniß wirklich eintrat, war der unglückliche Dichter untröstlich. Es sei zu lächerlich gewesen, erzählt Menagius, wie Chapelain in seiner Verzweiflung um den drohenden Verlust einer so geringen Summe sich das Haar ausgerauft und immerfort gejammert hätte: „Mein ganzes Vermögen wird nicht zureichen, ich bin ein

verlorener Mann, man wird mich bettelarm machen!“ Und der Geizhals trieb es damit so weit, daß sich endlich die Mitglieder der Akademie, um dem Skandal ein Ende zu machen, zusammenthaten und Beiträge zu den Begräbnißkosten des Kanzlers bezahlten, bei welcher Gelegenheit Chapelain es nicht unter seiner Würde hielt, den Ueberschuß derselben in die eigene Tasche fließen zu lassen.

So allgemein aber Chapelain sich durch seinen Geiz verhaßt machte, ein Herz gewann er gerade dadurch doch für sich, es war dasjenige des Monsieur Paron, seines ehemaligen Herrn. Zwar näherte sich der Greis, der das ehrwürdige Alter von 90 Jahren und darüber erreichte, Chapelain niemals, dazu war der Schmerz über den tollen Streich desselben und über den allgemeinen Spott, den er deswegen zu ertragen gehabt hatte — der witzige Akademiker Bautru hatte den drolligen Vorfall sogar in Verse gebracht — doch zu tief gegangen, aber als er auf dem Sterbebette lag, ließ er seinen ehemaligen Diener nebst einem Notar und einigen Zeugen rufen und setzte ihn zum alleinigen Erben seines beträchtlichen Vermögens ein, indem er sagte, daß er Niemand in Paris gefunden habe, dessen Lebensweise besser zeige, wie man mit Geld umgehen müsse, als Chapelain. Dies Testament, über das man in Paris seiner Zeit nicht wenig gelacht hat, brachte die Jugendgeschichte Chapelain's wieder in Erinnerung und bestärkte den geizigen Dichter nur noch in seiner Habgier. Um das Geld für die Scheuerfrau zu sparen, ließ er selbst seine Stube nicht mehr reinigen, und Balzac erzählt, daß er in Chapelain's Stube dieselben Spinn-

weben und im Kamin dieselben Kohlen habe liegen sehen, die er zehn Jahre vorher daselbst bemerkt hätte, als er ihn vor seinem Streit zum letzten Male besuchte. Zuletzt ging Chapelain in keine Gesellschaft mehr, weil plötzlich bei einem glänzenden Mittagessen im Hause des Herrn le Prince vor des Geizhalses Platze eine große Kreuzspinne bemerkt worden war, und die anwesenden Damen einstimmig behauptet hatten, daß dieselbe aus seiner Perrücke stamme; dies hatte ihn so verletzt, daß er selbst nicht mehr in dem Hause der Marquise v. Rambouillet erschien und man ihn nur noch in der Akademie zu sehen bekam. Und dorthin ging er auch nur, um die wenigen Pfennige, welche die Mitglieder für die Abhaltung der Sitzungen bekamen, nicht zu verlieren; kein Unwetter hielt ihn dabei ab, und als einst ein Platzregen die engen Straßen der Vorstadt derart überschwemmt hatte, daß sie ziemlich hoch mit Wasser bedeckt waren, entschloß er sich, trotz seiner 79 Jahre, durchzuwaten, um nur nach der Akademie zu kommen. Die Folge davon war, daß er daselbst ganz durchnäßt anlangte, aber aus Furcht vor dem Spott seiner Collegen nicht an den Ofen zu treten wagte, um sich zu trocknen, sondern die Beine unter den Stuhl steckte, auf dem er saß. Als er am Schlusse der Sitzung nach Hause gehen wollte, waren seine Glieder so steif, daß er sich nicht zu bewegen vermochte; er wurde nach Hause gebracht und starb wenige Tage darauf an den Folgen dieser Erkältung. Einen Tag vor seinem Tode kam ein junger Dichter, Charles Duperrier, zu ihm und bat ihn um ein kleines Darlehen; Chapelain, in dessen Stube unter und neben

seinem Bette ein gefüllter Geldsack neben dem anderen stand, gab seinem Herzen einen Stoß, griff in einen der Säcke und bot Duperrier — einen Thaler. „Wir müssen," sagte er dabei, „unseren Freunden in ihren Nöthen beistehen, aber auch uns vorsehen, daß wir sie nicht zur Verschwendung verleiten."

Als er todt war, fand man in seinem Sterbezimmer ein Vermögen von über 100,000 Thaler, in einzelne Säcke gepackt, baar vor, und Menagius, der zuerst die Nachricht vom Tode Chapelain's nach der Akademie brachte, sagte zu Herrn v. Valois: „Sie wissen doch, daß unser Freund Chapelain gestorben ist wie ein Müller mitten unter seinen Säcken."

Zu den näheren Bekannten Jean Chapelain's hatte auch der berühmte Lustspieldichter Molière, der bereits im Jahre 1673, also ein Jahr früher gestorben war, gehört, und die Zeitgenossen Beider behaupten, daß eine seiner trefflichsten Lustspielfiguren, „der Geizige", viele Züge von Chapelain trage, der in der That wie kaum ein Anderer in der Schule des Geizes groß geworden war.

Die Lehre des Buddha.

Kulturhistorische Skizze

von

Friedrich Zimmermann.

(Nachdruck verboten.)

Unter allen indogermanischen Völkern waren anscheinend die Arier die letzten, welche, obwohl noch in vorhistorischer Zeit, ihre Urheimath in Mittelasien verließen, um neue Wohnsitze aufzusuchen. Sie stiegen durch die Kabulpässe in das Pendschab, das Land der fünf Ströme hinab, und breiteten sich erobernd über ganz Vorderindien aus.

Während dieser Jahrhunderte langen Kämpfe und Wanderzüge machten die Arier unter dem Einflusse der neuen Lebensverhältnisse und des Tropenklima's eine höchst eigenthümliche soziale, geistige und körperliche Entwickelung durch, welche sich besonders in der Ausbildung ihrer Religion und Philosophie äußerte. Vom ursprünglichen reinen Naturdienst gelangten sie zum Brahmanismus, und von diesem durch die Reform des Königssohnes Siddharta, aus dem Stamme der Sakja, zum Buddhismus, derjenigen Religion, welche noch jetzt im ganzen nicht islamisirten Asien die herrschende ist und nahezu 350 Millionen Bekenner zählt.

Um die uns fremden Grundlehren des Buddhismus

richtig zu verstehen, ist es nöthig, vorher einen Blick auf den Brahmanismus, aus dem sie entsprossen, zu werfen.

Nach den heiligen Büchern des Brahmanismus, den Veden, ist diese Welt nur eine Täuschung, ein Wahngebilde der individuellen Seele. Nur das unentstandene, unveränderliche, ewige Urwesen, das Brahma (in der Sanskritsprache als Neutrum auftretend) oder die Weltseele existirt wirklich, die Welt scheint nur zu existiren. Das Gaukelbild, welches wir die Welt nennen, entstand dadurch, daß das Brahma sich zur Erscheinungswelt entfaltete. Aus seinen reinsten Ausströmungen entstanden verschiedene Klassen von Göttern, Menschen, Thieren, Pflanzen, und da die Brahmasubstanz sich fortlaufend verschlechterte, schließlich auch unorganische Körper und Dämonen. Wie Alles aus dem Brahma hervorgegangen ist, so strömt auch Alles dahin zurück. Die Naturgebilde entstehen und vergehen, tauchen auf und nieder und beweisen durch ihre Dauerlosigkeit ihre Hohlheit und Nichtigkeit. Das Brahma allein ist das wahre, unveränderliche Sein, und dies zu erkennen die höchste Weisheit. Diejenigen Seelen, welche selbstsüchtig ihr „Ich" als gänzlich verschieden von den anderen Wesen betrachten, versinken im Strudel der Welt und werden, je nach ihren Begierden, in höheren oder niedrigeren Erscheinungsformen wiedergeboren, gelangen also nie zur Erlösung aus dieser elenden und schmerzvollen Scheinexistenz. Wer dagegen allen Begierden entsagt, die Gesetze befolgt, geduldig alles Ungemach trägt, wird durch die Seelenwanderung zu immer höheren Formen der Erscheinung gelangen und schließlich, wenn er als

Brahmane einen heiligen Lebenswandel geführt, gar nicht mehr wiedergeboren, d. h. mit dem Brahma vereinigt werden.

Diese einfache und schöne Weltanschauung entartete unter den Händen der Priester zu einem Zerrbild, zu einer entsetzlichen Plage für die größte Masse des Volkes, denn aus derselben leiteten die Brahmanen die Kasteneintheilung ab. Das Brahma wurde bald persönlich, als Gott, gedacht und ihm Wischnu und Siwa beigesellt. Brahma lebt in allen Wesen, aber nur die Brahmanen, die Kriegerkaste und die der Ackerbauern und Kaufleute sind aus seinen reinen Ausströmungen hervorgegangen, dagegen die Sudra oder Paria, die Kaste der Handwerker, Tagelöhner, Diener und Sklaven aus seinen unreinen Theilen. Die Sudra sind daher den Thieren ähnlich, gänzlich schlecht und verworfen und können nie zu Brahma gelangen.

An diese Auslegung knüpfte sich nun ein wüster Götzendienst mit unzähligen Ceremonien, Gebeten, Opfern, Spenden, Reinigungen 2c., die das Volk beständig in Athem hielten und das Mittel wurden, es auf das schmählichste zu tyrannisiren, auszusaugen und zu bedrücken.

Eine Religion aber, welche den größten Theil des Volkes für Zeit und Ewigkeit verworfen erklärte, mußte endlich zu einer Revolution führen. Es ist die Bedeutung des Buddha Sakjamuni, der erschien, als brahmanischer Hochmuth und Eigennutz den höchsten Gipfel erreicht hatten, die starre Fessel des Dogma's gebrochen, die Vorrechte der Kasten zerstört und dem ganzen Volke das Heil und die Erlösung gebracht zu haben.

Nach den neueren kritischen Geschichtsforschungen ist

die Geburt des Buddha Sakjamuni etwa um das Jahr 700 v. Chr. Geburt anzusetzen. Seine Lebensgeschichte, später mehr und mehr mit zahllosen Wundern und phantastischen Ungeheuerlichkeiten ausgeschmückt, ist nach Auslassung der gröbsten Uebertreibungen folgende.

Eines Tages hatte die reine und tugendhafte Königin von Kapilavastu, welche wie ihr Gatte dem Geschlecht der Sakja entstammte, einen seltsamen Traum. Ihr träumte, ein weißer Elephant rührte ihr mit seinem Rüssel die Seite, worauf ein fünffarbiger Lichtstrahl durch die entstandene Wunde eindrang. Auf ihre Anfrage erklärten die Zeichendeuter der Königin, sie würde Mutter eines allerherrlichstvollendetsten Buddha werden. Die Königin gebar denn auch unter einem Feigenbaum im Lusthain Lumbini einen wunderschönen Knaben, der mit heiligem Wasser getauft wurde und den Namen Siddharta erhielt. Der Büßer Asita eilt, vom Geiste getrieben, herbei, fällt vor dem Kinde nieder und verkündet laut die welterlösende Mission des Prinzen, die Hofastrologen und Opferbeschauer thun den Ausspruch, er werde entweder ein Weltmonarch oder ein Weltüberwinder sein.

Da der König nicht wünscht, daß sein Sohn den geistlichen Stand erwähle, so läßt er ihn in einem herrlichen, meilenweiten Park, fern von aller Welt erziehen, verheirathet ihn mit 16 Jahren und läßt durch seine Leibwachen dafür sorgen, daß weder fremde Menschen den Park betreten, noch der Prinz denselben verlasse.

Trotz ununterbrochener rauschender Feste und Vergnügungen zeigt Siddharta aber einen starken Hang zu

melancholischen Betrachtungen, flieht oft die Freuden des Hofes und erhält daher den Namen Sakjamuni (Einsiedler der Sakja). Eines Tages, bei ein Spazierfahrt, begegnet ihm ein Greis mit runzligem Angesicht, kahlem Haupte und zitternden Gliedern, von dem Niemand weiß, wie er in den königlichen Park gelangt. Ergriffen von dem traurigen Anblick fragt Sakjamuni seinen Wagenlenker, wer das sei. Dieser erwiedert: „Ein alter Mann." — „Ist es das Loos Aller, zu altern?" fragt der Prinz weiter, „oder ist es bei diesem nur ein Familienfehler?" — „Nein, es ist das Loos aller Kreaturen, zu altern," erfolgt die Antwort des Wagenlenkers, und betrübt kehrt der Königssohn in den Palast zurück. Der König, dem der Vorfall gemeldet wird, läßt die Wachen verstärken und denselben bei Todesstrafe anbefehlen, Niemand in den Park einzulassen. Trotzdem gewahrt Siddharta bei einer zweiten Ausfahrt einen Kranken, der mit unheilbarem Siechthum behaftet, und bei einer dritten gar einen verwesenden, von Würmern zerfressenen Leichnam. Da ruft der Prinz schmerzlich: „Wehe dem Menschengeschlechte, das eine Beute so großer Leiden und durch Alter und Krankheit dem Tode anheimzufallen bestimmt ist. Ich will darauf sinnen, wie man sich von diesen Uebeln befreit." Und als er in tiefen Gedanken versunken einige Tage später im Parke lustwandelt, begegnet ihm ein geistlicher Büßer, dessen ganze Erscheinung innere Ruhe und Sammlung ausdrückt. Von diesem Augenblick an ist sein Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen.

Noch an demselben Tage bittet er seinen Vater um

die Erlaubniß, den Palast zu verlassen, und da seine Bitte versagt wird, beschließt er zu fliehen. Schon steht sein Pferd gesattelt, da wird ihm gemeldet, daß ihm seine Frau einen Sohn geboren habe, und noch einmal entsteht in seiner Brust ein schmerzlicher Kampf zwischen der Vaterliebe und derjenigen zur ganzen Menschheit. Die Liebe zur leidenden Menschheit siegt. Er schleicht in das Gemach seiner Frau, die mit dem Neugeborenen im Arm friedlich schlummert, wirft einen langen Scheideblick auf Beide, schwingt sich dann entschlossen auf's Pferd und entkommt unbemerkt aus dem Palast. Nachdem er die ganze Nacht geritten, übergibt er sein Pferd und seine königlichen Gewänder seinem treuen Diener, sendet denselben nach Haus, schneidet sich darauf die Haare ab, zieht das gelbe Bettlergewand an und pilgert nach der Hauptstadt des angrenzenden Königreiches, um dort aus dem Munde berühmter Lehrer die tiefsten Geheimnisse brahmanischer Weisheit zu lernen. Aber bald muß er erkennen, daß in ihnen das Heil nicht zu finden ist. Enttäuscht, doch mit um so heißerem Verlangen nach der Wahrheit, zieht er sich in die Wüste zurück, wo er sechs Jahre unter Wachen, Fasten und Nachdenken einsam verbringt. Nach Ablauf dieser Zeit fühlt er sich zum härtesten Kampf gekräftigt.

Bei dem nahegelegenen Buddhagaja steht der Baum der Erkenntniß (Bodhibaum), unter demselben der Thron der Intelligenz. Er besteigt den Thron, und nun erfolgt die Entscheidung, die Ueberwindung der Welt, der Sünde, des Verlangens und der Selbstsucht.

Mara, der Gott der Liebe, der Sünde und des Todes, der Fürst dieser Welt, naht ihm mit seinen Heerschaaren, entfesselt die Elemente und sucht den Boddhisatva (den die Buddhaschaft erstrebenden) durch Furcht in seinem Vorsatze wankend zu machen. Sakjamuni bleibt unerschüttert. Darauf bietet ihm Mara alle Reiche dieser Welt an, zeigt ihm alle Freuden des Genusses und verspricht ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche. Doch Sakjamuni spricht: „Die Begierde führt nicht zur Erlösung, sie kann nie gestillt werden, sie wächst wie der Durst, wenn man Salzwasser getrunken hat. Weiche von mir!“ In Verzweiflung entflieht Mara, und in der Nacht, die diesem Kampfe folgt, geht dem Einsiedler der Sakja das Licht der Erkenntniß auf, vor dessen Schein Raum und Zeit, der Trug des Werdens und Daseins, des Entstehens und Vergehens mit ihren täuschenden Gebilden verschwinden. Er überschaut die unermeßlichen Weltenräume, erkennt, daß überall, wo der Lebenstrieb seine Gestalten tummelt, sich Kampf und Unruhe, Noth und Schmerz, Elend und Jammer einstellen und daß, um dem endlosen Leiden des Lebens zu entfliehen, aus dem Kreis der Seelenwanderung herauszukommen, es nur ein Mittel gibt, nämlich: das Streben nach der Existenz in sich selber zu ertödten. Mit dieser letzteren Einsicht hat er die vollkommene Weisheit (Boddhi) erlangt, er ist Buddha (der Erleuchtete, Erlöser) geworden.

Fünfzig Tage verweilt der Siegreich-Vollendete noch im Schatten des Boddhibaumes, dann kehrt er zu den Menschen zurück, um fortan auf Straßen und Gassen das

Heil zu verkünden und den herbeieilenden Hörern den Weg zur Erlösung zu zeigen.

Die Welt ist nach der Lehre des Sakjamuni ohne Anfang und Ende, und ein Weltschöpfer existirt nicht. Denn wie wäre es möglich, daß jemals die Kette der Ursachen und Wirkungen abreißen könne, jemals eine Ursache die erste, jemals eine Wirkung die letzte sein könne? Der Kosmos ist mit allen seinen Millionen Welten nichts als ein wüstes Traumbild, eine Spiegelung jenes unheilvollen „Strebens nach der Existenz". Wo immer dieses Streben vorhanden, da werden auch materielle Körper erscheinen, und Geburt, Krankheit, Alter und Tod mit ihrem Gefolge von Schmerzen und Leiden aller Art sich einstellen. Das Streben nach der Existenz gebiert das Dasein (die Welt). Das Dasein gebiert den Schmerz. Diese Erscheinungswelt ist das Sansara, ein wüstes Meer, auf dem die Seelen vom Sturme der Leidenschaften rastlos hin und her getrieben werden. Jede gute, wie jede böse That trägt ihre Frucht in einer neuen Geburt, nimmer hat das Spiel ein Ende, und wenn infolge überhand nehmender Sünde die Welt endlich zu Grunde geht, so entsteht eine neue. Aber auch ein Buddha wird in jeder Weltenperiode geboren, denn das Heil ist immer da, wie die Sünde, und nicht an eine einzige Epoche, eine einzelne Person gebunden.

Dem sündenverdüsterten Auge allerdings erscheint das eigene Leiden als etwas Zufälliges, denn Niemand, der in seiner Brust noch das Verlangen nach der Existenz und ihren flüchtigen Genüssen fühlt, erinnert sich seiner

früheren Lebensläufe und der Schuld, welche er darin auf sich geladen. Er leidet und sündigt, vom Schmerze getrieben, abermals, er geräth immer tiefer in den Zirkel der Metempsychose hinein und nimmer erblickt er den Ausweg.

Aber gibt es denn einen Ausweg? Ist es denn möglich, den Kreis der Seelenwanderung zu sprengen und aus diesem stürmischen Meer des Sansara den ruhigen Hafen zu gewinnen? Ja! Drüben am anderen Ufer liegt Nirwana, das seelige, unbewegte Nichts, in welches nach ihrem Tode Diejenigen eingehen, welche durch freiwillige Armuth, Keuschheit, Enthaltsamkeit und Barmherzigkeit alle Leidenschaften in ihrer Brust ertödten, das Streben nach der Existenz in sich vernichten und nur noch für das Heil ihrer Mitgeschöpfe arbeiten.

Das ist der Kern der Lehren des Buddhismus, dessen Verkünder zum ersten Male den irrenden Menschen die große Wahrheit brachte, daß der Zweck des Lebens ein moralischer ist, daß die Unseligkeit wie die Seligkeit allein im Menschen selbst liegt, und daß nicht Rang, nicht Reichthum, nicht Kriegsthaten noch Talente und Gelehrsamkeit den Werth des Menschen bestimmen, sondern allein die Reinheit und Güte der Gesinnung.

Freilich hat man dem Buddhismus, und wohl mit Recht, vorgeworfen, daß er erschlaffend, die Thatkraft lähmend und daher politisch verknechtend gewirkt hat. Doch ist dies nur ein Tadel vom europäischen Standpunkte aus, der Buddhist wird ihn nicht als solchen anerkennen. Denn was kann ihm, dem es nicht um die Macht oder politische

Größe seines Volkes, sondern um dessen ewiges Heil zu thun ist, daran liegen, welchem Herrscher er hier auf Erden dient?

Die Dinge dieser Welt sind gleichgiltig, sind Schatten an der Wand, und das Endziel alles Strebens ist das Eingehen in Nirwana. Der Weg dazu, wie ihn der Buddha gelehrt hat, ist ebenso einfach als schwer, besonders für die Begüterten dieser Erde. „Schwer ist es," spricht Sakjamuni, „reich zu sein und den Weg der Erlösung zu wandeln." Darum wendet er sich vor Allem an die Armen und Gedrückten, an die Sudras, doch finden auch Brahmanen Aufnahme unter die Zahl seiner Schüler und Anhänger. Die Kaste ist gleichgiltig, Niemand wird durch sie vom Heil ausgeschlossen. „Mein Gesetz," lehrt der Buddha, „ist eine Quelle der Gnade für Alle. Es ist dem klaren Wasser gleich, welches Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Gute und Böse abwäscht und ohne Unterschied reinigt."

Die Vorschriften sind so einfach, als irgend möglich, es gehört weder Bildung noch tiefe Gelehrsamkeit dazu. „Werft Alles weg und werdet Bhixu" (Bettler), das ist die erste Forderung, die der Buddha an seine Anhänger stellt. Dann folgen die näheren Vorschriften: „Ihr sollt nur ein schlechtes gelbes Gewand haben, bestehend aus Weste, Ueberkleid und Mantel, dazu einen Almosentopf, eine Wasserkanne, ein Rasirmesser, um Haar und Bart zu scheeren, die der Eitelkeit dienen, und eine Nähnadel. Ihr sollt keinen Wohnsitz haben, sondern umherwandern wie die Thiere des Waldes, dem Volke meine

Lehre predigen und Eure Mahlzeit vor den Thüren erbetteln."

Jedes Eigenthum, außer den soeben angeführten Gegenständen, ist dem buddhistischen Geistlichen zu besitzen untersagt. Geld darf er nicht einmal anrühren, er soll unter freiem Himmel schlafen und nur während der Regenzeit bei den Gläubigen Aufnahme begehren. Aus dieser letzteren Regel sind übrigens später die buddhistischen Klöster entstanden, deren es noch heutzutage viele Tausende gibt.

Daß natürlich alle weltlichen Vergnügungen ängstlich zu vermeiden sind, versteht sich von selbst. Nach der Mittagszeit darf nichts mehr gegessen werden, denn aus dem vollen Magen entspringen sündige Begierden. Dagegen sind schmerzhafte Selbstpeinigungen unnöthig, es genügt, ein Leben freiwilliger Armuth, Demuth, Keuschheit, Enthaltsamkeit von jeglicher Weltlust und Barmherzigkeit gegen seine Mitgeschöpfe zu führen. Die Kardinaltugend des Buddhismus ist das Mitleid, unbegrenztes Mitleid mit allen lebenden Wesen, sowohl mit Menschen wie mit „unseren geringeren Brüdern", den Thieren. Ein Thier, sei es auch nur ein Insekt, zu tödten, gilt als eine schwere Sünde, die in einer folgenden Geburt durch gleiches Leiden abgebüßt werden muß. Fleischnahrung ist infolge dessen auch dem Buddhisten ein Greuel, und Thierquälerei in buddhistischen Landen etwas Unerhörtes.

Viel Werth wird noch auf die Meditation und Beschaulichkeit, sowie auf das Studium des Gesetzes gelegt. Der Sramana (Enthaltsame) soll sich niedersetzen und sich

in die Tiefen seines eigenen Innern versenken, bis er die Welt und sich selbst vergißt.

Hat er alle diese Regeln treu ausgeübt und es bis zur Vernichtung aller Leidenschaften, alles Wollens, Strebens und aller „Ichheit" gebracht, so ist er in die „Verneinung des Willens zum Leben" eingetreten und damit der Wahn, welcher bei den übrigen Menschen Wesen von Wesen trennt, aufgehoben. Der Quell der Wiedergeburt versiegt, das „Ich" geht aus wie eine Pflanze, die nicht mehr begossen wird, oder wie eine Lampe, der es an Oel gebricht. Und nach dem Tode dieses Leibes erlangt die Seele Nirwana, d. h. „Ausgelöscht werden", Vernichtung.

Dieses Nirwana, dieses Nichts ist aber keineswegs ein positives, sondern nur ein relatives Nichts — nämlich nichts von Alledem, was wir hier auf Erden kennen und begreifen, ein Zustand, in dem es vier Dinge nicht gibt: Geborenwerden, Krankheit, Alter und Tod, und daher allerdings im Vergleich mit diesem Sansara ein Nichts zu nennen.

Noch fünfundvierzig Jahre soll Sakjamuni nach Erlangung der Buddhaschaft auf Erden gewandelt sein. Schon hochbetagt mußte er noch die Zerstörung seiner Vaterstadt und den Untergang seines ganzen Geschlechtes mit ansehen. Als er im Alter von achtzig Jahren sein Ende herannahen fühlte, versammelte er alle seine Schüler um sich, schärfte ihnen noch einmal mit liebevollem Ernst seine Lehren ein und verschied mit den Worten: „Alles ist dauerlos."

In dem Jahrtausend, welches dem Nirwana des Stifters folgte, breitete sich der Buddhismus über den größten Theil Asiens aus, verfiel aber zugleich auch dem Loose, welchem alles an sich Gute und Edle, wenn es unter die Menschen hinaustritt, verfällt: er degenerirte, artete aus und wurde gemißbraucht zu irdischen, eigennützigen Zwecken.

Der heutige Buddhismus, wie er auf Ceylon, in der Mongolei, in Birma, Siam, in Tibet und China gelehrt wird und als Volksreligion herrscht, weist nur noch wenig von dem Geiste Sakjamuni's auf, und nur in den heiligen Büchern findet sich die Lehre, zwar verhüllt von einem Wust von Regeln, Spitzfindigkeiten, Auswüchsen und Erklärungen, aber noch erkennbar dargestellt. In die Volksreligion haben sich eine Unmenge abergläubischer Vorstellungen, ein wüster Reliquien- und Bilderdienst eingeschlichen. Der „heilige Zahn" des Buddha gilt dem Gläubigen mehr, als die reine Lehre. In Indien gewann der Brahmanismus wieder die Oberhand.

Indessen kann Niemand die wohlthätige, moralisch veredelnde Wirkung leugnen, die der Buddhismus auf die asiatischen Völker ausgeübt hat. Wohl die glänzendste Seite der Lehre, die sich auch heute noch in voller Wirksamkeit zeigt, ist ihre Toleranz. Der Buddhist betrachtet alle Menschen, welchen Glaubens, welcher Nationalität sie auch angehören mögen, als seine Brüder, die, wenn auch irrend, mit ihm nach demselben Ziele streben. Niemals ist für die Ausbreitung des Buddhismus nur ein Tropfen Blut geflossen, wohl aber haben Brahmanismus und Islam mit Feuer und Schwert gegen die Schüler Sakjamuni's

gewüthet. Nirgends ist die Privatwohlthätigkeit und die Liebe zu den Thieren so groß, wie in buddhistischen Landen, und nirgends stirbt der Mensch ruhiger und gefaßter.

Wenn auch die Geistlichkeit meist von den strengen Vorschriften des Buddha abgewichen ist, und in den reichen, zahllosen Klöstern sich Hunderttausende von Bettelmönchen mästen, welche Enthaltsamkeit predigen, aber nicht selbst üben, so ist doch die sittlichende Kraft des Buddhismus noch ungebrochen, seine innere Wahrheit und tiefe ethische Bedeutsamkeit nicht verloren gegangen unter der Fluth von Irrthümern und Verfälschungen. Ob aber der Buddhismus bestimmt ist, einer neuen Religion zu weichen oder vielleicht durch eine abermalige Reformation in der ursprünglichen Reinheit wieder zu erstehen, das ist eine Frage, die schwerlich zu entscheiden ist. Jedenfalls, darin stimmen Europäer wie intelligente Asiaten überein, steht dem Buddhismus eine Katastrophe bevor, wie sie Sakjamuni selbst nach einigen tausend Jahren prophezeit.

Die neueste Erwerbung der vereinigten Staaten.

Skizze aus dem hohen Norden Amerika's.

Von

Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Als die Union im Jahre 1867 denjenigen Theil nordamerikanischen Gebietes, der bis dahin noch in russischem Besitz befindlich, nämlich die äußerste Nordwestecke des Kontinents, gegen Zahlung von über dreißig Millionen Mark von Rußland erkaufte, gingen die Ansichten über den Werth dieser Erwerbung in der Union selbst sehr auseinander. Der Yankeewitz machte sich nach allen Richtungen hin über das „schlechte Geschäft" lustig, und in den Zeitungen New-Yorks erschienen satirische Inserate, durch welche dem Kongreß der vereinigten Staaten „unfruchtbare und abgenutzte Kolonien, untergegangene und noch zu entdeckende Inseln, Eisberge u. s. w." zu den billigsten Preisen angeboten wurden.

Das neuerworbene Gebiet, welches den Namen Alaska erhielt, ist in der That auch heute noch fast unbekannt und besitzt anscheinend nur geringe Hilfsquellen. Im Norden begrenzt vom eisigen Polarmeer, im Osten von den kaum erschlossenen Jagdgründen der englischen Hudsonbay-Com-

pagnie, im Süden durch Brittisch-Columbia vom übrigen Gebiet der vereinigten Staaten getrennt, umfaßt Alaska sammt den zahlreichen zugleich von Rußland abgetretenen Inselgruppen im nördlichsten Theil des stillen Oceans zwar einen Flächenraum von anderthalb Millionen Qudratkilometern, d. h. es ist etwa fünfmal größer als das Königreich Preußen, aber auf dem ganzen ungeheuren Gebiet wohnen nach den neuesten Feststellungen vom Jahre 1880 nur 37,000 Menschen: auf je 43 Quadratkilometer kommt ein Bewohner.

Der südlichste Theil von Alaska, ein ziemlich schmaler Landstrich, der sich etwa 700 Kilometer zwischen der oceanischen Küste und dem brittischen Gebiet hinzieht, ist stark gebirgig und durch den mildernden Einfluß des großen Oceans klimatisch verhältnißmäßig begünstigt. Hier erhebt sich der gewaltige Eliasberg, der bis zu einer Meereshöhe von 6000 Meter aufsteigt, also der höchste Gipfel ganz Nordamerika's ist.

Der mittlere Theil der Halbinsel ist flacher, zeigt nur einen von Ost nach West kreisenden Höhenzug und senkt sich sanft nach dem großen Ocean zu. Auf ihn entfällt die Hauptverkehrsader des ganzen Landes, der mächtige Yukonstrom, welcher zwar im Sommer vom Eise befreit, in den Wintermonaten aber in starre Fesseln geschlagen ist und bis tief in das brittische Amerika hineinreicht. Vor einiger Zeit war eine Forschergesellschaft aufgebrochen, um den Lauf dieses Stromes näher zu untersuchen, auf dem die Reisenden eine Strecke von etwa 3200 Kilometer weit gefahren sind. Der Yukon soll nach ihrem Berichte

einer der größten Ströme der Welt sein und um die Hälfte mehr Wasser führen, als der Mississippi; seine Breite beträgt an mehreren Stellen 11 Kilometer.

Auch in jenem mittleren Theile der Halbinsel ist das Klima immerhin noch erträglich. Whymper, der beste Kenner gerade des Flußgebietes des Yukon, erzählt, daß der Abend und der Frühmorgen während des allerdings kurzen Sommers die einzigen Tageszeiten sind, in denen man der Hitze halber reisen kann, eine Hitze, die doppelt schwer empfunden wird, weil sie der strengen Winterkälte auf dem Fuße folgt; er fand an den Ufern des Stromes zahlreiche wilde Rosen, Stachel- und Johannisbeeren — 26 ° Réaumur dagegen war die größte von ihm beobachtete Kälte, sie hielt aber auch nur einen Tag an und ging schnell in gelinderes Wetter über.

Der nördlichste Theil Alaska's endlich liegt fast ganz innerhalb des Polarkreises und kann als nahezu unbewohnbar bezeichnet werden. Die prächtigen Wälder längs der südwestlichen Küste, die zahlreichen Forste in den Flußthälern des Yukon und Kuskoguin, des Cuchituo und des Copperflusses mit ihren immer noch ansehnlichen Beständen an Weißtannen und Birken, an Espen, Weiden und Erlen sind hier verschwunden — Zwergweiden, verkrüppelte Sträucher und Flechten bilden den ganzen Reichthum der arktischen Vegetation. Zahlreicher ist die Thierwelt; das Renthier, der Bisamochse, der Eisbär und die Polarfüchse finden auch hier noch ihre wenn auch oft kärgliche Nahrung, während das Wasser des Meeres und der Flüsse an Fischen, Speck- und Thranthieren eine un-

erschöpfliche Fülle aufweist, und die Eidergänse und Möven zahllos sind. Die wenigen Menschen, welche jene Gegenden durchstreifen, armen nomadischen Eskimostämmen angehörend, vermögen dem Ueberfluß der arktischen Fauna keinen Abbruch zu thun, erst wenn der Händler mit kaufmännischem Unternehmungsgeist nach der Erschöpfung der südlicheren Jagdgründe hieher vordringt, wird jene gelichtet werden, und daß Ersteres bald, sehr bald geschehen wird, dafür sprechen alle Anzeichen.

Der mittlere und südliche Theil Alaska's ist von Indianerstämmen bewohnt, die an der Nordgrenze ihres Gebietes vielfach mit den Eskimos verschmelzen sind, im Uebrigen aber übereinstimmende Merkmale mit einzelnen nordasiatischen Stämmen zeigen. Ein uralter Verkehr zwischen den Nordspitzen beider Kontinente kann demnach als außer Frage stehend betrachtet werden, und die Ansicht neuerer Forscher, daß die Indianer ganz Amerika's von der asiatisch-mongolischen Rasse abstammen, erfährt durch diesen Umstand eine nicht unwichtige Bestätigung, wenn ein durchaus sicherer Beweis dafür auch wohl niemals wird geliefert werden können. Gewiß ist nur, daß alle Indianerstämme Amerika's, von den Eskimos Alaska's, die unter allen Umständen nur entartete Angehörige derselben Rasse sind, bis zu den peruanischen Puris und den Pescherähs des Feuerlandes, eine so ausgesprochene Familienähnlichkeit aufweisen, daß man sie trotz aller Verschiedenheit im Einzelnen unbedingt als stammverwandt bezeichnen muß. „Wer einen Indianerstamm gesehen hat," lautet der als äußerst treffend anerkannte

Ausspruch eines der besten Kenner der Rasse, „hat sie Alle gesehen, so sehr gleichen die Individuen sich trotz ihrer weiten geographischen Verbreitung und dem extremverschiedenen Klima ihres Wohngebietes.“ Es ist übrigens hochinteressant, den sich gerade innerhalb der Grenzen Alaska's vollziehenden allmähligen Uebergang von der reinen asiatischen Rasse bis zu demjenigen Typus zu verfolgen, den wir als den ausgesprochen amerikanischen zu betrachten gewohnt sind. Die Bewohner der Inselkette der Aleuten tragen einen vollkommen asiatischen Charakter und gleichen den Kamtschadalen; der Stamm der Konjagen auf den westlichsten Halbinseln der reichen Küstengliederung Alaska's zeigt vielfach ihnen nahe verwandte Züge; in den Tlinkithen oder Kalosken der südlichen Küste, wie in den Malemuten der nördlicheren findet sich bereits der amerikanische Typus, der endlich bei den Stämmen des Inneren, namentlich bei den Ingeleten und Co-Yukons im Flußgebiet des Yukon, in den unverkennbaren Rothhautcharakter übergeht. Auch in den Dialekten folgt dieser sehr allmählige Uebergang der geographischen Lage.

Die Ureinwohner des Landes sind durchweg Heiden. Nur in der Nähe der Handelsstationen, die zugleich kleine Forts sind, bekennen sich die Eingeborenen zum Christenthum. Der Uebertritt ist übrigens fast stets rein formeller Natur, und ein ziemlich gut verbürgtes Gerücht weiß davon zu erzählen, daß viele Wilde alljährlich den Taufakt erneuern, um die kleinen vergoldeten Kreuze und sonstigen Geschenke, welche ihnen bei dieser Gelegenheit überreicht werden, zu erlangen. Sie wohnen, soweit sie

nicht reine Nomaden sind, in kleinen Dörfern, die häufig besondere Häuser für den Sommer und den Winter haben: jene sind einfache Holzschuppen mit einer kleinen, zuweilen runden Thüre und einem Loch im Dache für den ausströmenden Rauch; diese dagegen sind stets unterirdisch, d. h. sie bestehen aus einem ziemlich großen Loch, das mit Baumstämmen und Zweigen bedeckt und dann mit Erde beschüttet wird. Zum Eingang dient ein abseits belegener kleiner Holzbau, von dessen Innerem aus ein unterirdischer Gang, der nur für auf allen Vieren kriechende Kreaturen berechnet ist, in das eigentliche Haus führt. Feuer, so schreibt Whymper, der wiederholt in diesen Erdhöhlen zu nächtigen gezwungen war, machte man auf dem Fußboden mitten im Zimmer, und war es niedergebrannt, so wurden die Kohlen und halb verbrannten Scheite durch das Rauchloch im Dache herausgeworfen, und dieses mit einem Fell bedeckt. Dadurch wurde allerdings die Wärme, aber auch zugleich der Rauch am Entweichen gehindert, und da auch die Mündung des Eingangs meist durch ein Hirschfell zugedeckt war, so blieb Alles im Zimmer, was dort an Ausdünstungen von mehr oder weniger verdorbenen Fischen, Fleisch, alten Pelzkleidern, jungen Hunden, Schmutz, Rauch und — Menschen sich entwickelte. Die Hunde, die von der Wärme angelockt oben auf dem Dache umherliefen und sich bissen, fielen zuweilen durch den Rauchfang auf das Feuer herunter, warfen das ganze Kochgeschirr über den Haufen und vermehrten die bereits erwähnten Gerüche mit einem neuen, nämlich von verbranntem Haar, um dann heulend

und winselnd davonzustieben. Ein angenehmer Aufenthalt!

Reinlichkeit ist überhaupt keine Tugend der Eingeborenen. Als ein Indianer über Brustschmerzen klagte, wurde ihm ein sehr kräftiges Zugpflaster verordnet und es aus Versehen die ganze Nacht auf der schmerzenden Stelle gelassen. Der Arzt der Expedition erwartete, am Morgen die ganze Brust als eine große Blase vorzufinden, aber siehe da, die einzige Wirkung der spanischen Fliege war die gewesen, daß sie auf beschränktem Felde das erzielt hatte, wofür wir die Seife anzuwenden pflegen. Es hatte die starre, die Brust des Indianers bedeckende Schmutzkruste gelöst. Der Mann jedoch erklärte bestimmt, „geheilt" zu sein.

Die Indianer sind der Mehrzahl nach von kräftiger Statur. Die Männer pflegen sich bei einigen Stämmen den Scheitel zu scheeren, fast bei allen tragen sie Knochenstücke oder Muscheln als Zierathe in der Nase oder in den durchbohrten Wangen. Die Frauen tättowiren sich und lieben es — selbst hier im hohen Norden ist die weibliche Gefallsucht nicht erstorben — sich mit Kügelchen aus dem eigenen Haar und bleiernen oder eisernen Armbändern zu schmücken. Fast überall ist die Kleidung ausschließlich aus Fellen gefertigt; der Leibpelz und die Beinkleider bestehen meist aus Fellen von Renthieren, welche übrigens im Alaskagebiet merkwürdigerweise nicht gezähmt vorkommen, die unvermeidliche Kapuze aus Wolfspelz; für die Stiefelsohlen wird Seehundsfell verwendet, und für die bis über den Ellbogen reichenden

Fausthandschuhe gibt man dem Hundefell den Vorzug. Fuchs, Eichhorn, Wiesel und Marder liefern den Besatz — man sieht, in diesem Punkte wenigstens können die Indianer mit jedem Petersburger Dandy wetteifern. Einer originellen Tracht befleißigt sich übrigens der zahlreiche und kriegerische Co-Yukonstamm: seine Angehörigen tragen nämlich einen Frack mit zwei Schößen, von denen der eine hinten, der andere vorn sitzt, die Magengegend bedeckt und zwischen den Beinen durchgezogen wird, vielleicht eine gar nicht so unpraktische Mode, die wir unseren Schneidern hiemit zur gefälligen Kenntnißnahme bestens empfohlen haben wollen.

Die Einwohner der Aleuten, sowie der Küsten des Territoriums sind vortreffliche Seeleute. Auf ihren kleinen Booten, deren Gestelle häufig nur aus Walfischknochen bestehen, die mit Fellen bekleidet werden, vollführen sie wahrhaft staunenswerthe Fahrten und scheuen selbst weitere Ausflüge auf das offene Meer nicht. In neuerer Zeit sind Leute von den Aleuten wiederholt als Matrosen von amerikanischen Schiffen angenommen worden und haben sich vortrefflich bewährt. Die Bewohner des Inneren liegen natürlich fast ausschließlich den einzigen Beschäftigungsarten ob, welche die Natur des Landes, die den Ackerbau verbietet, ihnen gestattet: der Jagd und dem Fischfang. Und damit kommen wir zu den beiden einzigen wahrhaften Hilfsquellen Alaska's, den einzigen wenigstens, von denen vorläufig die Rede sein kann.

Die dünne Bevölkerung des Landes begünstigte den Wildstand und den Fischreichthum der Flüsse ungemein,

und die Bemühungen der bereits 1799 nach dem Muster der englischen Hudsonbay-Compagnie zur Ausbeutung von Alaska gebildeten russisch-amerikanischen Gesellschaft haben trotz der namhaften Erfolge, welche sie erzielte, den vorhandenen Ueberfluß nicht wesentlich geschmälert. Die mittleren Theile Alaska's sind noch heute selbst den ergiebigsten Jagdgründen der konkurrirenden canadischen Compagnie überlegen, daran kann nach den Berichten der neueren Reisenden gar kein Zweifel sein. Der Wildstand ist so bedeutend, daß das Fleisch selbst an den Küsten gar keinen Werth hat und die Felle für wahrhafte Spottpreise erstanden werden; als Durchschnittszahlen der jährlichen, der früheren Gesellschaft zugeführten Jagdbeute wurden auf Grund zwanzigjähriger Ermittelungen berechnet: 1160 Seeottern, 1500 Fischottern, 870 schwarze Füchse, 1280 schwarzbraune Füchse, 2300 rothe Füchse, 670 weiße Eisfüchse, 2500 dunkle Eisfüchse, 10,000 Biber, 250 Bären, 200 Luchse u. s. w. Von der heutigen amerikanischen Alaska-Gesellschaft, welche 1867 an Stelle der russischen trat, wird die Jagd aber noch weitaus intensiver betrieben; es ist z. B. der Pelzrobbenfang allein für jährlich 1½ Millionen Mark verpachtet worden, und der Werth der erbeuteten Seehundsfelle hat 1880 fast 6 Millionen Mark erreicht. Auch die Fischerei liefert gegenwärtig enorme Erträge. Der schon mehrfach genannte Whymper, ein gewiß ernsthafter und gerade als Engländer den amerikanischen Verhältnissen gegenüber zuverlässiger Berichterstatter, erzählt, daß im Frühjahr der Lachs in einzelnen Flüssen so häufig ist, daß Boote kaum fahren

können, und wenn ein starker Südostwind ersteht, die Fische oft in großen Haufen an's Ufer geschleudert werden und verfaulen. Der Lachs wird als die allergewöhnlichste Nahrung betrachtet, die nur Derjenige genießt, der absolut keiner anderen habhaft werden kann; vielleicht fehlt er deshalb auch in dem Festmahl, welches Whymper sich mit den Genossen seiner Expedition zum Weihnachtsabend des Jahres 1865 am oberen Yukon zusammenstellte, und dessen Menu wir zur „Belehrung" unserer deutschen Hausfrauen mitzutheilen nicht unterlassen können. Die Speisekarte lautete:

Suppe à la Yukon.
Geröstete arktische Hühner.
Alaska-Renthierbraten mit Moosbeerensauce.
Konservirte Schooten und Liebesäpfel.
Pudding von gedörrten Aepfeln.
Gefrorener Käse.
Kaffee. Thee.
Eiswasser und Rumpunsch.

Man sieht, auch im höchsten Norden weiß man Feste würdig zu feiern, und der treffliche Whymper verfehlt sogar nicht hinzuzusetzen, daß er in dem gefrorenen Käse etwas Neues kennen lernte, „das sich empfehlen läßt!"

Die praktischen Amerikaner haben übrigens auch den Reichthum der Gewässer bereits auszubeuten gelernt: 1880 belief sich der Werth der ausgeführten frischen Fische schon auf $2\frac{1}{5}$ Millionen Mark.

Der Hauptort Alaska's ist das zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründete kleine Städtchen Sitka, das früher den Namen Neu-Archangel führte. Der etwa 2000 Einwohner zählende Ort liegt auf der Insel Baranow, einem der Eilande des dem südlichsten Theil Alaska's vorgelagerten Prinz Georg-Archipels. Es ist ein ganz freundliches Städtchen mit Kirchen, Hospitälern, Schulen, Clubhäusern, ausgedehnten Magazinen und als Haupthandelsplatz, der von fast allen Alaska besuchenden Schiffen wenigstens angelaufen wird, von großer und stetig steigender Bedeutung. Auch eine Zeitung, der „Alaska-Herald", erscheint hier seit einigen Jahren. Das Klima ist milde, wenn auch die amerikanischen Berichte, welche von Gerste- und Weizenfeldern in der Umgebung von Sitka fabeln, in die Kategorie der Yankee-Reklame gehören, und einige Kartoffeln neben wenig Gemüse das Einzige ist, was dem Boden mit Mühe abgewonnen werden kann. Sitka gilt übrigens, nebenbei bemerkt, für den Ort der Welt, an welchem es am meisten regnet; sechzig heitere Tage im Jahr gelten schon als Seltenheit, und wenn der Regen aufhört, hebt selbstverständlich der Schneefall an.

Die übrigen Orte in Alaska sind ausschließlich Handelsniederlassungen, die meist im Anschluß an kleine Indianerdörfer entstanden. Als die wichtigsten unter ihnen gelten: Resurrection an der Südküste, Fort Alexandrowsk an der Südwestküste, St. Paul auf der Insel Kadjak, Fort Michael im Nortonsund, in der Nähe der Yukonmündung. Am Yukon selbst endlich ist Nulato als Hauptplatz des Pelzhandels, und das Fort Yukon erwähnenswerth; letzteres

ist eine Station der englischen Hudsonbay-Compagnie und erst in den siebenziger Jahren an die Union gefallen, nachdem neuere Berechnungen seiner geographischen Lage festgestellt hatten, daß es noch westlich der Linie liege, welche Brittisch-Nordamerika von Alaska scheidet. Der unerwartete Verlust war für die Hudsonbay-Gesellschaft sehr empfindlich.

Alles in Allem genommen hat die Union mit der Erwerbung von Alaska sicher das schlechte Geschäft, welches die Spötter befürchteten, nicht gemacht. Wenn auch augenblicklich Jagd und Fischerei die einzigen Erwerbs- und Handelszweige sind, welche wirkliche Bedeutung haben, so verzinsen doch, um kaufmännisch zu sprechen, ihre Reinerträge die Kaufsumme, welche die Republik an das Zarenreich zahlte, vollkommen, und sie werden dies in immer günstigerem Verhältniß thun, jemehr Betriebskapital und geschäftliche Intelligenz in ihnen angelegt wird, und je entblößter und werthloser infolge der erbarmungslosen und unwirthschaftlichen Ausnutzung die Jagdgründe des ganzen übrigen Kontinents werden. Aber die Zukunft dürfte — wenn nicht alle Anzeichen täuschen — für Alaska's Werth noch andere Aussichten eröffnen. Sowohl auf dem Festland, wie auf den Inseln und besonders auf der Kette der stark vulkanischen Aleuten sind zweifellos mineralische Schätze von großem Werthe zu heben. Auf den letzteren und den Küsten des Kontinents sind zunächst Steinkohlenlager von gewaltiger Mächtigkeit bereits seit Jahrzehnten konstatirt und gelegentlich von russischen Dampfern behelfsweise ausgebeutet worden; ihr wahrer Werth wird natür-

lich erst dann erkannt werden und ihr rationeller Abbau erst dann beginnen, wenn unsere günstig gelegeneren Kohlenfelder erschöpft sein werden. Außerdem kommt Eisen und Kupfer vor, auf das Vorhandensein von Silber und Gold ist von allen Reisenden, welche sich mit geologischen Untersuchungen beschäftigten, mit Bestimmtheit hingewiesen worden, und Goldgräber, welche an dem die Südgrenze Alaska's bildenden Stekinefluß arbeiteten, sollen in den letzten Jahren sehr bedeutende Erträgnisse erzielt haben.

Abgesehen aber von allen wirthschaftlichen Fragen war die Erwerbung Alaska's für die Union von hoher politischer Wichtigkeit, und in der That ein Ereigniß von eminenter Tragweite, sie war ein Schritt vorwärts zur Verwirklichung der großen Idee, welche als Monroe-Doktrin in dem Herzen jedes Nordamerikaners lebt: Zur Einigung des ganzen Kontinents von der Landenge von Panama bis zu den Küsten des Polarmeers unter dem Sternenbanner der Union.

Mannigfaltiges.

Die Münzarbeiter im alten Rom bildeten eine von der übrigen Bevölkerung streng abgeschlossene Klasse, welche unter besonderen Gesetzen stand. Die Tochter eines Münzers durfte nur einen Münzoffizianten heirathen. Der Sohn mußte das Geschäft seines Vaters erlernen; er war von jedem anderen Berufe ausgeschlossen und konnte die ihm oftmals aufgezwungene Beschäftigung unter keinen Umständen mit einem ihm mehr zusagenden Gewerbe vertauschen. Daneben wurden die Münzverbrechen sehr hart bestraft. Auf die Fälschung stand der Feuertod. Der Gefangenwärter, welcher einen des Münzverbrechens Angeklagten entspringen ließ, büßte seine Schuld gleichfalls mit dem Leben. Das gesammte Vermögen des Fälschers und, falls er zur Miethe wohnte, auch dasjenige des Hauseigenthümers wurde eingezogen. Die Konfiskation fand selbst dann statt, wenn der Hauswirth von der verbrecherischen Thätigkeit seines Miethers keine Ahnung gehabt hatte. Durch diese strenge Vorschrift wollte man die Hausbesitzer gewissermaßen zwingen, das Treiben ihrer Miether zu überwachen. Außerdem erhielt jeder Sklave, welcher dem Richter einen Münzfälscher anzeigte, die Freiheit und mit ihr das römische Bürgerrecht. War der Denunciant ein Freigeborener, so gab man ihm die Hälfte des konfiszirten Vermögens und ertheilte ihm verschiedene Privilegien. Trotz aller

dieser Maßregeln konnten die Münzfälschungen im alten Rom nicht verhindert werden. Der hohe Gewinn, welchen die ungetreuen Beamten aus ihrer verbrecherischen Thätigkeit zogen, reizte viele Münzarbeiter zu Betrügereien. Die Fälscher ersannen fortwährend neue Methoden, vermittelst derer sie die Wachsamkeit der Behörden zu täuschen und sich selbst der Bestrafung zu entziehen suchten. H. Ww.

Die spanische Silberflotte, welche ehemals die Reichthümer der ost- und westindischen Kolonien nach dem Mutterlande brachte, lockte stets die übrigen Seemächte, insbesondere England und Holland, zum Kapern an. Im Jahre 1628 erfuhr der holländische Kommandant Peter Hain, daß die Silberflotte wieder unterwegs sei. Er lief daher am 20. Mai von Texel aus, drang mit unerhörter Kühnheit in den spanischen Hafen la Corunna ein, bohrte hier eine ganze Flottille spanischer Schiffe in den Grund und wandte sich von da südlich nach Kadiz. Auch hier brachte er eine Reihe von Schiffen auf, erfuhr zugleich, die Silberflotte sei noch nicht gelandet, und steuerte deswegen nach West. Auf der Höhe von Cuba in der Nähe des Forts Havanna stieß Hain am 8. September auf die Silberflotte, welche 12 Segel stark war; sofort begann der Angriff, welcher mit der Wegnahme von 9 Schiffen endigte. Kaum war der Kampf geendigt, so erschienen noch 8 spanische Schiffe, welche mit Silber aus Peru beladen waren. Auch von diesen eroberten die Holländer fünf, während die übrigen drei verfolgt und in der Nähe des Hafens Matanca auf den Strand gejagt wurden. Was die Holländer an Geld und Geldeswerth aufgebracht hatten, bezifferte sich auf die kolossale Summe von 168 Tonnen Goldes. Nun traten sie den Rückweg an. In der Nähe der flämischen Inseln brach ein starker Sturm aus, der die holländischen Schiffe auseinander trieb. Kommandant Peter Hain selbst wurde nach England verschlagen. Nach vielen Fährlichkeiten liefen die Schiffe

doch zuletzt in die Maas ein und lieferten die ungeheure Beute glücklich ab. G. Sch.

Die Chinesen sind sehr praktische Leute und wissen in jeder Lage des Lebens die vortheilhafteste Seite herauszufinden. Dies bezieht sich auch auf den Abschluß von Heirathen, worüber Folgendes berichtet wird: In Hongkong gibt es Personen, welche sich ausschließlich damit beschäftigen, die im Auslande wohnenden und dort wohlhabend gewordenen Chinesen mit Gattinnen zu versehen. Diese „Heirathsvermittler" unterscheiden sich von ihren europäischen Collegen aber dadurch, daß sie die betreffenden Damen gleich kaufen und hernach beliebig über sie verfügen können. Wenn nun ein reicher Chinese, den das Schicksal unter die „Barbaren" (worunter im himmlischen Reiche alle Nicht-Chinesen verstanden werden) verschlagen hat, sich nach einer Gemahlin aus dem eigenen Stamme sehnt, so schreibt er einem Heirathsagenten in Hongkong einen Brief, welcher etwa folgendermaßen lautet:

„Ich wünsche eine Gattin; sie muß eine Jungfrau und noch nicht zwanzig Jahre alt sein, auch darf sie ihres Vaters Haus noch nie verlassen haben. Sie darf noch nie ein Buch gelesen haben und ihre Augenlider müssen einen halben Zoll lang sein. Ihre Zähne müssen einen Glanz haben, wie die Perlen von Ceylon, ihr Athem muß einem balsamischen Dufte gleichen, wie er den Wäldern Java's entsteigt, und ihr Kleid muß aus den Händen der Seidenweber von Ka-Li-Ching stammen, welche an den Ufern des größten und herrlichsten der Ströme, des ewig fließenden Yank-tse-kiang wohnen."

Was nun den Preis betrifft, den eine solche Schöne, etwa nach Sydney in Australien geliefert, kostet, so beziffert sich derselbe etwa auf 38 Pfund Sterling. Zwei kosten aber nur circa 52 Pfund. Das weiß der praktische Heirathslustige sehr wohl, er läßt sich daher sogleich ein Paar senden und wählt sich davon

die Schönste aus. Die andere sucht er dann unter der Hand an den Mann, d. h. den Meistbietenden, zu bringen, wobei er meist noch ein ganz hübsches Geschäft macht. G. Sch.

Zur Geschichte der Auster. — Austern sind seit undenklichen Zeiten genossen worden. Griechen und Römer betrachteten sie als große Leckerbissen; die letzteren waren die Erfinder der Austernkultur: sie legten Austernbänke an und mästeten die Austern. Von der Austernschale — Ostrakon — wird häufig der Ostracismus oder das Scherbengericht hergeleitet, das Plutarch und Aristoteles ein „Heilmittel des Staates" nennen. Mit diesem Heilmittel hat es folgende Bewandtniß. Auf den Antrag des Atheners Kallisthenes (336 v. Chr.) war jedem Bürger Athens das Recht eingeräumt worden, den Namen eines ihm verdächtigen Mannes, den der Staat verbannen solle, auf eine Austernschale zu schreiben, welche auf einen eigens hiezu bestimmten Ort niedergelegt werden mußte. Die neun Archonten waren mit dem Zählen dieser Schalen beauftragt, aber erst dann durften sie das Verbannungsurtheil sprechen, wenn sechstausend solcher Schalen vorhanden waren. Der Verurtheilte wurde dann, wie z. B. Aristides, auf zehn Jahre nach Argos exilirt. Erreichten jedoch die Schalen die Zahl sechstausend nicht, so wurde der Angeklagte, selbst wenn auch nur eine einzige Schale fehlte, frei gesprochen und durfte in Athen bleiben. — Macrobius erzählt, daß den römischen Priestern als Zeichen der Auszeichnung bei jedem Feste eine Schüssel Austern aufgetragen wurde. Mit dem Untergange des altrömischen Reiches sank auch die Auster in Vergessenheit, und erst Ludwig XIV. (1643 bis 1715) erhob sie wieder auf die Tafel, wo sie sich immer beliebter machte, obwohl man in Deutschland ihren Werth erst sehr spät erkannte. R.

Das Billardspiel gehört jetzt zu den beliebtesten Unterhaltungen der Herrenwelt. Während noch vor wenigen Jahr-

zehnten Paris als die Metropole des Billardspiels galt, stehen der französischen Hauptstadt jetzt die übrigen europäischen Großstädte ebenbürtig zur Seite, obgleich das lebenslustige Babel an der Seine nicht weniger als 25,000 Stück dieser grünbezogenen Tafeln aufzuweisen hat, auf denen ein jährlicher Umsatz von sechzehn Millionen Francs erzielt wird. Der französische Schriftsteller Mercier erzählt, daß es zu Ende des 16. Jahrhunderts in ganz Paris nur ein einziges Billard gab, das im Louvre stand. Es war aus Italien gekommen und diente den Hofleuten der Katharina von Medicis zur Unterhaltung. Das zweite Billard ließ der reiche Kabinetsrath Peter Damours ebenfalls aus Italien kommen und im Prunksaale seines Palastes am Quai de la Tournelle aufstellen, wo es lange eine Art Sehenswürdigkeit bildete. Eigentlich Mode ward das Billard erst unter Ludwig XIV., der es so gern spielte, daß er seinen regelmäßigen Partner Chamillard für die Geschicklichkeit im Caramboliren mit einem Ministerposten belohnte. Freilich war Chamillard klug genug, den König stets gewinnen zu lassen und dessen Fertigkeit im Spiel gebührend zu bewundern. — Lange blieb das Billardspiel ein Zeitvertreib der Großen, und erst während der großen Revolution von 1789 stieg es, wie so vieles andere, aus den Palästen auf die Straße herab, in's Estaminet und Café. Heute ist es Gemeingut aller Stände geworden, und im Prunkgemache des Königsschlosses ist es ebenso zu finden, wie in der einfachen Dorfschenke. M. L.

Die Harmonie des Riechens. — Die Natur des Riechens ist den Gelehrten bisher noch ziemlich dunkel gewesen. Man nahm nur an, daß alle riechbaren Stoffe Gase entwickeln, die auf unsere Geruchsnerven einen geheimnißvollen Reiz ausüben. W. Ramsay in Bristol hat nun hierüber überraschende Untersuchungen angestellt, deren hochinteressantes Resultat auch in weiteren Kreisen gekannt zu werden verdient. Der genannte For-

scher führt den Akt des Riechens auf äußerst feine, unsichtbare Schwingungen der riechbaren Gase zurück, wie ja auch der Schall auf Luftwellen und das Licht auf Aetherschwingungen beruht — nur daß die Geruchsschwingungen bei Weitem geschwinder vor sich gehen. Dieselben übertragen sich nun in der Nase auf die haarähnlichen Fortsätze spindelförmiger Zellchen, die mit den Geruchsnerven in Verbindung stehen. Aber ganz wie es bei den Tönen Grundtöne gibt, auf welche sich andere zu Akkorden und Harmonien aufbauen, so gibt es auch Gerüche, die aus Grundgeruch und aus einer ganzen Folge von harmonischen Gerüchen, also aus Geruchsakkorden bestehen, aus denen Ramsay die verschiedene Qualität der Gerüche zusammensetzt. P. T.

Ein seltenes Beispiel von Toleranz bietet die Geschichte der Kirche des heiligen Johannes zu Damaskus. Nach der Eroberung dieser Stadt durch Omar wurde die Kirche des heiligen Johannes getheilt und Christen sowohl als Moslemin zum gemeinsamen Gottesdienst eingeräumt, dergestalt, daß der westliche Theil Kirche blieb, der östliche aber zur Moschee hergerichtet wurde. Siebenzig Jahre lang feierten Christen wie Mohammedaner, zu einem und demselben Thore hereinkommend, unter einem Dache ihre Gottesdienste friedlich nebeneinander. Im westlichen Theile predigte ein christlicher Bischof, im östlichen ein islamitischer Imam. Dort riefen Glocken, hier die Stimme des Muezzin zum Gebet, dort legten die Schriftgelehrten die Bibel, hier den Koran den Gläubigen aus; und während am Hochaltare der westlichen Hälfte für die im Kampfe wider die Ungläubigen befindlichen Christen um Sieg zu Gott gefleht wurde, beteten im östlichen Theile des Gebäudes die Mosleminen für ihre als Märtyrer des Glaubens gegen die Christen gefallenen Brüder. Beide Parteien aber vereinigten sich regelmäßig zu gemeinsamer Andacht an der Schädelstätte Johannes des Täufers, der beiden als Prophet und Apostel des Lichts heilig

ist. Diese schöne Duldung fand ihr Ende, als sich unter der Regierung Welid's die Mohammedaner beklagten, daß die Stimmen der Vorleser des Korans durch die christlichen Choräle übertönt würden. Welid räumte darauf den Christen die Kirche des heiligen Thomas ein, ließ die Kirche des heiligen Johannes niederreißen und an ihrer Stelle die prachtvolle Moschee der Omajaden, ein durch seine Pracht und Schönheit ausgezeichnetes Wunderwerk arabischer Baukunst aufführen, über welches noch heute Christen und Muselmänner staunen. F. Z.

Wie Milch genossen werden sollte. — Milch ist ein Nahrungsmittel und darf nicht in starken Zügen genossen werden, wie etwa Bier und andere Getränke. Dies weiß schon der Säugling, der die ihm gereichte natürliche Nahrung in ganz kleinen Mengen nach und nach zu sich nimmt. Jeder kleine Mundvoll ist durch Anstrengung gewonnen und wird ganz langsam der Schleimhaut des Magens zur beginnenden Verdauung zugeführt. In dieser Weise wird die Milch ganz allmählig zu Gerinnsel und der Magen wird nicht durch einen Klumpen halb geronnener Milch belästigt. Dasselbe Verfahren sollten auch Erwachsene befolgen. Milch muß langsam in kleinen Schlucken, in kleinen Pausen genossen werden, denn nur so kann der Magensaft seinen Zweck erfüllen. Wird Milch nach Genuß anderer Nahrungsmittel getrunken, so ist sie eine Bürde für den Magen, verursacht Unbehagen und andauernde Indigestion, weil nicht genug von dem Verdauungsagens in dem überfüllten Magen vorhanden ist. Und je besser die Milch ist, um so größer wird das Mißbehagen. R.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9220

